

Oceola.
Ein Roman
vom
Capitain Mayne Ried.

Deutsch
von
A. Kretzschmar.

Wurzen, 1858.
Verlags-Comptoir.

ERSTER BAND.

ERSTES KAPITEL. DAS BLUMENLAND.

Linda Florida! schönes Land der Blumen!

So begrüßte Dich der kühne spanische Abenteurer, als er, am Bug seiner Caravele stehend, zuerst Deiner Ufer ansichtig ward.

Es war am Palmsonntage, dem Feste der Blumen, und der fromme Castilier sah in Dir ein passendes Emblem des Tages. Unter dem Einflusse eines frommen Gedankens gab er Dir den Namen dieses Tages und wohl verdientest Du die stolze Benennung.

Dies war vor dreihundert Jahren. Drei volle Jahrhunderte sind seit der Stunde Deiner Taufe vergangen, aber der Name geziemt Dir jetzt eben noch so wie sonst. Dein Blumenschmuck ist in dieser Stunde noch so prächtig, als da Leon an Deinen Gestaden landete – ja, noch eben so prächtig, als da der Hauch Gottes Dich zuerst in's Dasein rief. Deine Wälder sind noch jungfräulich und unverletzt; grünend Deine Savannen; Deine Haine sind noch so duftig als je – jene von Wohlgeruch erfüllten Haine von Anis und Orangen, von Myrthen- und Tulpenbäumen. Noch funkelt auf Deinen Ebenen die himmelblaue Iria, noch schimmern in Deinen Wassern die goldenen Nymphen über Deinen Sümpfen ragen noch die kolossale Cypresse, die riesige Ceder, der Gummi- und der Lorbeerbaum. Noch wogen über Deinen sanftem Abhängen von silberfarbenem Sand langnadelige Tannen, welche durch die gigantischen Blätter der Palme hindurchschauen.

Seltsame Anomalie der Vegetation! – der Baum des Nordens und der Baum des Südens – die Embleme der Kalten und der heißen Zone – in dieser Deiner milden Mittelzone stehen sie neben einander und strecken ihre Zweige zusammen.

Linda Florida! Wer kann Dich ohne eigenthümliche Gemüthsbewegung sehen? ohne die Ueberzeugung, daß Du ein bevorzugtes Land bist? Wer Dich anschauet, der hört auf, sich zu wundern über den Glauben – den abenteuerlichen Glauben der ersten Abenteurer, daß aus Deinem Schooße die Quelle der Jugend, das Wasser des ewigen Lebens hervorsprudele!

Kein Wunder, daß diese poetische Meinung Gunst und Glauben fand – kein Wunder, daß eine so herrliche Idee ihre zahlreichen Anbeter hat.

Tausende kamen von fern um frische neue Jugend durch ein Bad in Deinen krystallenen Strömen zu finden; Tausende suchten sie mit weit größerer Gier als das weiße Metall von Mexico, oder das gelbe Gold von Peru.

Ueber diesem Suchen wurden Tausende älter anstatt jünger, aber kamen um in Verfolgung der eitlen Täuschung. Aber wer könnte sich darüber wundern? Selbst noch zu dieser Stunde kann man es kaum für eine Illusion halten und in jenem Zeitalter der Romantik war sie noch viel leichter zu glauben.

Eine neue Welt war entdeckt worden, warum nicht auch eine neue Theorie des Lebens! Die Menschen sahen hier ein Land, wo die Blätter niemals fielen und die Blumen niemals welkten; die Blüthe war ewig – ewig die

Musik der Vögel. Es gab seinen Winter – keine Spuren von Tod oder Verwesung.

Wie natürlich war daher die Meinung und wie leicht der Glaube, daß in einem so schönen Lande auch der Mensch unsterblich sein könne!

Diese irrige Meinung ist schon längst entschwunden, aber nicht die Schönheit, welche ihr Entstehung gab. Du, Forida, bist noch immer dieselbe – Du bist immer noch vorzugsweise das Land der Blumen. Deine Haine sind noch eben so grün, Dein Himmel noch so hell, Deine Wasser so durchsichtig wie je. In dem Liebreize Deiner Erscheinung ist keine Veränderung vorgegangen.

Und dennoch bemerke ich eine Veränderung. Die Bühne ist noch dieselbe, aber nicht die Personen.

Wo sind die Menschen von jenem rothen Stamme, die von Dir geboren und an Deiner Brust genährt wurden? Ich sehe sie nicht. Auf Deinen Feldern sehe ich weiße und schwarze Menschen, aber keine rothen – Europäer und Afrikaner, aber keine Indianer – nicht Einen von jenem alten Volke, welches sonst das Deine war. Wo sind sie?

Verschwunden, Alle verschwunden! Nicht mehr wandeln sie auf Deinen blumigen Pfaden – nicht mehr werden Deine krystallenen Ströme von den Kielen ihrer Kanoes durchfurcht – nicht mehr wird der Schall ihrer Stimmen auf Deinem würzigen Lufthauche dahingetragen – das Dröhnen ihrer Bogensehnen wird nicht mehr unter den Bäumen Deines Waldes gehört – sie sind von Dir geschieden – fern und auf immer.

Aber nicht freiwillig gingen sie fort –, denn wer könnte Dich mit freiwilligem Herzen verlassen? Nein, schönes Florida, Deine rothen Kinder waren Dir treu und schieden nur widerstrebend und mit der bekümmertem Gemüthe.

Lange hielten sie fest an den geliebten Schauplätzen ihrer Jugend; lange setzten sie den Verzweiflungskampf fort, der sie auf ewig berühmt gemacht hat. Ganze Armeen und manchen harten Strauß kostete es dem bleichen Gesichte, sie aus dem Besitze zu treiben, und dann gingen sie immer noch nicht freiwillig – sie, wurden von Deinem Schooße losgerissen, wie junge Wölfe von ihrer Mutter, und in ein fern westlich gelegenes Land getrieben.

Traurig waren ihre Herzen und langsam ihre Schritte, als sie ihr Antlitz der untergehenden Sonne entgegenwendeten. Schweigend oder weinend gingen sie weiter. Unter dieser ganzen Schaar befand sich nicht ein Einziger, der freiwillig in die Verbannung ging.

Und es war kein Wunder, daß sie Dich nicht gern verließen. Wohl kann ich mir die bittere Qual ihres Kummers denken. Auch ich habe die Süßigkeiten Deines blumenreichen Landes genossen und bin mit Widerstreben von Dir geschieden. Ich bin unter den Schatten Deiner majestätischen Wälder gewandelt und habe mich jn Deinen durchsichtigen Strömen gebadet – nicht mit der Hoffnung auf Wiederverjüngung, wohl aber mit der Gewißheit von Freude und Wohlsein.

Oft habe ich unter dem Baldachin Deiner sich weit ausbreitendenn Palmen und Magnolien mein Lager aufgeschlagen, oder mich auf dem grünen Rasen Deiner Savannen ausgestreckt, und, meine Augen auf den blauen Aether Deines Himmels richtend, habe ich meinem Herzen gelauscht, wenn es die Worte jenes morgenländischen Dichters stammelte:

»O, wenn es ein Elysium auf Erden giebt,
»So ist es dies – so ist es dies!«

ZWEITES KAPITEL. DIE INDIGOPLANTAGE.

Mein Vater war ein Indigopflanzer. Sein Name war Randolph. Ich trage seinen ganzen Namen – Georg Randolph.

Es fließt indianisches Blut in meinen Adern. Mein Vater war von den Randolphs von Roanoke – und stammte sonach von der Prinzessin Pocahontas ab. Er war stolz auf seine indianischen Ahnen – fast eitel darauf.

Es kann, besonders europäischen Ohren, fast wie ein Widerspruch klingen, aber dennoch ist es wahr, daß weiße Männer in Amerika, welche indianisches Blut in den Adern haben, stolz auf diese Beimischung sind. Selbst für einen Mischling oder »Halbblut« ist es kein Kennzeichen eines Makels, besonders wenn das gemischte Blut zugleich mit Reichthum begabt gewesen ist.

Alle Bücher, welche geschrieben worden, liefern keinen so starken Beweis von der Erhabenheit des indianischen Charakters, wie die *eine* Thatsache, daß wir uns

nicht schämen, sie als unsere Vorältern anzuerkennen. Hunderte von weißen Familien machen Anspruch auf Abstammung von der virginischen Prinzessin. Wenn ihre Ansprüche gerecht sind, dann muß die schöne Pocahontas ein reicher Segen für ihren Herrn und Gemahl gewesen sein. Ich glaube, mein Vater stammte wirklich von der ächten Linie ab. Auf alle Fälle gehörte er einer stolzen Familie in der »alten Herrschaft« an und war in seiner Jugend von schwarzen Stlaven zu Hunderten umringt gewesen.

Aber sein fruchtbare Erbland war endlich erschöpft – verschwenderische Gastfreundschaft ruinirte ihn beinahe, und da er es nicht über sich gewinnen konnte, auf eine untergeordnete Stufe herabzusteigen, so raffte er die letzten Reste seines Vermögens zusammen und zog südwärts, um hier das Leben von Neuem zu beginnen.

Ich ward vor diesem Wegzuge geboren und bin daher ein geborener Virginier, aber meine ersten Eindrücke von einer Heimath bildeten sich an den Ufern des schönen Suwanee in Florida.

Dies war der Schauplatz meines Knabenalters, der Platz, der durch die Freuden der Jugend und den Zauber der ersten Liebe mir geheiligt worden.

Ich möchte ein Bild von der Heimath meiner Kindheit entwerfen.

Wohl entsinne ich mich ihrer – eine so schöne Umgebung verwischt sich nicht so leicht aus dem Gedächtnisse.

Ein schönes hölzernes Haus, weiß angestrichen, mit grünen Jalousieen und einer breiten, sich rings herum

ziehenden Veranda. Geschnitzte Kolonnaden tragen das Dach dieser Veranda und ein niedriges Geländer mit dünnem Gitterwerke trennt sie von der Umgebung – dem Blumengarten vorn, der Orangerie auf der rechten Seite und einem großen Garten links.

Von dem Eingange des Gartens zieht sich ein glatter Rasenplatz in sanfter Abdachung nach dem Ufer des Flusses hinab, der sich hier zu der Breite eines stattlichen Sees erweitert – mit fernen Ufern, kleinen Inseln, welche in der Luft zu schweben scheinen, wildem Geflügel über und in dem Wasser.

Auf dem Rasenplatze erblickt man hohe kerzengerade Palmen mit befrans'ten Blättern – eine Art *Oreodoxia* – andere mit breiten fächerförmigen Blättern – die Palmetten des Südens – Magnolien, Gruppen von dem duftenden Nicium, und strahlenförmig ausgebreitete Kronen der *Yucca gloriosa* – alle in diesem Boden heimisch.

Auch noch ein anderes Kind des Bodens bietet sich dem Auge dar – eine ungeheuere Lebenseiche, welche ihre langen horizontalen Aeste ausstreckt, die dicht mit immergrünen Blättern bedeckt sind und das Gras unten weithin beschatten.

In diesem Schatten sieht man ein schönes Mädchen in leichtem Sommergewande. Ihr Haar ist locker mit einem weißen Tuche zusammengebunden, aus dessen Falten sich lange, goldfarben schimmernde Flechten hervorgedrängt haben.

Dies ist meine Schwester Virginia, meine einzige Schwester, noch jünger als ich, Ihr goldenes Haar verräth nicht ihre indianische Abkunft, aber hierin artet sie unserer Mutter nach.

Sie spielt mit ihren Lieblingen, einer Rehkuh und deren niedlichem geflecktem Kalbe. Sie füttert die Thiere mit dem Fleische der süßen Orange, welches sie überaus gern fressen.

Ein anderer Liebling sitzt, an einer winzig dünnen Kette geführt, neben ihr. Es ist das schwarze Fuchseichhörnchen mit glänzendem Felle und zitterndem Schweife. Seine excentrischen Sprünge und Possen erschrecken das Rehkalb, so daß es sich, wie um Schutz zu suchen, dichter an seine Mutter, zuweilen auch an meine Schwester anschmiegt.

Dieses Schauspiel ist von Musik begleitet. Der goldene Oriol, dessen Nest sich unter den Orangebäumen befindet, läßt seinen flüssigen Gesang hören und der unter der Veranda in seinem Käfige hängende Spottvogel wiederholt die Melodie mit Variationen. Der lustige Spaßmacher äfft auch den rothen Kardinal und die blaue Dohle nach, welche beide unter den Blüthen der Magnolie herumflattern, ebenso wie das Geplapper der grünen Papageien, welche sich mit den Beeren der hohen Cypressen unten am Rande des Wassers beschäftigen. Dann und wann wiederholt er auch das Geschrei der spanischen Kiebitze, welche hoch oben in der Luft ihre silbernen Schwingen ausbreiten, oder das Geschrei des Tantalus,

welchen man von den kleinen fernen Inseln des Sees herüber hört. Das Bellen des Hundes, das Miauen der Katze, das Wiehern der Maulthiere und Pferde, selbst die Töne der menschlichen Stimme – alles Dies wird von dem vielseitigen und unvergleichlichen Sänger nachgeahmt.

Die Hinterseite der Wohnung bietet einen ganz andern Anblick dar, der vielleicht nicht so schön, aber nicht minder erheiternd ist. Hier zeigt sich ein Schauspiel von thätigem Leben – das Bild der Industrie einer Indigoplantage.

Eine geräumige Einfriedigung mit ihrem Lattenzaune stößt an das Haus. Ziemlich in der Mitte desselben steht die *pièce de resistance* – ein großer Schuppen, der einen halben Acker Boden bedeckt und auf starken Holzsäulen steht. Unter demselben sieht man große längliche Wannen, die aus starken Cypressenstämmen gehauen sind. Sie stehen drei und drei eine über der andern und durch an ihren Enden angebrachte Zapfen mit einander in Verbindung. In diesen Wannen wird die kostbare Pflanze eingeweicht und ihre schöne himmelblaue Farbe ausgezogen.

Jenseits stehen Reihen von kleinen niedlichen Hütten, an Form und Größe gleich, jede in einer kleinen Gruppe von Orangenbäumen versteckt, deren reife Früchte und weiße, wachsähnliche Blüthen die Luft mit Wohlgeruch erfüllen.

Dies sind die Negerhütten.

Hier und da, kerzengerade über ihre Däcker emporragend oder sich sanft darüber neigend, steht derselbe edle Palmbaun, welcher den Rasenplatz vorn schmückt.

Andere Häuser zeigen sich in der Einhegung, plumpe Bauwerke von behauenen Baumstämmen mit Breterdächern. Diese sind der Stall, die Scheune und die Küche. Diese letztere steht mit dem Hauptbäude durch eine lange offene Gallerie in Verbindung, deren Schindeldach auf Säulen von der wohlriechenden weißen Ceder ruhet.

Jenseits der Einhegung dehnen sich weite Felder, von dem dunkeln Gürtel des Cypressenwaldes begrenzt, welcher die Aussicht schließt.

Diese Felder zeigen das Hauptzeugniß der Plantage, das kostbare Farbekraut, obschon auch noch andere Vegetation darauf sichtbar ist. Es giebt Maispflanzen und süße Kartoffeln (*Convolvulus batatas*), etwas Reis und Zuckerrohr. Diese letztern sind aber nicht für den Handel bestimmt, sondern zur Consumtion an Ort und Stelle.

Der Indigo wird in geraden Reihen mit schmalen Zwischenräumen gesät. Die Pflanzen sind von verschiedenem Alter. Einige brechen eben erst mit Blättern wie junger Klee durch die Scholle. Andere, voll ausgewachsen, über zwei Fuß hoch, gleichen Farrnkräutern und zeigen die hellgrünen, spitzigen Blätter, welche die meisten der *Leguminosae* charakteristren, denn zu dieser Familie gehört der Indigo. Einige lassen ihre eben im Aufplatzen begriffenen Blüthen sehen, obschon ihnen selten gestattet ist, dieselben zur vollen Entwicklung gelangen zu lassen. Ein anderes Schickaaal harret ihrer und die Hand des

Schnitters thut dem purpurnem Erblühen mit rauher Gewalt Einhalt.

In der Einhegung und auf den Indigofeldern bewegen sich etwa hundert menschliche Gestalten. Mit einer oder zwei Ausnahmen sind sie alle von afrikanischer Race, alle Sclaven. Aber nicht alle haben eine scharze Haut – kaum die Mehrzahl von ihnen besteht aus Negern. Es sind Mulatten, Sambo's und Quadronen. Sogar einige, die von reinem afrikanischem Blute sind, sehen nicht schwarz, sondern nur bronzefarben aus, aber mit Ausnahme des Aufsehers und des Eigenthümers der Pflanzung sind sie alle Sclaven.

Einige davon sind abschreckend häßlich, mit dicken Lippen, niedrigen, zurücktretenden Stirnen, platten Nasen und schlechtgeformten Körpern. Andere sind gut gewachsen und unter diesen befinden sich einige, die man für hübsch erklären könnte. Es sind Frauen darunter, die fast ganz weiß aussehen – Quadronen. Unter diesen letzteren befinden sich einige, die mehr als hübsch sind, sie sind geradezu schön zu nennen.

Die Männer sind in ihren Arbeitskleidern, weiten katzenen Beinkleidern mit groben bunten Hemden und Hüten von Palmblättern. Einige entfalten ein gewisses Stutzerthum in ihrem Costüm. Manche sind von dem Gürtel aufwärts an nackt und ihre schwarze Haut schimmert in der Sonne wie Ebenholz.

Die Frauen sind mit gestreiften Kleidern angethan und ihre Köpfe mit buntgewürfelten Madrastüchern umwunden. Das Costüm mancher ist geschmackvoll und hübsch und der turbanähnliche Kopfputz macht es malerisch.

Sowohl Männer als Frauen sind mit der Arbeit der Pflanzung – der Fabrikation des Indigo – beschäftigt. Einige schneiden die Pflanzen mit Erntehaken und binden sie in Garben. Andere tragen sie von dem Felde hinein in den großen Schuppen. Einige sind beschäftigt, sie in den obren Trog, wo sie zuerst eingeweicht werden, zu werfen, während Andere wieder Pflanzen herausnehmen und klopfen. Einige schaufeln den Niederschlag in die Filterräcke, während Andere das Trocknen und Ausschneiden beaufsichtigen.

Jeder hat seine ihm angewiesene Arbeit und Alle scheinen bei Ausführung derselben gleich heiter zu sein. Sie lachen und schwatzen und singen. Sie geben Scherz um Scherz zurück und kaum vergeht ein Augenblick, wo nicht lustige Stimmen an das Ohr schlagen.

Und dennoch sind dies lauter Sclaven – die Sclaven meines Vaters. Er behandelt sie gut. Selten wird die Peitsche emporgehoben – daher die glückliche Laune und die heitere Miene.

Diese angenehmen Bilder sind meiner Erinnerung tief eingegraben. Sie bildeten die *mise-en-scène* meiner frühesten Jugendjahre.

DRITTES KAPITEL. DIE BEIDEN JAKES.

Jede Pflanzung hat ihren »schlechten Kerl« – oft mehr als einen, aber stets wenigstens einen, welcher im Bösesthun den Vorrang behauptet. »Der Gelbe Jake« war der Dämon der unsrigen. Er war ein junger Mulatte von nicht üblem Aeußern, aber von störrigem, verstockten Charakter. Bei gewissen Gelegenheiten hatte er gezeigt, daß er wilder Grausamkeit fähig war.

Beispiele von solchen Charakteren sind unter Mulatten häufiger als unter Negern. Stolz auf die Farbe von Seiten des gelben Mannes, Vertrauen auf einen höheren Organismus sowohl in intellectueller als physischer Beziehung, und folglich ein empfindliches Bewußtsein der Ungerechtigkeit seiner herabgewürdigten Stellung erklären diesen psychologischen Unterschied.

Was den reinen Neger betrifft, so spielt er selten den gefühllosen Wilden. In dem Drama des menschlichen Lebens ist er das Opfer, nicht der Bösewicht. Gleichviel wo sich der Schauplatz befinden mag – in seinem Vaterlande oder anderswo – ist er daran gewöhnt worden, die Rolle des Dulders zu spielen, und dennoch ist seine Seele freich von Wilcheit oder Groll. In der ganzen Welt giebt es kein gutmüthigeres Herz als das, welches in der Brust des afrikanischen Schwarzen schlägt.

Der Gelbe Jake war niederträchtig, ohne dazu gereizt worden zu sein. Grausamkeit war seinere Gemüthsart angeboren – ohne Zweifel angeerbt. Er war ein spanischer

Mulatte – das heißt väterlicherseits von spanischem Blute – mütterlicherseits Neger. Sein Vater hatte ihn an den meinen verkauft.

Sclavenmutter – Sclavensohn. Die Freiheit des Vaters berührt sein Kind in diesem Falle nicht. Unter den schwarzen und rothen Racen Amerika's folgt das Kind dem Schicksale der Mutter. Nur eine Mutter von kaukasischer Race kann die Mutter weißer Menschen sein.

Es gab auf der Pflanzung noch einen Jakob, daher der unterscheidende Spitzname: »Gelber Jake«.

Der andere war der »Schwarze Jake« und blos in Bezug auf Alter und Körpergröße bestand eine Aehnlichkeit in den Beiden. Hinsichtlich ihrer Gemüthsart unterschieden sie sich sogar noch mehr von einander, als durch ihre Farbe. Wenn der Gelbe Jake die hellere Farbe hatte, so hatte dagegen der Schwarze Jake das leichtere Herz. Ihre Gesichter zeigten einen vollständigen Contrast – den Contrast zwischen einem mürrischen Stirnrunzeln und einem heiteren Lächeln. Die weißen Zähne des Letzteren waren stets in einem Lächeln eingefaßt; der Erstere dagegen lächelte nur, wenn er unter dem Einflusse irgend eines boshaften Antriebes stand.

Der Schwarze Jake war ein Virginier. Er war Einer von Jenen, welche schon zu der alten Pflanzung gehörten – er war mit seinem Hern fortgezogen und fühlte jene Bande der Anhänglichkeit, welche in vielen Fällen zwischen Herren und Sclaven bestehen. Er betrachtete sich als ein Mitglied unserer Familie und war stolz darauf, unseren

Namer zu tragen. Wie alle in Altvirginien geborenen Neger war er stolz auf seine Geburt. In Bezug auf Kaste behauptet der »Vaginny-Nigger« den Vorrang vor allen andern.

Von seiner Farbe abgesehen war der Schwarze Jake nicht häßlich. Seine Züge waren so gut wie die des Mulatten. Er besaß weder die dicken Lippen, noch die platte Nase, noch die zurücktretende Stirn seiner Race – denn diese charakteristischen Kennzeichen sind nicht allgemein. Ich habe Neger von reinem afrikanischem Blute mit vollkommen regelmäßigen Zügen gekannt und ein solcher war der Schwarze Jake. Was seinen Wuchs betraf, so konnte er für den äthiopischen Apollo gelten.

Es gab eine Person, welche ihn schöner als seinen gelben Namensvetter. Diese war die Quadronin Viola, die Schönheit der Pflanzung. Um Viola's Hand hatten die beiden Jake's sich lange als Nebenbuhler beworben, Beide hatten versucht, ihr ein Lächeln abzugewinnen – launenhaft war dieses Lächeln, denn Viola war nicht freich von Koketterie – endlich aber hatte sie eine entschiedene Bevorzugung des Schwarzen Jake an den Tag gelegt.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß Eifersucht zwischen dem Neger und dem Mulatten herrschte – von Seiten des Letzteren grimmiger Haß gegen seinen Nebenbuhler, welcher Haß nun durch Viola's Entscheidung noch wilder entflammt ward.

Mehr als einmal hatten die Beiden ihre Kräfte gegen einander gemessen und bei jeder Gelegenheit war der Schwarze Sieger geblieben. Vielleicht verdankte er dieser

Ursache mehr als seiner persönlichen Erscheinung das Lächeln Viola's. In der ganzen Welt und zu allen Zeiten hat die Schönheit sich vor Muth und Stärke gebeugt.

Der Gelbe Jake war unser Holzhauer; der Schwarze Jake dagegen der Pfleger der Pferde und »assa's« Kutscher.

Die Geschichte der beiden Jake's – ihrer Liebe und ihrer Liebeleien – ist eine ganz alltägliche Sache in der *petite politique* des Plantagenlebens. Ich habe sie ausgewählt, nicht wegen eines besonderen Interesses, welches sie besitzen kann, sondern weil sie zu einer Reihe von Ereignissen führte, welche auf meine eigene Geschichte einen wichtigen Einfluß äußerten.

Das erste dieser Ergnisse war folgendes.

Der Gelbe Jake war, brennend vor Eifersucht über den Erfolg seines Nebenbuhlers, hämisch gegen Viola geworden. Als er ihr zufällig in dem Walde unweit von dem Hause entfernt begegnete, hatte er ihr eine schmachvolle Beleidigung zugefügt. Der Groll hatte ihn rücksichtslos gemacht. Das rechtzeitige Hinzukommen meiner Schwester hatte ihn abgehalten, Gewalt zu gebrauchen, aber die Absicht konnte nicht übersehen werden, und hauptsächlich durch den Einfluß meiner Schwester ward der Mulatte bestraft.

Es war dies das erste Mal, daß der Gelbe Jake eine Züchtigung erhalten, obschon nicht das erste Mal, daß er eine verdient hatte, Mein Vater war nachsichtig gegen ihn gewesen, *zu* nachsichtig, sagten Alle. Er hatte ihm oft verziehen, wenn er sich Fehler – ja sogar Verbrechen hatte zu Schulden kommen lassen.

Mein Vater war von ruhiger Gemüthsart und hegte einen außerordentlichen Widerwillen gegen Anwendung des äußersten Mittels – der Peitsche, aber in diesem Falle hatte meine Schwester mit Beharrlichkeit die Nothwendigkeit einer Züchtigung vorstellig gemacht. Viola war ihre Zofe und das schändliche Benehmen des Mulatten durfte nicht übersehen werden.

Diese Züchtigung heilte ihn nicht von seinem Hange zum Bösesthun.

Kurz darauf ereignete sich ein Vorfall, welcher bewies, daß er rachsüchtig war. Das niedliche junge Reh meiner Schwester ward an dem Ufer des Sees todt gefunden. An irgend einer natürlichen Ursache konnte es nicht gestorben sein, denn nur erst eine Stunde vorher hatte man es noch frisch und munter auf dem Rasenplatze umherspringen sehen. Ein Krokodil konnte es nicht gethan haben und ein Wolf auch nicht. Es war weder ein Biß noch ein Ritz daran zu sehen und keine Spur von Blut da. Es mußte also nothwendig erdrosselt worden sein.

Und es war auch wirklich erdrosselt worden, wie sich in der Folge ergab. Der Gelbe Jake hatte es gethan und der Schwarze Jake hatte ihn dabei gesehen. Von dem Orangenwäldchen aus, wo Letzterer zufällig arbeitete, war er Zeuge des tragischen Auftrittes gewesen und seine Aussage hatte für den Mulatten eine zweite Anzahl Peitschenhiebe zur Folge.

Ein drittes Ereigniß folgte dicht auf dieses, ein Streit zwischen dem Neger und dem Mulatten, der bald in

Thätlichkeiten ausartete. Er war von dem Letztern gesucht worden, um sich zugleich an seinem Nebenbuhler und dem Augenzeugen seines letzten Verbrechens zu rächen. Dieser Streit endete nicht mit bloßen Schlägen. Der Gelbe Jake zog mit einem Instinkt, den er von seinem spanischen Vater geerbt, sein Messer und brachte seinem unbewaffneten Gegner eine schwere Wunde bei.

Dies Mal fiel die Strafe härter aus. Ich war selbst höchst aufgebracht, denn der Schwarze Jake war meine Leibwache und mein Liebling. Obschon seine Haut schwarz und sein Verstand nur wenig ausgebildet war, so machte ihn seine heitere Gemüthsart doch zu einem angenehmen Gesellschafter. Er war in der That der ausgewählte Gespiele meines Knabenalters – mein Kamerad auf dem Wasser und in den Walde.

Die Gerechtigkeit verlangte Genugthuung und der Gelbe Jake ward dies Mal sehr hart gezüchtigt. Die Strafe erwies sich abermals als nutzlos. Er war unverbesserlich. Der dämonische Geist war zu stark in ihm – er war ein Theil seiner Natur.

VIERTES KAPITEL. DIE HOMMOCKS.

Dicht vor der Orangerie befand sich eine jener eigenthümlichen Formationen des Bodens, welche, wie ich glaube, nur in Florida anzutreffen sind.

Ein kreisrundes Becken, gleich einer ungeheuern Zuckersiedepfanne, öffnet sich in der Erde, viele Fuß tief mit einem Durchmesser von fünfzig und mehr Schritten. Auf

dem Boden dieses Beckens sieht man mehrere Vertiefungen von der Größe und dem Ansehen gegrabener Brunnen, regelmäßig cylinderförmig, ausgenommen da, wo die Wände eingefallen sind oder die felsige Scheidewand zwischen ihnen nachgegeben hat, in welchem Falle sie einer ungeheuern Honigwabe mit zerbrochenen Zellen gleichen.

Die Brunnen werden zuweilen trocken gefunden, häufiger aber befindet sich Wasser auf dem Boden, welches oft auch den großen Behälter selbst anfüllt.

Solche natürliche Becken sind, obschon sie in der Mitte von Ebenen vorkommen, stets theilweise von Anhöhen und einzelnen Massen von muschelhaltigen Felsen umgeben. Alle diese sind von einem immergrünen Dickicht von einheimischen Bäumen, wie zum Beispiel *Magnolia grandiflora*, grünem Lorbeer, *Zanthoxylon*, Lebenseiche, Maulbeerbaum und mehreren Gattungen von Fächerpalmen (Palmetten) bedeckt.

Zuweilen findet man diese schattigen Dickichte unter den Bäumen der Tannenwälder, zuweilen aber zeigen sie sich auch mitten in den grünen Savanna's wie Inseln im Ocean.

Dies sind die *Hommocks* von Florida – so berühmt in der Geschichte seiner Indianerkriege.

Einer von diesen Hommocks befand sich also dicht außerhalb der Orangerie. Gruppen von Muschelfelsen bildeten einen Halbkreis um seinen Rand und das dunkle Laubwerk der immergrünen Bäume von den obenerwähnten Gattungen bildete die Draperie.

Das in dem Becken enthaltene Wasser war süß und durchsichtig, und weit unten in seinen krystallenen Tiefen sah man goldene und rothe Fische mit gelben Streifen und viele andere Varietäten, die sich den ganzen Tag über bunt durcheinander tummelten.

Das Becken war in der That ein natürlicher Fischteich und überdies ward es auch als er Familienbadeort benutzt, denn unter der heißen Sonne Florida's ist das Bad eben so sehr ein Bedürfniß als ein Hochgenuß.

Von dem Hause her näherte man sich diesem Wasserbecken vermittelst eines sandigen Weges, der quer durch die Orangerie führte, und einige große flache Steine setzten den Badenden in den Stand, bequem in das Wasser hinabzusteigen. Natürlich ward blos den weißen Mitgliedern der Familie der Zutritt zu diesem reizenden Heiligtume gestattet.

Außerhalb des Hommock streckten sich die angebauten Felder, bis sie in der Ferne von dunklen Cypressen und weißen Cedernwäldern begränzt wurden – einer Art von undurchdringlichem Morast, welcher das Land meilenweit jenseits bedeckte.

Auf der einen Seite der Plantagenfelder befand sich eine weite Ebene mit Rasen bedeckt und ohne Einhegung irgend einer Art. Dies war die Savanna, eine natürliche Wiese, wo die Pferde uno Rinder der Pflanzung weideten. Auch Rehe zeigten sich oft auf dieser Ebene, eben so wie Schwärme von wilden Truthühnern.

Ich stand gerade in dem Lebensalter, wo man die Jagd liebgewinnen lernt. Wie die meisten jungen Leute der

südlichen Staaten, welche wenig Anderes zu thun haben, war die Jagd meine Hauptbeschäftigung und ich liebte sie leidenschaftlich. Mein Vater hatte mir ein Paar prächtige Hunde verschafft, und es war ein Lieblingszeitvertreib von mir, mich in dem Hommock zu verstecken, auf die Rehe und Truthühner, wenn sie sich näherten, zu lauern und sie dann über die Savanna zu hetzen. Auf diese Weise machte ich hinsichtlich beider Wildgattungen manchen Fang, denn das wilde Truthuhn kann mit raschen Hunden sehr leicht niedergehetzt werden.

Die Stunde, zu welcher ich gewohnt war, mich dieser Belustigung zu widmen, war früh am Morgen, noch ehe Jemand von der Familie aufgestanden war. Dies war die beste Zeit, um das Wild auf der Savanna zu finden. Eines Morgens begab ich mich wie gewöhnlich auf den Anstand in dem Dickicht. Ich kletterte auf einen Felsen, dessen flacher Gipfel mir sowohl als meinen Hunden gestattete, festen Fuß zu fassen. Von diesem hohen Standpunkte aus hatte ich die Aussicht auf die ganze Ebene und konnte jeden Gegenstand beobachten, der sich vielleicht darauf bewegte, während ich selbst vor jeder Beobachtung geschützt war.

Die breiten Blätter der Magnolia bildeten eine Laube um mich herum und ließen eine Oeffnung, durch welche hindurch ich recognosciren konnte.

An diesem besondern Morgen war ich vor Sonnenaufgang angelangt. Die Pferde waren noch in ihren Ställen und die Rinder noch in der Einhegung. Selbst von den Rehen war die Savanna verlassen, wie ich auf den ersten

Blick bemerkte. Auf der ganzen weiten Fläche war nicht ein einziges zu sehen.

Ich ärgerte mich ein wenig, als ich dies bemerkte. Die Mutter erwartete an diesem Tage Besuch. Sie hatte den Wunsch ausgesprochen, zum Diner Wildpret zu haben. Ich hatte ihr versprochen, daß sie dessen bekommen sollte, und als ich die Savanna leer sah, fühlte ich mich daher in meiner Erwartung getäuscht.

Ich war aber auch ein wenig überrascht, denn der Anblick war ein sehr ungewöhnlicher. Fast jeden Morgen gab es auf einem oder dem andern Punkte dieses umfangreichen Weideplatzes einige Hirsche oder Rehe.

War schon ein Jäger vor mir dagewesen? Höchst wahrscheinlich. Vielleicht der junge Ringzold von der nächsten Plantage, oder vielleicht einer von jenen indianischen Jägern, welche niemals zu schlafen scheinen.

Ganz gewiß war schon Jemand an Ort und Stelle gewesen und hatte das Wild hinweggescheucht.

Die Savanna war ein freies Revier, und Jeder, der Lust hatte, konnte darauf jagen ober sein Vieh weiden lassen. Es war ein gemeinsames Terrain, welches keiner einzelnen der Pflanzungen angehörte – noch nicht angekauftes Regierungsland. Ganz gewiß war Ringzold dagewesen, oder auch vielleicht der alte Hickman, der Krokodiljäger, welcher an der Grenze unserer Pflanzung wohnte. Oder war mir vielleicht ein Indianer von dem andern Ufer des Flusses zuvorgekommen?

Durch solche Vermuthungen suchte ich mir die Abwesenheit des Wildes zu erklären.

Ich ärgerte mich. Nun war ich nicht im Stande, mein Versprechen zu halten und es gab zum Diner kein Wildpret. Einen Truthahn erlangte ich vielleicht noch, denn die Stunde, wo diese gejagt wurden, war noch nicht da. Ich hörte sie von den hohen Baumwipfeln rufen – ihr lautes »Kauderkauder!« ward deutlich aus der Ferne durch die stille Morgenluft zu mir herübergetragen. Aus diesen machte ich mir aber Nichts – unsere Speisekammer war damit schon reichlich versehen. Ich hatte am Tage vorher ein Paar erlegt. Mehr brauchte ich nicht – aber Wildpret brauchte ich.

Um es mir zu verschaffen, mußte ich nothwendig eine andere Methode als die Hetzjagd versuchen. Ich hatte meine Büchse bei mir; ich konnte eine sogenannte stille Jagd im Walde versuchen oder, noch besser, ich konnte den Weg nach der Hütte des alten Hickman einschlagen. Dieser konnte mir vielleicht aus meiner Verlegenheit helfen. Vielleicht war er schon jagen gewesen. Wenn dem so war, so hatte er ganz gewiß Wildpret nach Hause gebracht. Dann konnte ich mir eine Quantität von ihm verschaffen und mein Versprechen halten.

Die Sonne ließ eben ihre Scheibe am Horizonte hervortreten. Ihre Strahlen trafen die Wipfel der fernen Cypressen, deren hellgrüne Blätter wie vergoldet glänzten.

Ich warf noch einen Blick auf die Savanna, ehe ich von meinem hohen Standpunkte herabstieg. Mit diesem Blicke aber sah ich Etwas, was mich bewog, meinen Entschluß zu ändern und auf dem Felsen zu bleiben.

Eine Heerde Rehe kam von dem Rande des Cypressenwaldes her – an der Ecke, wo der Lattenzaun die Savanna von den angebauten Feldern trennte.

»Ha!« dachte ich, »die haben sich an den jungen Maispflanzen ein Gütliches gethan!«

Ich richtete meine Augen nach dem Punkte, wo sie, wie ich glaubte, aus den Feldern herausgekommen waren. Ich wußte, daß an dieser Ecke eine Lücke in der Umzäunung war, die durch bewegliche Querlatten geschlossen werden konnte. Ich konnte sie von meinem Standpunkte aus sehen, bemerkte aber jetzt, daß die Querlatten auch wirklich geschlossen waren. Die Rehe konnten also nicht in den Feldern gewesen sein. Daß sie über den Verschluß oder über den Zaun gesprungen seien, war nicht wahrscheinlich. Der Zaun war sehr hoch und oben mit kreuzweis angebrachten »Reitern« versehen. Der Lattenverschluß war eben so hoch, wie der übrige Zaun. Die Rehe mußten also wohl aus dem Walde kommen.

Auf diese Wahrnehmung folgte sofort eine andere. Die Thiere rannten sehr schnell, als ob sie durch die Gegenwart eines Feindes beunruhigt würden. War denn ein Jäger hinter ihnen? Der alte Hickman? Ringzold? Oder wer sonst?

Ich schaute begierig hin und ließ meine Augen an dem ganzen Runde des Gehölzes hinschweifen, sah aber eine Weile lang Niemand.

»Ein Luchs oder ein Bär hat sie vielleicht aufgescheucht,« dachte ich. »Wenn dies der Fall ist, so werden

sie nicht weit gehen, dann habe ich noch Aussicht, mit meinen Hunden Etwas zu erjagen. Vielleicht –«

Meine Betrachtungen wurden zu einem plötzlichen Ende gebracht, indem ich jetzt gewahrte, was die Flucht der Rehe veranlaßt hatte. Es war weder ein Bär, noch ein Luchs, sondern ein menschliches Wesen.

Ein Mann trat eben aus dem dunkeln Schatten der Cyppressen hervor. Die Sonne berührte jetzt erst die Wipfel der Bäume, aber es war unten schon hell genug, um die Gestalt eines Mannes zu sehen – ja noch mehr – zu erkennen, wer es war. Es war weder Ringzeld, noch Hickman, noch auch ein Indianer. Die Kleidung kannte ich wohl – die blauen Hoaen, das gestreifte Hemd, den Palmettohut. Diese Kleidung war die, welche unser Holzhauer trug.

Der Mann war der Gelbe Jake.

FÜNTES KAPITEL. DER MULATTE UND SEIN BEGLEITER.

Nicht ohne einige Ueberraschung machte ich diese Entdeckung. Was machte der Mulatte zu dieser Stunde im Walde? Es war nicht seine Gewohnheit, so fleißig zu sein – im Gegentheile war es stets schwierig, ihn zu seiner Arbeit aufzurütteln. Er war kein Jäger – er fand keinen Geschmack daran. Ich sah ihn nie einem Wild nachgehen, obschon er, weil er fortwährend im Walde war, die Schlupfwinkel und Gewohnheiten jedes darin wohnenden Thieres genau kannte. Was machte er also an diesem Morgen schon außer dem Hause?

Ich blieb auf meinem erhabenen Standpunkte, um ihn zu belauern, während ich auch gleichzeitig das Rothwild im Auge behielt.

Es ward bald klar, daß der Mulatte nicht diesem nachging; denn als er aus dem Walde heraus kam, ging er am Rande desselben hin, und zwar in einer Richtung, welche der, in welcher die Rehe sich bewegten, entgegengesetzt war. Er ging stracks auf die Oeffnung zu, welche in das Maisfeld hineinführte.

Ich bemerkte, daß er sich langsam und in geduckter Haltung bewegte. Es schien mir, als befände sich ein Gegenstand zu seinen Füßen. Es schien ein Hund zu sein, aber ein sehr kleiner. Vielleicht ein Opossum, dachte ich. Das Thier war von weißlicher Farbe, wie diese Geschöpfe gewöhnlich sind; in so großer Ferne aber konnte ich zwischen einem Opossum und einem kleinen Hunde nicht unterscheiden. Dennoch glaubte ich, es sei ein Opossum, welches er im Walde gefangen habe und jetzt an einer Schnur mit sich fortführe.

In all' diesem Benehmen lag durchaus nichts Auffallendes oder Unwahrscheinliches. Der Mulatte hatte vielleicht am Tage vorher eine Opossumhöhle entdeckt und dem Thiere eine Falle gestellt. Es konnte sich in der Nacht gefangen haben und er war nun damit auf dem Heimwege.

Das Einzige, was mich überraschte, war, daß der Kerl Jäger geworden war; doch erklärte ich mir dies durch eine anderweite Hypothese. Ich besann mich, wie gern

die Neger das Fleisch des Opossums essen, und der Gelbe Jake machte keine Ausnahme von dieser Regel. Vielleicht hatte er am Tage vorher gesehen, daß dieses Thier mit leichter Mühe zu erlangen war, und beschlossen, sich diesen Braten zu verschaffen.

Aber warum transportirte er es nicht auf geeignete Weise? Er schien es zu führen oder vielmehr zu zerren – denn ich wußte, daß dieses Thier sich nicht führen läßt, und dann und wann bemerkte ich, daß er sich darauf niederbeugte, wie um es zu liebkosen.

Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Ein Opossum konnte es nicht sein.

Ich beobachtete den Mulatten scharf, bis er der Oeffnung des Zauns gegenüber kam. Ich erwartete, ihn über die Latten steigen zu sehen, weil der nächste Weg nach dem Hause durch das Maisfeld führte. Allerdings ging er in das Feld hinein; zu meinem Erstaunen aber sah ich ihn, anstatt nach der gewöhnlichen Weise darüber klettern, eine Latte nach der andern herausziehen, bis zu der allertiefsten. Ueberdies bemerkte ich auch, daß er die Latten auf die Seite warf, so daß die Lücke vollständig offen blieb.

Dann ging er hindurch, bewegte sich in derselben geduckten Haltung in den Mais hinein und verschwand hinter den breiten Halmen der jungen Maispflanzen.

Eine Weile sah ich Nichts mehr von ihm oder dem weißen Gegenstande, den er auf so eigenthümliche Weise hinter sich herzerrte.

Ich wendete meine Aufmerksamkeit den Rehen zu.

Diese hatten ihren Schrecken vergessen und ziemlich in der Mitte der Savanna Halt gemacht, wo sie jetzt ruhig weideten.

Aber ich konnte nicht umhin, über diese sonderbaren Manövres nachzudenken, deren Augenzeuge ich so eben gewesen, und abermals richtete ich meine Augen nach dem Platze, wo ich den Mulatten zuletzt gesehen.

Er war immer noch unter den Maispflanzen. Ich konnte Nichts von ihm sehen, aber in diesem Augenblicke ruheten meine Augen auf einem Gegenstande, der sie mit neuer Ueberraschung erfüllte.

Gerade an dem Punkte, wo der Gelbe Jake aus dem Walde heraus gekommen war, bewegte sich jetzt etwas Anderes und kam ebenfalls auf die offene Savanna heraus.

Es war ein dunkler Gegenstand, und nach seiner zur Erde niedergebeugten Stellung schien es ein Mann zu sein, der auf den Händen vorwärts kroch und die Beine nachschleppte.

Einige Augenblicke lang glaubte ich wirklich, es sei ein Mensch – nicht ein weißer Mann – sondern ein Neger oder ein Indianer. Die Taktik war indianisch, aber wir lebten in Frieden mit diesen Leuten, und warum hätte einer von ihnen auf diese Weise dem Mulatten nachspüren sollen? Ich sage: nachspüren, denn die Haltung und Bewegungen, mochte nun das Geschöpf, welches ich sah, sein, was es für eines wollte, verriethen deutlich, daß es genau denselben Weg verfolgte, welchen der Gelbe Jake so eben gegangen war.

War es der Schwarze Jake, der ihm nachschlich?

Dieser Gedanke drängte sich mir plötzlich auf. Ich entsann mich der Blutrache, welche zwischen ihnen bestand. Ich gedachte des Kampfes, bei welchem der Gelbe Jake von seinem Messer Gebrauch gemacht. Allerdings war er gestraft worden, aber nicht von dem Schwarzen Jake selbst. Suchte der Letztere sich jetzt persönlich zu rächen?

Dies hätte als die leichteste Erklärung des Auftritts, welcher mich so verblüffte, gelten können, wenn es nicht sehr unwahrscheinlich gewesen wäre, daß der Schwarze auf solche Weise handeln würde. Ich konnte nicht glauben, daß der edelmüthige Neger auf gemeine Weise sich wieder abzufinden suchen würde, wie rachsüchtig er sich auch gegen einen Menschen fühlen mochte, der ihn auf so meuchlerische Weise angegriffen. Es stimmte dies nicht mit seinem Charakter überein.

Nein. Er konnte es nicht sein, der so aus dem Gebüsch herausgekrochen kam.

Weder er, noch sonst Jemand.

In diesem Augenblicke blitzte die goldene Sonne über die Savanna. Ihre Strahlen streiften den grünen Rasen und beleuchteten die Bäume bis zu den Wurzeln herab. Die dunkle Gestalt kam aus dem Schatten heraus und nahm die Richtung nach dem Maisfelde. Der lange zur Erde niedergebeugte Körper glitzerte in der Sonne wie ein Schuppenpanzer!

Nun war er leicht zu erkennen. Es war Ksein Neger – kein Indianer – überhaupt kein Mensch, sondern die scheußliche Gestalt eines Alligators!

SECHSTES KAPITEL. DER ALLIGATOR.

Für Jemanden, der an den Ufern eines Flusses von Florida erzogen – ich möchte fast sagen, geboren worden, liegt in dem Anblicke eines Alligators nichts sehr Merkwürdiges. Auch nicht etwas sehr Schreckliches, denn so häßlich der große Saurier auch ist – sicherlich ist seine Gestalt die widerwärtigste in dem ganzen Thierreiche – so wird er doch von Denen, welche ihn am besten kennen, am wenigsten gefürchtet. Dennoch aber nähert man sich ihm selten ohne ein gewisses Gefühl von Furcht. Wer seinen Schlupfwinkeln und Gewohnheiten fremd ist, verabscheut und flieht ihn, und selbst der Eingeborene – mag er ein Rother, ein Weißer oder ein Schwarzer sein – dessen Heimath an den Sumpf und die Lagune grenzt, nähert sich dieser riesigen Eidechse mit Vorsicht.

Einige Stubengelehrte haben behauptet, daß der Alligator den Menschen nicht angreife, und dennoch geben sie zu, daß er Pferde und Hornvieh zerreißt. Eine gleiche Behauptung wird hinsichtlich des Jaguars und des Vampyrs aufgestellt.

Seltsame Behauptungen im Angesichte von tausend Zeugnissen, welche das Gegentheil beweisen!

Allerdings ist es wahr, daß der Alligator den Menschen nicht *alle* Mal angreift, wenn eine Gelegenheit sich dazu darbietet; dies thut auch der Löwe, ja sogar der Tiger nicht – aber selbst der falsche Büffon würde kaum so kühn sein, zu behaupten, der Alligator sei unschädlich.

Wenn man eine Liste von den menschlichen Wesen aufstellen könnte, welche seit den Tagen Columbus' der Gefräßigkeit dieses Thieres zum Opfer gefallen sind, so würde eine enorme Zahl heraus kommen, ganz gewiß eben so groß wie die der in demselben Zeitraume durch den indischen Tiger oder afrikanischen Löwen gefallenen Opfer. Humboldt erhielt während seines kurzen Verweilens in Südamerika Kenntniß von vielen derartigen Fällen, und ich für meine Person kenne mehr als einen Fall von wirklichem Tode und viele von zerrissenen Gliedmaßen in Folge der Thätigkeit der Kinnladen des amerikanischen Alligators.

Es giebt viele Gattungen, sowohl von dem Kaiman oder Alligator als von dem eigentlichen Krokodil, in den Gewässern des tropischen Amerika. Sie sind mehr oder weniger wild und daher röhrt der Unterschied in den Erzählungen der Reisenden hinsichtlich ihrer Gefährlichkeit. Sogar eine und dieselbe Gattung in zwei verschiedenen Flüssen ist nicht immer von einerlei Disposition. Diese wird durch äußere Umstände bestimmt, eben so wie dies auch bei andern Thieren der Fall ist. Größe, Klima, Kolonisation, Alles äußert seine Wirkung, und was vielleicht noch sonderbarer erscheint, ihre Gefährlichkeit

richtet sich nach dem Charakter der Menschenrace, welche zufällig in ihrer Nähe wohnt!

In manchen der südamerikanischen Flüsse, deren Ufer die Heimath des schlechtbewaffneten trägen Indianers sind, zeigen sich die Kaimans außerordentlich kühn, und es ist gefährlich, sich ihnen zu nähern. Gerae so waren ihre Vettern, die Alligatoren des Nordens, bis der rüstige Hinterwäldler mit seiner Axt in der einen und die Büchse in der andern Hand sie lehrte, die aufrechte Gestalt zu fürchten – ein Beweis, daß diese kriechenden Geschöpfe einen gewissen Grad von Verstand besitzen.

Selbst noch diese Stunde kann man sich in vielen der Sümpfe und Ströme Florida's ausgewachsenen alten Alligatoren nicht ohne Gefahr nähern. Dies ist besonders der Fall während der Brunstzeit, und noch mehr da, wo diese Reptilien fern von menschlichen Wohnungen angetroffen werden. In Florida giebt es Flüsse und Lagunen, wo ein Schwimmer nicht mehr Aussicht hätte, leben zu bleiben, als wenn er sich in ein Meer voll Haifische stürzte. Trotz all' diesem aber bringt die Gewohnheit den Menschen so weit, daß er selbst wirkliche Gefahr als etwas Unerhebliches betrachtet, besonders wenn diese Gefahr fast ununterbrochen ist, und der Bewohner des Cypressen- und Cedernsumpfes ist gewohnt, die Drohung des häßlichen Alligators ohne große Gemüthsbewegung zu betrachten. Den Eingeborenen von Florida ist seine Anwesenheit nichts Neues und das Kommen oder Gehen des Thieres erregt blos geringes Interesse, ausgenommen vielleicht in dem Herzen des schwarzen Mannes, der das

Fleisch des Schwanzes genießt, oder des Alligatorjägers, welcher vom Verkauf der Haut lebt.

Das Erscheinen eines solchen Thieres am Rande der Savanna würde daher mir weiter nicht aufgefallen sein, wenn es nicht wegen seiner eigenthümlichen Bewegungen eben so wie derer geschehen wäre, die ich so eben auf Seiten des Mulatten bemerkte. Ich konnte nicht umhin, zu glauben, daß ein gewisser *Zusammenhang* zwischen beiden bestünde – auf alle Fälle schien es gewiß, daß das Krokodil dem Menschen folgte!

Ob es ihn sah, oder ob es seiner Witterung folgte, konnte ich nicht sagen. Ich glaubte, das Letztere sei der Fall, denn, der Mulatte war unter die Maispflanzen hinein, ehe der Alligator außerhalb des Gehölzes erschien, und er konnte ihn kaum gesehen haben, als er die Richtung nach der Oeffnung des Zaunes nahm.

Allerdings war es wohl *möglich*, aber ich glaubte es nicht. Viel wahrscheinlicher folgte es der Spur; aber ob das Thier fähig sei, dies zu thun, überlegte ich weiter nicht.

Weiter kroch es über den Rasen – über die Ecke der Wiese hinweg und immer direct auf dem Wege, welchen der Mann genommen. Dann und wann machte es Halt, drückte seine Brust platt gegen die Erde und blieb einige Secunden lang in dieser Stellung, als ob es ausruhete. Dann hob es seinen Körper beinahe eine Elle hoch und bewegte sich mit anscheinender Begier weiter vorwärts, als ob es einer ihm voranschreitenden anziehenden Gewalt gehorchte.

Der Alligator kommt auf trockenem Boden nur langsam vorwärts – nicht schneller als eine Ente oder Gans. Das Wasser ist sein eigentliches Element, wo er sich fast mit der Schnelligkeit des Fisches bewegt.

Endlich erreichte er die Zaunlücke und nach einer abermaligen Pause zog er seinen langen, dunkeln Körper in die Einhegung hinein. Ich sah in unter die Maispflanzen gerade an dem Punkte hineinkriechen, wo der Mulate verschwunden war. Natürlich war er nun meinen Blicken ebenfalls entzogen.

Ich zweifelte nicht länger, daß das Ungeheuer dem Manne folge, und eben so überzeugt war ich, daß der Letztere *wußte*, daß es ihm folgte!

Wie konnte ich auch an einer oder der andern dieser Thatsachen zweifeln? Von der erstern war ich Augenzeuge; von der andern hatte ich umständliche Beweise. Die eigenthümlichen Stellunger und Geberden des Mulatten, sein Herausziehen der Latten und Offenlassen der Lücke; sein wiederholtes Umschauen, welches ich bemerkte hatte, während er den freient Platz überschritt – dies waren meine Beweise, daß er wußte, wer hinter ihm herkam – daß er es ganz unzweifelhaft wußte.

Aber meine Ueberzeugung in Bezug auf diese beiden Punkte trug durchaus nicht dazu bei, das Geheimniß aufzuklären – denn ein Geheimniß war es geworden. Ohne Zweifel ward der Alligator durch irgend Etwas nachgelockt, welchem er anscheinend nicht im Stande war, zu widerstehen. Sein begieriges Weiterkriechen war ein augenscheinlicher Beleg dazu und bewies, daß der Mann

irgend einen Einfluß auf das Thier ausübte, wodurch es immer weiter geködert ward. Worin aber bestand dieser Einfluß? Lockte der Mulatte das Thier durch einen Zauber Obeah's?

Ein abergläubischer Schauer bemächtigte sich meiner, während ich mir diese Frage vorlegte. Ich hatte in diesem Augenblicke wirklich solche Ideen. Unter Afrikanern aufgewachsen, wie ich war, in den Armen mancher schwarzen Amme gewiegt, vielleicht aus ihrer Brust genährt, war es nicht zu verwundern, wenn mein junges Gemüth von dem Aberglauben Bonny's und Benie's angesteckt war. Ich wußte, daß es Alligatoren in dem Cypressensumpfe – in den entlegeneren Stellen desselben einige von ungeheuerer Größe gab; wie es aber der Gelbe Jake angefangen hatte, eins derselben herauszulocken und es zu bewegen, daß es ihm über das trockene angebaute Feld folgte, dies war ein Rätsel, welches ich mir nicht erklären konnte. Ich konnte mir keine natürliche Ursache denken und sah mich daher genötigt, zu den Regionen des Zauberhaften und Unnatürlichen meine Zuflucht zu nehmen.

Ich stand lange da und schaute verwundert zu. Die Rehe waren gänzlich aus meinen Gedanken entschwunden. Sie weideten unbeachtet. Ich war zu sehr von den geheimnißvollen Bewegungen des Mulatten und seines amphibischen Nachfolgers in Anspruch genommen.

SIEBENTES KAPITEL. DER SCHILDKRÖTENTÜMPPEL.

So lange sie in dem Maisfelde blieben, sah ich weder von dem Einen noch von dem Andern Etwas. Die Richtung meines Blickes war im Verhältnisse zu den Reihen der Halme ein wenig schräg. Der Mais war schon hoch aufgeschossen und seine langen Halme und breiten, lanzenförmigen Blätter würden den Kopf eines Mannes zu Pferde überragt haben. Ein Dickicht von immergrünen Bäumen wäre für das Auge nicht undurchdringlicher gewesen.

Wenn ich ein wenig rechts gegangen wäre, so wäre ich in gerade Linie mit den Maisreihen gekommen und hätte weit zwischen ihnen hinabschauen können.

Dies aber hätte mich aus meiner schützenden Laube herausgeführt und der Mulatte hätte dann vielleicht mich gesehen. Aus gewissen Gründen wünschte ich jedoch nicht, daß er dies thun möchte, und ich blieb, wo ich bisher gestanden hatte.

Ich war überzeugt, daß der Mann immer noch weiter in das Feld hineinging und endlich wieder auf den freien Raum herauskommen müsse.

Ein Indigofeld lag zwischen dem Hommock und dem Maisfelde. Um sich dem Hause zu nähern, hätte er durch dieses Indigofeld passiren müssen, und da die Pflanzen nicht viel über zwei Fuß hoch waren, so hätte ich nicht

verfehlten können, ihn zu bemerken, während er hindurch gekommen wäre. Ich wartete daher mit einem Gefühl von neugieriger Erwartung, während meine Gedanken immer noch einen Anflug von Aberglauben hatten.

Er kam langsam vorwärts – sehr langsam, aber ich wußte, daß er vorwärts ging. Ich konnte seine Fortbewegung an einem gelegentlichen Schwanken verfolgen, welches ich unter den Blättern und Quasten des Maises bemerkte.

Der Morgen war still. Kein Lüftchen rührte sich und demzufolge mußte diese Bewegung der Maishalme durch Jemanden verursacht werden, der durch sie hindurchschritt – natürlich durch den Mulatten selbst.

Dasselbe weiter zurück bemerkbare Schwanken verrieth, daß der Alligator immer noch folgte.

Wieder und wieder bemerkte ich diese Bewegung unter den Maishalmen. Es war augenscheinlich, daß der Mann nicht der Richtung der Reihen folgte, sondern sich in *schräger* Richtung hindurch bewegte!

Zu welchem Zwecke? Ich konnte es nicht errathen. Jeder der Zwischenräume hätte ihn nach dem Hause geführt – wohin er sich nach meiner Meinung zu begeben beabsichtigte. Warum sollte er daher einen schwierigern Weg einschlagen?

Erst später entdeckte ich den Zweck, den er bei dieser zickzackförmigen Bewegung hatte. Er war nun fast bis an den andern Rand des Maisfeldes gelangt. Das Indigofeld war nicht sehr breit und er war schon so nahe, daß ich

das Rascheln der Maishalme hören konnte, so wie dieselben an einander schlugten.

Jetzt hörte ich aber auch noch einen andern Ton. Er glich dem Heulen eines Hundes. Ich hörte ihn wieder und nach einem Zwischenraume abermals. Es war nicht die Stimme eines völlig ausgewachsenen Hundes, sondern mehr das matte Gewinsel eines jungen.

Anfangs glaubte ich, diese Töne rührten von dem Alligator her, denn diese Thiere geben solche Töne von sich, aber blos so lange sie jung sind. Das, welches dem Mullett folgte, war völlig ausgewachsen und das Gewinsel konnte daher nicht von ihm herrühren. Ueberdies kamen die Töne auch von einem Punkte, der mir näher war – von der Stelle, wo der Mulatte selbst sich bewegte.

Nun fiel mir wieder der weiße Gegenstand ein, den ich bemerkt hatte, als der Mulatte die Ecke der Savanna überschritt. Es war also nicht ein Opossum, sondern ein junger Hund.

Ja, ich hörte den Ton wieder – es war das Winseln eines jungen Hundes – nichts Anderes.

Wenn ich aber auch an dem Zeugnisse meiner Ohren gezweifelt hätte, so würden doch meine Augen mich bald überzeugt haben, denn gerade in diesem Augenblicke sah ich den Mann aus dem Maise mit einem Hunde an seiner Seite herauskommen – einem kleinen weißen Spitze, der noch ziemlich jung zu sein schien. Er führte das Thier an einer Schnur und schlepppte es halb hinter sich her. Ich sah nun den Mann ganz deutlich und überzeugte mich, daß es wirklich unser Holzhauer, der Gelbe Jake war.

Ehe er aus dem ihn bergenden Maisfelde herauskam, machte er einen Augenblick lang Halt, als ob er das vor ihm liegende Terrain recognosciren wollte. Er war auf seinen Füßen und in aufrechter Stellung. Welchen Beweggrund er auch haben mochte, sich zu verbergen, so brauchte er doch unter den hohen Maispflanzen sich nicht zusammen zu ducken. Der Indigo dagegen versprach keinen so guten Schutz und er überlegte augenscheinlich, wie er hindurchkommen sollte, ohne bemerkt zu werden.

Offenbar hatte er einen Beweggrund, sich zu verbergen – alle seine Bewegungen bewiesen dies – aber zu welchem Zwecke, konnte ich nicht errathen.

Der Indigo war von der Art, welche unter dem Namen des »falschen Guatemala« bekannt ist. Es gab mehrere Gattungen, die auf der Plantage gebaut wurden, dieser aber wuchs am höchsten, und einige der Pflanzen, jetzt in ihrer vollkommenen purpurnen Blüthe, überragten die Bodenfläche um beinahe drei Fuß. Ein Mann, der in aufrechter Haltung hindurchgegangen wäre, hätte natürlich von jedem Punkte des Feldes aus gesehen werden können aber es war möglich, sich so zu ducken, daß er unbemerkt durch die Reihen hindurch gehen konnte.

Diese Möglichkeit schien auch dem Holzhauer einzufallen, denn nach einer kurzen Pause warf er sich auf Hände und Kniee nieder und begann durch den Indigo weiter zu kriechen.

Hier hatte er keine Umzäunung zu passiren. Die angebauten Felder waren alle von einer einzigen großen Einhegung umschlossen und nur eine uffene Furche bildete die Scheidelinie zwischen den beiden Pflanzenarten.

Hätte ich mich mit dem Felde in gleicher Ebene befunden, so wäre der Schleicher jetzt meinen Blicken entzogen gewesen; mein erhöhter Standpunkt aber befähigte mich, in die Zwischenräume der Reihene hineinzusehen, und ich konnte jede Bewegung beobachten, die er machte.

Dann und wann blieb er stehen, hob den Hund in die Höhe und hielt ihn einige Secunden lang in den Händen, während welcher Zeit das Thier fortfuhr zu heulen, als ob es Schmerzen empfände. Als er näher kam und diese Operation wiederholte, sah ich, daß er den Hund *in die Ohren knipp!*

Fünfzig Schritte hinter ihm zeigte sich die große Eidechse, welche jetzt aus dem Mais herauskam. Sie machte auf dem freien Platze kaum eine Pause, sondern folgte beharrlich der Spur und kroch unter den Indigo hinein.

In diesem Augenblicke ging mir ein Licht auf. Ich dachte nicht mehr an die Zaubermacht Obeah's. Das Geheimniß war gelös't – der Alligator ward durch das Winseln des Hundes vorwärts gelockt.

Ich hätte schon eher daran denken können, denn ich hatte schon früher davon gehört. Ich hatte aus guter Quelle – von dem Alligatorjäger selbst, der sie oft durch diesen Köder gefangen – vernommen, daß diese Thiere

einem heulenden Hunde meilenweit durch den Wald folgen und daß besonders die alten Männchen dieser Gewohnheit ergeben sind. Hickman glaubte, daß sie die Stimme des Hundes fälschlich für die ihrer eigenen Kinder hielten, welche von diesen unnatürlichen Eltern begierig verschlungen werden.

Abgesehen aber von diesem ungeheuerlichen Hange ist es eine wohlbekannte Thatsache, daß Hunde die Lieblingsbeute des Alligators sind, und der unglückliche Spürhund, der sich, vom Eifer der Jagd getrieben, durch einen Bach oder eine Lagune wagt, ist sicher, von diesen häßlichen Amphibien angegriffen zu werden.

Der Alligator ward sonach durch die Stimme des Hundes vorwärts gelockt, und dies erklärte die große Ueberlandreise, welche er machte.

Nun bestand kein Geheimniß mehr – wenigstens nicht in Bezug auf die Art und Weise, auf welche der Alligator weiter gelockt ward.

Das Einzige, was noch zu erklären war, bestand darin: Welchen Beweggrund hatte der Mulatte, dieses eigenthümliche Manövre auszuführen?

Als ich ihn sich auf Hände und Kniee niederwerfen sah, glaubte ich, er thäte dies, um sich dem Hause zu nähern, ohne bemerkt zu werden.

Während ich aber fortfuhr, ihn zu belauern, ward ich anderer Meinung. Ich bemerkte, daß er öfter und mit größerer Unruhe *hinter* sich schaute, als ob er blos wünschte, den Augen des Alligators verborgen zu bleiben. Auch bemerkte ich, daß er häufig die Richtung wechselte, als

ob er beabsichtigte, einen Schirm von den Pflanzen zwischen sich und dem ihm folgenden Alligator zu haben.

Daraus erklärte sich auch seine zickzackförmige Bewegung durch die Maispflanzen, von der ich bereits gesprochen.

Im Grunde genommen war es also vielleicht nur ein wunderlicher Einfall, welcher dem Mulatten in den Kopf gekommen war. Er hatte diese seltsame Mode, den Alligator aus seinen Schlupfwinkeln zu locken, gelernt – vielleicht hatte der alte Hickman ihm gezeigt wie – oder er war auch beim Holzhauen in den Sümpfen durch eigene Beobachtung dahintergekommen.

Führte er aber das Krokodil aus irgend einem excentrischen Beweggrunde nach dem Hause? – Um es seinen Kameraden zu zeigen? ober um einen Kampf zwischen demselben und den Haushunden herbeizuführen? – oder aus einem andern ähnlichen Grunde?

Ich konnte seine Absicht nicht errathen und würde weiter nicht daran gedacht haben, wenn nicht einige kleine Umstände gewesen wären, die einen Eindruck auf mich gemacht hätten.

Ich ward vor der eigenthümlichen Mühe betroffen, welche der Bursche sich gab, seine Absicht mit Erfolg auszuführen. Er sparte weder Mühe noch Zeit. Allerdings war heute kein Arbeitstag auf der Pflanzung. Es war Feiertag und die Zeit war sein; aber es war nicht die Gewohnheit des Gelben Jake, so früh sich aufzumachen, und die Mühe, die er sich gab, stimmte mit seiner sonstigen Trägheit durchaus nicht überein. Irgend ein starker

Beweggrund mußte ihn zu diesem Manövre angetrieben haben. Aber welch' ein Beweggrund war dies?

Ich dachte darüber nach, aber konnte es nicht ergrün- den. -

Und dennoch fühlte ich Unruhe, während ich ihn belauerte. Es war ein unklares Gefühl und ich konnte keinen Grund dafür angeben – ausgenommen die Thatsache, daß der Mulatte ein schlechter Kerl war, und ich wußte, daß man ihm fast jede Verruchtheit zutrauen konnte. Wenn aber seine Absicht eine schlechte war, welche böse That könnte er mit dem Alligator ausführen? Niemand fürchtete ein solches Thier auf trockenem Lande; es konnte Niemandem Schaden zufügen.

So dachte ich nach und immer noch fühlte ich einige unbestimmte Befürchtungen.

Ohne dieses Gefühl hätte ich jedenfalls darauf verzichtet, seine Bewegungen weiter zu beobachtet, und meine Aufmerksamkeit lieber der Rehheerde zugewendet, welche, wie ich jetzt bemerkte, die Savanna heraufkam und sich dem Orte meines Verstecks immer mehr näherte.

Ich widerstand aber der Versuchung und fuhr fort, den Mulatten ein wenig länger zu beobachten.

Ich blieb nun nicht lange mehr in Ungewißheit.

Er war jetzt an dem äußern Rande des Hommock angelangt, welchen er aber nicht betrat. Ich sah ihn um das Dickicht herumbiegen und seinen Weg nach der Orangerie weiter fortsetzen. Es war ein Pförtchen an dieser Ecke, welches er passirte und dann hinter sich offen ließ.

In kurzen Zwischenräumen nöthigte er den Hund immer noch, sein unfreiwilliges Gewinsel auszustoßen.

Er brauchte jetzt nicht mehr sehr laut zu heulen, denn der Alligator war jetzt dicht hinter ihm. Ich hatte einen vollen Ueberblick über das Ungeheuer, als es unter meinem Standpunkte vorüberkroch. Es war keines von den größten, obschon es mehrere Ellen lang war. Es mochte von der Schnauze bis zur äußersten Schwanzspitze zwölf Fuß messen. Es tatschte mit seinen breiten Schwimmfüßen auf den Boden, als es so weiter kroch. Seine runzlige Haut von bläulich-brauner Farbe war mit schlüpfrigem Schleime bedeckt, welcher in der Sonne glitzerte, und große Massen Sumpfschlamm hingen in den Vertiefungen zwischen seinen länglich viereckigen Schuppen.

Es schien sehr aufgeregt zu sein, und so oft es die Stimme des Hundes hörte, zeigte es neue Symptome von Wuth. Es richtete sich auf seinen muskelstarken Armen in die Höhe, hob den Kopf hoch empor – als ob es seine Beute sehen möchte – peitschte mit seinem Schwanz die Luft und ließ seinen Körper fast auf das Doppelte seiner natürlichen Dimensionen anschwellen.

Gleichzeitig ließ es aus seiner Kehle und seinen Nüstern ein lautes Geräusch hören, welches dem Rollen fern Donners glich, und sein Moschusgeruch erfüllte die Luft mit einem Dunste, welcher fast Uebelkeit erregte.

Ein scheußlicheres Geschöpf konnte man sich kaum denken. Selbst der fabelhafte Drache hätte keinen entsetzlicheren Anblick darbieten können.

Ohne anzuhalten, schleppte es seinen langen Körper durch das Thor, immer noch der Richtung des Winselns folgend. Die Blätter der Bäume traten nun dazwischen und entzogen das fürchterliche Thier meinen Blicken.

Ich wendete mein Gesicht nach der entgegengesetzten Richtung – nach dem Hause – um die ferneren Bewegungen des Mulatten zu überwachen.

Von meinem Standpunkte aus hatte ich die Aussicht auf den Wasserbehälter und konnte ziemlich Alles sehen, was denselben umgab. Die innere Seite war ganz besonders meinen Blicken ausgesetzt, weil sie gegenüber lag und man sich ihr nur durch die Orangerie nähern konnte.

Zwischen dem Wäldchen und dem Rande des großen Beckens befand sich ein offener Zwischenraum. Hier war ein künstlicher Teich von nur wenigen Ellen Breite angebracht, der nicht viel Wasser enthielt, welches mittelst einer Pumpe aus dem Hauptbehälter hierher befördert ward. Dieser Teich oder vielmehr diese Einhegung war der »Schildkrötentümpel«, ein Ort, an welchem Schildkröten gefüttert oder gehegt wurden, um stets zum Verspeisen bei der Hand zu sein. Mein Vater hatte die Gewohnheiten der virginischen Gastfreundschaft beibehalten und in Floride sind dergleichen Delikatessen mit leichter Mühe zu erlangen. Die Erhöhung dieses Schildkrötentümpels bildete den geraden Weg nach dem Wasserbecken, und als ich mich umdrehete, sah ich den Gelben Jake darauf und eben im Begriffe, sich dem Teiche zu nähern. Er trug den Hund noch auf seinem Arme, und

ich sah, daß er ihn zwang, ein fortwährendes Geheul auszustoßen.

Als er die hinabführenden Stufen erreichte, stand er einen Augenblick still und schaute zurück. Ich bemerkte, daß er in beiderlei Richtung zurückschauete, – erstena nach dem Hause und dann mit zufriedener Miene in der Richtung, woher er gekommen war. Ohne Zweifel sah er den Alligator dicht in der Nähe; denn ohne weiter zu zögern, schleuderte er den Hund weit hinüber in das Wasser, zog sich dann längs der Einfassung des Schildwkrötentümpels zurück, schlich rasch unter die Orangenbäume hinein und war nun nicht mehr sichtbar.

Der auf diese Weise plötzlich in den kalten Wasserbehälter geworfene Hund fuhr fort, ununterbrochen zu heulen, indem er zugleich das Wasser heftig mit den Füßen schlug, um sich schwimmend zu erhalten.

Seine Bemühungen waren von kurzer Dauer. Der nun von dem ihm wohlbekannten Geräusche des plätschernen Wassers sowohl, als von dem Geheule des Hundes geleitete Alligator kroch rasch bis an den Rand und sprang, ohne einen Augenblick zu zögern, vorwärts in den Teich hinein. Pfeilschnell schoß er bis in die Mitte, faßte das arme Opfer zwischen seinen knochigen Kinnlappen und tauchte augenblicklich unter.

Ich konnte eine Zeitlang seine ungeheuerliche Gestalt weit unter in dem durchsichtigen Wasser sehen; es dauerte jedoch nicht lange, so ging er, von seinem Instinkte geleitet, in einen der tiefen Brunnen hinein, in dessen Dunkelheit er den Blicken entschwand.

ACHTES KAPITEL. DIE KÖNIGSGEIER.

»Also, mein gelber Freund, *das* ist Deine Absicht! – Du willst Rache nehmen. Ich werde Dich dafür büßen lassen, Du heimtückischer Schurke! Du ahntest nicht, daß Du beobachtet wurdest. Ha! Du sollst diese satanische List bereuen, noch ehe es Abend wird.«

So ungefähr sagte ich bei mir selbst, sobald ich die Absicht des von dem Mulatten ausgeführten Manövres begriffen hatte – denn nun verstand ich es – wenigstens glaubte ich es.

Der Behälter war mit schönen Fischen angefüllt. Es waren Gold- und Silberfische, rothe Forellen und dergleichen darin. Sie waren die besonderen Lieblinge meiner Schwester. Sie liebte sie sehr. Es war ihre Gewohnheit, sie täglich zu besuchen, sie zu füttern und ihrem lustigen Treiben zuzusehen. Manchem so im Wasser aufgeführten Cotillon hatte sie zugesehen; die Fische kannten sie, folgten ihr rings um den ganzen Behälter herum und nahmen ihr das Tutter aus den Fingern. Es machte ihr großes Bers gnügen, sie auf diese Weise zu füttern.

Hierin lag die Rache. Der Mulatte wußte wohl, daß der Alligator sich von Fischen nährt – sie sind sein natürliches Futter – und daß die in dem Bassin, eingeschlossen wie sie waren, bald seine Beute werden müßten. Ein so starker Tyrann mußte bald den Behälter verheeren, die hülflosen Geschöpfe zu Dutzenden verschlingen – natürlich zum Kummer und Schmerz ihrer sie liebenden Herrin und zur Freude des Gelben Jake.

Ich wußte, daß der Kerl meine kleine Schwester haßte. Die muthige Rolle, welche sie gespielt, als sie wegen seines Vergehens gegen Viola auf seine Bestrafung drang, hatte seinen Groll gegen sie entzündet; seit dieser Zeit aber waren noch einige andere kleine Vorfälle hinzugekommen, welche diesen Groll noch mehr angefacht hatten. Sie hatte die Bewerbung seines Nebenbuhlers bei der Quadronin begünstigt und dem Holzhauer verboten, sich Viola in ihrer Gegenwart zu nähern.

Diese Umstände hatten den Kerl natürlich ihr sehr feindselig gemacht, und obschon er sich äußerlich davon Nichts merken ließ – er durfte es nicht wagen – so konnte ich nichtsdestoweniger diesen Umstand recht wohl. Er hatte es schon durch das Erdrosseln des jungen Rehes bewiesen und die jetzige That war ein neues Beifplel von der unversöhnlichen Gesinnung dieses Menschen.

Er berechnete, daß der Alligator bald eine große Niederlage unter den Fischen anrichten würde. Natürlich wußte er, daß das Unthier mit der Zeit entdeckt und getötet werden würde, wahrscheinlich aber nicht eher, als bis viele von den schönsten Fischen vernichtet wären.

Niemand würde je sich Etwas davon träumen lassen, daß ein solches Ungeheuer hierher gebracht worden sei, denn bei mehr als einer Gelegenheit hatten Alligatoren den Weg in den Fischbehälter gefunden, nachdem sie sich aus dem Flusse oder den benachbarten Lagunen verirrt, oder vielmehr durch einen unerklärlichen Instinct geleitet worden, welcher diese Geschöpfe in den Stand setzt, in gerader Richtung auf das Wasser loszumarschiren.

So, dachte ich, waren die Absichten und Muthmaßungen des Gelben Jake.

Später erwies sich, daß ich seinen Plan nur halb ergründet hatte. Ich war zu jung und zu unschuldig, um die schwarze Bosheit auch nur zu errathen, deren das Menschenherz fähig ist.

Mein erster Impuls war, dem Mulatten nach dem Hause zu folgen – hier bekannt zu machen, was er gethan – ihn zur Bestrafung ziehen zu lassen und dann mit mehrern Leuten zurückzukehren, um den Alligator zu töten, ehe er großen Schaden unter den Fischen anrichten konnte.

Gerade in diesem Augenblicke aber nahmen die Rehe meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Heerde – ein gehörnter Bock mit mehrern Kühen – war weidend bis dicht heran an dem Hommock gekommen. Sie waren kaum noch zweihundert Schritte von dem Platze entfernt, auf welchem ich stand.

Der Anblick war zu verlockend. Ich dachte an das Versprechen, welches ich meiner Mutter gegeben – ich mußte es halten – das Wildpret mußte auf alle Gefahr hin erlangt werden.

Aber es war keine Gefahr vorhanden – der Alligator hatte schon sein Frühstück zu sich genommen. Mit einem ganzen Hunde im Magen störte er wahrscheinlich die Fische des Beckens in den nächstfolgenden Stunden nicht, und was den Gelben Jake betraf, so sah ich, daß

er sich nach dem Hause begeben hatte. Er war daher jeden Augenblick zu finden und seine Züchtigung konnte warten bis zu meiner Rückkehr.

Während diese Gedanken mir durch den Kopf gingen, gab ich meinen ersten Plan auf und wendete meine Aufmerksamkeit ausschließlich den Rehen zu. Sie waren noch zu fern für die Tragweite meiner Büchse und ich wartete eine Weile, in der Hoffnung, daß sie näher kommen würden.

Aber ich wartete vergebens. Das Reh scheut sich vor dem Hommock. Es betrachtet die immer grüne Insel als ein gefährliches Terrain und hält sich gewöhnlich fern davon. Es ist dies auch ganz natürlich, da es von hier aus oft von dem Dröhnen des Indianerbogens oder dem peitschenähnlichen Knalle der Büchse des Jägers begrüßt wird. Von hier aus erreicht das tödtliche Geschoß es sehr oft.

Als ich bemerkte, daß die Rehe nicht näher kamen, sondern im Gegentheile sich weiter entfernten, beschloß ich, sie zu hetzen, und von dem Felsen herabgleitend, stieg ich durch das Buschholz bis an den Rand der Ebene hinunter. Als ich den freien Platz erreichte, stürzte ich vorwärts, indem ich zugleich die Hunde losließ und ein lautes Geschrei anstimmte.

Es war eine herrliche Jagd – der alte Bock voran, während die Hunde mit wilder Hast folgten. Ich glaubte niemals ein Reh so rasch rennen gesehen zu haben. Es schien, als ob kaum etwa zwanzig Minuten verflossen wären, während sie über die mehr als eine Meile breite Savanna

hinwegsetzten. Ich hatte eine vollkommene und vollständige Aussicht auf das Ganze. Es war kein Hinderniß da – weder für den Lauf der Thiere noch für das Auge des Beobachters. Das Gras war von den Thieren kurz abgeweidet worden und nicht ein einziger Busch wuchs auf der grünen Ebene, so daß es eine Probe der reinen Geschwindigkeit zwischen Hunden und Rehen war. Diese rannten so schnell, daß ich in Bezug auf das Wildpret Befürchtungen zu hegen begann.

Diese Befürchtungen aber dauerten nicht lange. Gerade an dem andern Ende der Savanna endete die Hatz – wenigstens so weit die Hunde und eins der Rehe betheiligt waren.

Ich sah, daß sie eine Rehkuh niedergerissen hatten und dicht neben ihr standen, während der eine sie bei der Gurgel gepackt hielt.

Ich eilte hinzu. Binnen zehn Minuten war ich an Ort und Stelle und nach kurzem Kampfe war das Wildpret getötet. Ich war zufrieden mit meinen Hunden, mit der Beute und mit meinen eigenen Thaten. Ich freute mich über die Aussicht, im Stande zu sein, mein Versprechen zu halten, und mit dem erlegten Wilde auf den Schultern machte ich mich triumphirend auf den Heimweg.

Als ich mich herumdrehte, sah ich den Schatten von Flügeln sich über die sonnenhelle Savanna bewegen.

Ich schaute in die Höhe. Zwei große Vögel schwebten über mir in der Luft. Sie waren nicht sehr hoch; auch

bemühten sie sich nicht, höher zu steigen. Im Gegentheile kreis'ten sie in spiralförmigen Ringen, welche allmählig immer tiefer zu gehen schienen. Auf den ersten Blick fielen mir die Strahlen der Sonne in die Augen und ich wußte nicht, was für Vögel es waren, welche über mir flatterten.

Als ich mich herumdrehte, hatte ich die Sonne im Rücken, und ihre Strahlen, welche voll auf das gelbweißliche Gefieder fielen, setzten mich in den Stand, die Gattung zu erkennen.

Es waren *Königsgeier* – die schönsten Vögel ihrer Art, ich möchte fast sagen die schönsten Vögel, die es überhaupt giebt. Wenigstens gehören sie zu denen, welche in der Welt der Ornithologie als die ausgezeichnetsten da-stehen.

Diese Vögel sind Eingeborene des Blumenlandes, verirren sich aber nicht weiter nach Norden. Ihr Aufenthalt sind die immergrünen Wälder und weiten Savannas von Florida, die Llanos des Orinoco und die Ebenen des Apuze. In Florida sind sie selten, obschon nicht in allen Theilen desselben; ihr Erscheinen aber in der Nähe der Pflanzungen erregt ein ähnliches Interesse wie das, welches durch den Flug eines Adlers erweckt wird.

Nicht so ist es mit den andern Geiern – *Cathartes aura* und *atratus* – welche beide so gewöhnlich sind wie Krähen.

Zum Beweise, daß die Königsgeier selten sind, kann ich hier anführen, daß meine Schwester niemals einen gesehen hatte, ausgenommen in großer Entfernung, und

doch war diese junge Dame zwölf Jahre alt und eine Eingeborene des Landes. Allerdings war sie noch nicht weit weggekommen, selten aber bis Grenzen der Pflanzung hinaus.

Ich entsann mich, daß sie einmal den sehnlichen Wunsch zu erkennen gab, einen dieser schönen Vögel in der Nähe zu sehen. Dieser Wunsch fiel mir gerade in diesen Augenblicke ein und erweckte in mir sogleich die Absicht, ihn zu befriedigen.

Die Vögel waren ziemlich nahe – so nahe, daß ich die dunkelgelbe Farbe ihrer Kehlen, das Korallenroth auf ihren Köpfen und die orangefarbenen Lappen sehen konnte, welche über ihre Schnäbel herabfielen. Sie waren ziemlich nahe – innerhalb kaum halber Büchsenschußweite – da sie aber so umherkreis'ten, so wäre ein besserer Schütze, als ich war, nöthig gewesen, um einen davon mit einer Kugel herunterzuholen. Es fiel mir auch nicht ein, es auf diese Weise zu versuchen. Es kam mir ein anderer Gedanke ein, und ohne weiter zu zögern, begann ich zur Ausführung zu schreiten.

Ich sah, daß die Geier das erlegte Reh erspäht hatten, welches ich quer über meinen Schultern trug, deßhalb schwebten sie so über mir. Mein Plan war ganz einfach. Ich legte das Wild auf den Boden, nahm meine Büchse und schritt fort nach dem Walde zu.

Ungefähr fünfzig Schritte von dem Orte, wo ich das Reh hingelegt, standen einige Bäume und hinter dem nächsten derselben nahm ich meinen Standpunkt. Ich brauchte nicht lange zu warten. Die arglosen Vögel

kreis'ten immer tiefer und tiefer und endlich setzte sich einer auf die Erde. Sein Kamerad hatte nicht Zeit, sich zu ihm zu gesellen, so krachte schon meine Büchse und streckte das schöne Thier leblos auf das Gras nieder.

Der andere, durch den Knall erschreckt, stieg immer höher und höher und flog dann über die Wipfel der Cy-pressen hinweg.

Nun nahm ich mein erlegtes Wild wieder auf die Schultern, trug den Vogel in der Hand und machte mich wieder auf den Heimweg.

Mein Herz war erfüllt von Frohlocken. Ich hoffte ein doppeltes Vergnügen – von dem doppelten Vergnügen, welches ich hervorrufen würde. Ich wollte die beiden We-sen erfreuen, welche von allen auf Erden mir die theuersten waren – meine liebende Mutter, meine schöne Schwester.

Bald hatte ich wieder die Savanna überschritten und betrat die Orangerie. Ich machte nicht erst den Umweg nach dem Pförtchen, sondern kletterte über den Zaun an seinem tieferen Ende. Ich fühlte mich so freudig aufge-regt, daß meine Last mir federleicht erschien.

Frohlockend schritt ich weiter, indem ich die tief her-abhängenden Zweige mir aus dem Wege bog, was zu-weilen so ungestüm geschah, daß die goldenen Kugeln rechts und links auf den Boden hinrollten. Was kam es hier weiter auf einen Scheffel Orangen an?

Ich erreichte den Blumengarten, Meine Mutter stand auf der Veranda. Sie sah mich, als ich näher kam, und

stieß einen Freudenruf aus. Ich warf meine Jagdbeute ihr zu Füßen. Ich hatte mein Versprechen gehalten.

»Was ist das? – ein Vogel?«

»Ja – der Königsgeier, ein Geschenk für Virginien. Wo ist sie? Nocht nicht aufgestanden? Ha, die kleine Langschläferin – ich werde sie bald munter machen. Noch im Bett an einem so schönen Morgen!«

»Du thust ihr Unrecht, Georg. Sie ist schon seit über einer Stunde auf. Sie hat gespielt und eben erst diesen Augenblick aufgehört.«

»Aber wo ist sie denn jetzt? In dem Gesellschaftszimmer?«

»Nein, sie ist in's Bad gegangen.«

»*In's Bad!*«

»Ja, mit Viola. Was –«

»O Mutter – Mutter –«

»Sage mir, Georg –«

»O Himmel! Der *Alligator!*«

NEUNTES KAPITEL. DAS BAD.

»Der Geibe Jake! Der Alligator!«

Dies war Alles, was ich hervorstottern konnte.

Meine Mautter verlangte nähere Erklärung, aber ich konnte nicht verweilen, sie zu geben. Außer mir vor Angst riß ich mich los und ließ sie in einem Zustande des Schreckens zurück, welcher fast meinem eigenen gleichkam.

Ich rannte nach dem Hommock – nach dem Bade. Ich folgte nicht der Biegung des Weges, sondern lief gerade

aus und sprang über alle Hindernisse, die mir in den Weg kamen, hinweg. Ich sprang über die Umpfählung und stürzte durch die Orangerie, so daß die Aeste krachten und die Früchte herabfielen. Meine Ohren lauschten auf jeden Laut.

Hinter mir giebt es Leute genug. Ich höre die Stimme meiner Mutter im Tone wilder Angst. Schon hat ihr Geschrei das Haus alarmirt und wird von den Dienstleuten, sowohl weiblichen wie männlichen, wiederholt und beantwortet. Die durch den plötzlichen Wirrwarr erschreckten Hunde bellen in der Einhegung, und Hühner und in Käfigen sitzende Vögel gackern und kreischen durcheinander.

All' dieses Getöse kommt von hinten. Darauf aber sind meine Ohren nicht gerichtet. Ich bemühe mich zu hören, was vor mir geschieht.

In dieser Richtung höre ich jetzt Töne. Das Plätschern des Wassers schlägt an mein Ohr und mit ihm mischen sich die Töne einer hellen Silberstimme – es ist die Stimme meiner Schwester. »Ha! ha! ha! Das ist fröhliches Gelächter! Dank sei dem Himmel, sie ist noch unversehrt!«

Von Wonnegedanken durchschauert, mache ich Halt. Ich rufe laut:

»Virginia! Virginia!«

Ungeduldig erwarte ich die Antwort. Es dringt keine zu mir. Hat das Geräusch des Wassers meine Stimme übertäubt?

Ich rufe wieder und lauter:

»Virginia! Schwester! Virginia!«

Dieses Mal werde ich gehört und höre:

»Wer ruft denn? Bist Du es, Georg?«

»Ja, ich bin es, Virginia.«

»Und was willst Du, Bruder?«

»O Schwester, verlasse schnell das Bad.«

»Warum denn? Sind unsere Freunde schon da? Dann haben sie sich früh aufgemacht – aber sie mögen ein wenig warten, lieber Georg. Geh' hinein und unterhalte sie einstweilen. Ich will erst noch ein wenig diesen wunderschönen Morgen genießen – das Wasser hat gerade die rechte Temperatur. Meinst Du nicht auch, Viola? Ich werde einmal um das ganze Bassin herumschwimmen; also vorwärts!«

Und gleich darauf ließ sich abermaliges Plätschern hören, gemischt mit dem lauten fröhlichen Gelächter meiner Schwester und ihrer Sclavin.

Ich schrie, so laut ich konnte:

»Höre mich, Virginia! liebe Schwester! Um's Himmels willen, komm' heraus! komm'!«

Das lustige Gelächter verstummte plötzlich, dann erscholl ein kurzer, gellender Schrei, auf welchen fast unmittelbar ein anhaltendes wildes Gekreisch folgte. Ich sah ein, daß keins von beidem eine Antwort auf meinen Ruf war. Ich hatte allerdings in einem bittenden Tone gerufen, welcher hinreichend war, Befürchtungen zu erwecken, die Stimmen aber, welche jetzt an mein Ohr schlügen, drückten Schrecken und Entsetzen aus. Dann hörte ich von der Stimme meiner Schwester die Worte:

»Sieh', Viola! O Barmherzigkeit! – dieses Ungeheuer!
Ha! es kommt hierher! O Barmherzigkeit! Zu Hilfe, Ge-
org, zu Hilfe! rette – rette mich!«

Wohl kannte ich die Bedeutung des Rufes; nur zu gut verstand ich die halbzusammenhängenden Worte und das anhaltende Gekreisch, welches darauf folgte.

»Ich komme, Schwester; ich komme!«

Schnell wie der Gedanke flog ich weiter und brach durch die Zweige hindurch, welche noch meinen Blick hinderten.

»Ha, vielleicht komm' ich schon zu spät. Sie kreischt wie vor Todesangst. Hat der Rachen des Alligators sie vielleicht schon gepackt?«

Ein Dutzend Sprünge brachten mich aus dem Haine hinaus, und an der Einfassung des Schildkrötenthümpels hineilend, stand ich bald an dem Rande des Beckens.

Ein furchtbarer Anblick bot sich hier meinen Augen dar. Meine Schwester befand sich so ziemlich in der Mitte des Beckens und schwamm nach dem Rande zu. Hier stand die Quadronin bis an die Kniee im Wasser – kreichend und wie wahnsinnig die Arme hin und her werfend. Jenseits zeigte sich die riesige Eidechse. Ihr ganzer Körper, Arme, Hände und Klauen waren in dem durchsichtigen Wasser deutlich sichtbar, über dessen Fläche sich der Schuppenpanzer ihres Rückens und ihrer Schultern erhob. Schnauze und Schwanz ragten noch höher und mit dem letztern peitschte das Ungeheuer das Wasser zu weißem Schaum, welcher schon hier und da die Oberfläche des kleinen Teiches bedeckte. Es war kaum

zehn Fuß von der Beute entfernt, nach der es trachte-te. Sein Rachen berührte fast das grüne Flanellhemd, welches wie eine Schlepppe hinter der Badenden her-schwamm. Jeden Augenblick konnte es heranschießen und sie packen.

Meine Schwester schwamm aus Leibeskräften. Sie war eine sehr geübte Schwimmerin, aber was konnte das nüt-zen? Ihr Badekleid hinderte sie, der Alligator hätte sie jeden Augenblick packen können, mit einer einzigen raschen Bewegung würde er sie eingeholt haben, und doch hatte er dies noch nicht gethan.

Ich wunderte mich, warum er das noch nicht gethan hatte. Ich wunderte mich, daß er sich zurückhielt. Ich wundere mich noch bis diese Stunde darüber, denn es ist noch nicht erklärt. Ich kann es blos durch *eine* Vorausset-zung erklären. Wahrscheinlich wußte er, daß das Opfer vollkommen in seiner Gewalt war, und eben so wie die Katze mit der Maus spielt, so schwelgte er in der Fülle seiner tyrannischen Stärke.

Diese Beobachtungen wurden in einer einzigen Secun-de Zeit gemacht – während ich meine Büchse spannte.

Ich zielte und gab Feuer. Es waren nur zwei Stellen, wo der Schuß tödtlich sein konnte – das Auge oder die Weiche hinter den Vorderarm. Ich zielte auf das Auge. Ich traf die Schulter, aber von dieser harten schuppigen Haut prallte meine Kugel ab, wie von einem Granitfelsen. Sie machte unter den länglich-viereckigen Auswüchsen einen weißlichen Fleck und dies war Alles.

Dem Spiele des Ungeheuers ward aber dadurch ein Ende gemacht. Der Schuß schien ihm Schmerzen zu verursachen. Auf alle Fälle regte er es zu ernster Thätigkeit auf und trieb es vielleicht zu dem entscheidenden Sprunge. Einen Augenblick später that es diesen.

Das Wasser mit seinem breiten Schweife peitschend, wie um einen Anlauf zu nehmen, schoß es vorwärts. Sein ungeheuerer Rachen öffnete sich senkrecht aufwärts, so daß man weit in den rothen Schlund hinabsehen konnte, und den nächsten Augenblick hatte es das schwimmende Kleid und – o die Füße meiner Schwester gepackt.

Ich sprang in das Wasser und schwamm auf sie zu. Die Büchse, welche ich noch in der Hand hielt, hinderte mich. Ich ließ sie zu Boden sinken und schwamm weiter.

Ich faßte Virginien in meine Arme. Es war die höchste Zeit, denn der Alligator war eben bemüht, sie unter das Wasser zu zerren.

Mit all' meiner Kraft hielt ich sie zurück und es bedurfte auch der ganzen Kraft, um uns über der Oberfläche zu halten. Ich hatte keine Waffe, und wenn ich auch bewaffnet gewesen wäre, so hätte ich doch keine Hand zum Schlagen übrig gehabt. Ich schrie, so laut ich konnte, in der Hoffnung, den Angreifer einzuschüchtern und ihn zu bewegen, seine Beute fahren zu lassen. Es war aber vergabens – er hielt fest.

O Himmel! Wir werden Beide unter das Wasser gezogen – ertränkt – zerrissen werden.

Ein Plätschern, als wenn Jemand von einem hohen Standpunkte in den Teich spränge! Ein kühner, rascher

Schwimmer vom Ufer – ein dunkles Gesicht mit langem schwarzem Haar, welches auf dem Wasser hinterher schwimmt – eine von blanken Spangen blitzende Brust – ein in mit Perlen gestickte Gewänder gekleideter Körper – ist es ein Mann? Nein, es ist ein Knabe!

Wer ist dieser seltsame Jüngling, der zu unserer Rettung herbeistürzt? Schon ist er an unserer Seite, an der Seite unseres furchtbaren Gegners. Er spricht kein Wort. Eine Hand stemmt er auf die Schulter der riesigen Eidechse und schwingt sich mit einem plötzlichen Sprunge auf ihren Rücken. Ein Reiter hätte nicht gewandter in den Sattel springen können.

Ein Messer blitzt in seiner erhobenen Hand. Es fährt herab und die Klinge bohrt sich tief in das Auge des Alligators.

Das Gebrüll des Sauriers verräth seinen Schmerz. Die Erde erzittert davon, der Schaum fliegt von seinem Schweife gepeitscht in die Höhe und eine Wolke von Wasserdunst umhüllt uns.

Das Ungeheuer aber hat seine Beute losgelassen, und ich schwimme mit meiner Schwester nach dem Ufer.

Ein Blick aufwärts offenbart mir ein seltsames Schauspiel – ich sehe den Alligator mit dem kühnen Reiter noch auf seinem Rücken untertauchen! Er ist verloren – er ist verloren.

Mit peinlichen Gedanken schwimme ich weiter. Ich klettere hinaus und lege meine ohnmächtige Schwester auf das Ufer; wieder schaue ich zurück.

O Freude! Freude! Der unbekannte Jüngling ist wieder auf der Oberfläche des Wassers und schwimmt ungehindert nach dem Ufer. An der andern Seite des Teiches ist die scheußliche Gestalt ebenfalls über dem Wasser und schlägt in verzweiflungsvollem Todeskampfe um sich herum.

Freude! Freude! Meine Schwester ist unverletzt. Das schwimmende Gewand hat sie gerettet. Kaum ein Ritz ist an ihren zarten Füßen zu sehen und jetzt in zärtlichen Armen, unter süßen Blicken und Worten liebender Theilnahme wird sie von dem Schauplatze der Gefahr hinweggetragen.

ZEHNTES KAPITEL. DER MISCHLING.

Es dauerte nicht lange, so ward der Alligator durch Keulenschläge vollends getötet und an das Ufer gezogen – ein wahres Fest für die Schwarzen der Pflanzung.

Niemand argwohnte, wie das Ungeheuer in das Bassin gekommen war, denn ich hatte noch keinem Menschen ein Wort davon gesagt. Man glaubte, es habe sich aus dem Flusse oder den Lagunen hierher verlaufen, wie schon früher mit anderen der Fall gewesen, und der Gelbe Jake, der sich bei der Tötung des Thieres am eifrigsten gezeigt, sprach diese Vermuthung zu wiederholten Malen aus. Der Schurke ahnte nicht, daß Jemand um sein Geheimniß wußte.

Ich glaubte auch, daß außer ihm ich der Einzige sei, der es kannte, aber hierin hatte ich mich geirrt.

Die Sclaven waren nach dem Hause zurückgegangen, indem sie den scheußlichen Leichnam mit Stricken hinter sich herzogen und ein lautes Triumphgeheul ausstießen. Ich war mit unserm tapfern Retter allein. Ich blieb mit Fleiß zurück, um ihm zu danken.

Mutter, Vater, Alle hatten ihrer Dankbarkeit Ausdruck verliehen, Alle hatten ihre Bewunderung seiner tapfern, muthigen That zu erkennen gegeben – selbst meine Schwester, die, ehe sie hinweggetragen ward, wieder zum Bewußtsein erwacht war, hatte ihm mit freundlichen Worten gedankt.

Er gab weiter keine Antwort, als daß er die ihm gemachten Komplimente anerkannte, was er entweder durch ein Lächeln oder durch eine einfache Verneigung des Kopfes that. Mit den Jahren eines Jünglings schien er den Ernst eines Mannes zu besitzen.

Er schien ungefähr von meinem Alter und meiner Größe zu sein. Seine Gestalt war vollkommen ebenmäßig und sein Gesicht schön. Die Farbe war nicht die eines reinen Indianers, obschon sein Costüm das eines solchen war. Seine Haut war mehr braun als bronzedfarben – er war augenscheinlich ein »Halbblut« oder ein Mischling.

Seine Nase war ein wenig gekrümmmt, was ihm jenen schönen Adlerblick verlieh, der einigen der nordamerikanischen Stämme eigenthümlich ist, und sein Auge schien, obschon gewöhnlich sanft, sich doch leicht zu entflammen. In der Aufregung, wie ich so eben erst gesehen, funkelte und sprühete es wie Feuer.

Die Beimischung von kaukasischem Blute hatte die sonst so stark markirten indianischen Züge zu vollkommener Regelmäßigkeit herabgestimmt, ohne ihnen die heroische Erhabenheit ihres Ausdrucks zu rauben, und das schwarze Haar war feiner als das des reinen Eingeborenen, obschon eben so glänzend und üppig.

Kurz, die gesammte Erscheinung dieses unbekannten Jünglings war die eines stattlichen und schönen Knaben, den noch zwei oder drei Sommer zu einem herrlichen Manne entwickeln mußten.

Selbst als Knabe besaß er schon eine bestimmt ausgeprägte Individualität, welche, wenn man sie einmal gesehen, nicht wieder zu vergessen war.

Ich habe gesagt, daß sein Costüm ein indianisches war. So war es auch – rein indianisch – nicht ganz aus der Beute der Jagd zusammengesetzt, denn die Rehhaut hatte schon längst aufgehört, die Tracht der Ureinwohner von Florida zu sein. Nur seine Moccasins waren von zugerichtetem Wildleder; seine Beinkleider waren von scharlachrothem Tuche und sein Ueberwurf von gemustertem Kattun – sämmtliche drei Gegenstände schön gestickt und mit Perlen besetzt. Außerdem trug er einen Wampumgurtel und ein Netz umschloß seinen Kopf, auf welchem drei Federn aus dem Schwanze des Königsgeiers emporragten, welcher unter den Indianern für einen *Adler* gilt. Um seinen Hals hingen Schnuren von farbigen Perlen und auf seiner Brust drei silberne Halbmonde, einer über dem andern.

So war der Jüngling gekleidet und trotz seiner durchnäßten Gewänder bot er einen zugleich edlen und malerischen Anblick dar.

»Habt Ihr Euch überzeugt, daß Ihr keinen Schaden genommen habt?« fragte ich ihn zum zweiten Male.

»Vollkommen – nicht den mindesten.«

»Aber Ihr seid durch und durch naß. Laßt mich Euch andere Kleider anbieten. Die meinen, glaube ich, werden Euch ungefähr passen.«

»Ich danke Euch; ich würde nicht wissen, wie man sie trägt. Die Sonne scheint warm – die meinen werden bald wieder trocken sein.«

»Aber Ihr werdet mit in das Haus kommen und Etwas essen, nicht wahr?«

»Ich habe nur erst vor kurzer Zeit gegessen. Ich danke Euch, ich bin nicht hungrig.«

»Wollt Ihr ein Glas Wein trinken?«

»Ich danke Euch nochmals – Wasser ist mein einziges Getränk.«

Ich wußte kaum, was ich zu meinem neuen Bekannten weiter sagen sollte. Er lehnte alle meine gastfreundlichen Anerbietungen ab und dennoch blieb er bei mir. Er wollte mich nicht in das Haus begleiten und dennoch machte er auch keine Miene, Abschied zu nehmen.

Erwartete er etwas Anderes? Eine Belohnung für seine Dienste? Irgend etwas Materielles als Lobsprüche?

Der Gedanke war kein unnatürlicher. So schön der Jüngling auch war, so war er doch nur ein Indianer.

Schmeicheleien hatte er nun genug gehört. Indianer machen sich nicht viel aus eitlen Worten. Es war leicht möglich, daß er auf etwas mehr wartete. Es war für einen Menschen von seiner Stellung ganz natürlich, Dies zu thun, und für einen in der meinen eben so natürlich, es zu denken.

In einem Augenblicke war meine Börse aus der Tasche. Im nächsten war sie aus meiner Hand und im dritten lag sie auf dem Boden des Wasserbassins!

»Ich habe Euch kein Geld abverlangt,« sagte er, indem er die Dollars entrüstet in's Wasser warf.

Ich fühlte mich verletzt und beschämt; das letztere Gefühl behielt die Oberhand. Ich stürzte mich in den Teich und tauchte unter. Es geschah nicht wegen meiner Börse, sondern wegen meiner Büchse, die ich auf dem Felsen des Grundes liegen sah. Ich raffte das Gewehr auf, trug es an das Ufer und überreichte es ihm. Das eigenthümliche Lächeln, mit dem er es annahm, verrieth mir, daß ich meinen Irrthum wieder gut gemacht und seinen eigensinnigen Stolz gedämpft hatte.

»Nun ist die Reihe des Wiedergutmachens an mir,« sagte er. »Erlaubt mir, Euch Eure Börse wieder zu holen und Euch wegen meiner Unhöflichkeit um Verzeihung zu bitten.«

Ehe ich es hindern konnte, sprang er in das Wasser und tauchte unter. Es dauerte nicht lange, so hatte er die Börse aufgerafft, kehrte damit nach dem Ufer zurück und legte sie in meine Hände.

»Dies ist ein herrliches Geschenk,« sagte er indem er die Büchse von allen Seiten betastete und betrachtete; »ein herrliches Geschenk und ich muß nach Hause zurückkehren, ehe ich Euch Etwas dafür bieten kann. Wir Indianer haben nicht viel, was der weiße Mann schätzt – blos *unser Land*, hat man mir gesagt –«

Er sprach diese Worte mit besonderem Nachdruck.

»Unsere plumpen Erzeugnisse,« fuhr er fort, »sind werthlose Dinge, wenn man sie mit denen Eures Volkes vergleicht – sie sind für Euch höchstens Raritäten. Doch halt, Ihr seid ein Jäger, nicht wahr? Wollt Ihr ein Paar Moccasins und eine Kugeltasche annehmen? Maümee macht sie sehr gut –«

»Maümee?«

»Meine Schwester. Ihr werdet finden, daß der Moccasin auf der Jagd viel besser ist, als diese schweren Schuhe, die Ihr tragt. Der Tritt ist viel leiser.«

»Vor allen Dingen möchte ich ein Paar Eurer Moccasins haben.«

»Ich freue mich, daß Ihr sie haben wollt. Maümee soll sie Euch machen und auch die Tasche.«

»Maümee!« wiederholte ich bei mir selbst. »Seltsamer, süßer Name! Kann sie es sein?«

Ich dachte an ein herrliches Wesen, welches meinen Weg gekreuzt – einen Traum – eine himmlische Erscheinung – denn sie schien zu lieblich, um von der Erde zu stammen.

Während ich im Walde unter duftenden Hainen wandelte, war diese Vision mir erschienen – in der Gestalt

eines Indianermädchen. Auf einer blumenreichen Waldwiese sah ich sie – auf einem jener Orte in dem Walde des Südens, welche die Natur so verschwenderisch schmückt. Sie schien einen Theil des Gemäldes zu bilden.

Einen einzigen Blick nur hatte ich auf sie werfen können, dann war sie verschwunden. Ich verfolgte sie aber vergebens. Wie ein Geist glitt sie durch die labyrinthischen Gänge des Hains und ich sah sie nicht mehr. Ob schon aber meinen Augen entchwunden, entschwand sie doch nie meiner Erinnerung und fortwährend seit jener Zeit hatte ich von jener lieblichen Erscheinung geträumt. War sie Maümee?

»Wie heißt Ihr?« fragte ich, als ich sah, daß der Jüngling im Begriff stand sich zu entfernen.

»Die Weißen nennen mich Powell – das ist der Name meines Vaters – er war ein Weißer – er ist todt. Meine Mutter lebt noch. Ich brauche nicht zu sagen, daß sie eine Indianerin ist.«

»Ich muß nun fort, Sir,« fuhr er nach einer Pause fort; »ehe ich Euch verlasse, erlaubt mir, eine Frage an Euch zu thun. Sie erscheint vielleicht unbescheiden, aber ich habe guten Grund, sie zu thun. Habt Ihr unter Euern Sclaven einen, der sehr schlecht, der Euerer Familie feindlich gesinnt ist?«

»Allerdings ist ein solcher da; ich habe Grund, es zu glauben.«

»Wünscht Ihr ihm auf die Spur zu kommen.«

»Allerdings.«

»Dann folgt mir.«

»Es ist nicht nothwendig. Ich errathe, wohin Ihr mich führen würdet. Ich weiß Alles – er lockte den Alligator hierher, um meine Schwester zu vernichten.«

»Ha!« rief der junge Indianer etwas überrascht, »woher wißt Ihr dies, Sir?«

»Von jenem Felsen aus war ich Augenzeuge des ganzen Vorganges. Aber woher wißt *Ihr* Etwas davon?« fragte ich dagegen.

»Dadurch, daß ich der Spur gefolgt bin – der Spur des Mannes – des Hundes – des Alligators. Ich jagte eben am Sumpfe. Ich sah die Spuren. Ich argwohnte Etwas und ging über die Felder. Ich hatte eben das Dickicht erreicht, als ich lautes Geschrei hörte. Ich kam gerade noch zur rechten Zeit. Ha!«

»Ja, Ihr kamt zur rechten Zeit, sonst hätte der Schurke seine Absicht erreicht. Sei't unbesorgt, Freund; er soll bestraft werden.«

»Gut – er muß bestraft werden. Ich hoffe, daß wir uns wiedersehen werden.«

Es wurden nun noch einige Worte zwischen uns gewechselt, dann drückten wir einander die Hand und schieden.

EILFTES KAPITEL. DIE VERFOLGUNG.

Ueber die Schuld des Mulatten hegte ich keinen Zweifel mehr. Die bloße Vernichtung der Fische konnte nicht seine Absicht gewesen sein. Er würde sich nimmermehr so viel Mühe gegeben haben, einen so geringfügigen Zweck zu erreichen. Nein, seine Absicht war eine weit

entsetzlichere. Sie umfaßte einen tiefern Plan der Grausamkeit und Rache. Sein Ziel war das Leben meiner Schwester. Oder das Viola's! – Vielleicht beider.

So furchtbar auch ein solcher Glaube war, so war doch keine Möglichkeit mehr, daran zu zweifeln. Jeder Umstand bestätigte ihn. Selbst der junge Indianer hatte die Meinung gefaßt, daß dies die Absicht des Verräthers gewesen sei. Zu dieser Jahreszeit war meine Schwester gewohnt, sich fast jeden Tag zu baden, und diese ihre Gewohnheit war allen Bewohnern der Pflanzung bekannt.

Ich hatte nicht daran gedacht, als ich ging, die Rehe zu verfolgen, sonst würde ich wahrscheinlich ganz anders gehandelt haben. Aber wer hätte auch eine so schwarze Bosheit ahnen können?

Die List und Schlauheit, mit der die That ausgeführt worden, kam ihrer Bosheit vollkommen gleich. Nur in Folge des ungefährsten Zufalles waren Zeugen da. Wären aber keine dagewesen, so hätte wahrscheinlich der Ausgang der Absicht entsprochen und das Leben meiner Schwester wäre geopfert worden.

Wer hätte dann den Urheber des Verbrechens nennen können? Nur das Thier allein wäre als schuldig betrachtet worden. Nicht einmal ein Verdacht würde auf dem Mulatten geruht haben. Und wie wäre dies auch möglich gewesen? Der gelbe Schurke hatte in seiner Berechnung eine teuflische Schlauheit bewiesen.

Ich brannte vor Entrüstung. Meine, arme unschuldige Schwester! Sie ahnte nicht die schändlichen Mittel, welche benutzt worden, um sie in diese Gefahr zu bringen.

Sie wußte wohl, daß der Mulatte sie nicht liebte, ließ sich aber nicht träumen, daß sie der Gegenstand eines so teuflischen Grolles war, wie dieser.

Schon der Gedanke daran setzte mich in Flammen. Ich konnte mich nicht länger halten. Der Verbrecher mußte zur Strafe gezogen werden und zwar sogleich. Eine harte Züchtigung mußte über ihn verhängt werden, Etwas, was es ihm unmöglich machte, so gefährliche Attentate zu wiederholen.

Was mit ihm geschehen sollte, wußte ich nicht – dies zu bestimmen, mußte ich meinem Vater überlassen. Die Peitsche hatte sich als nutzlos erwiesen. Vielleicht kurirte ihn die Kettenstrafe – auf alle Fälle mußte er von der Pflanzung verbannt werden.

Zum Tode verurtheilte ich ihn in meinen Gedanken nicht, obschon er es ganz gewiß verdiente. So entrüstet ich auch war, so zog ich doch diese höchste Strafe des Verbrechens nicht in Erwägung, denn ich war an die milde Herrschaft meines Vaters gewöhnt. Die Peitsche – das Bezirksgefängniß – die Kettenstrafe in St. Marks oder San Augustine – Etwas der Art mußte wahrscheinlich sein Lohn sein.

Ich wußte, daß es nicht der milden Gesinnung meines Vaters anheim gegeben sein würde, allein zu entscheiden. Bei einer Sache dieser Art war die ganze Gesamtheit der Pflanzer interessirt. Es stand zu erwarten, daß sich sehr rasch eine improvisirte Jury versammeln würde, und ohne Zweifel hatte es dann der Verbrecher mit strengeren Richtern zu thun, als sein eigener Herr war.

Ich verweilte nicht länger bei diesen Betrachtungen. Ich war entschlossen, daß sofort über den Schuldigen Gericht gehalten werden sollte. Ich eilte nach dem Hause, in der Absicht, das Verbrechen zu verkünden. In meiner Eile folgte ich wie zuvor nicht dem gewöhnlichen Wege, der einen ziemlich großen Bogen beschrieb, sondern eilte direct, durch die Baumgruppe.

Ich war nur wenige Schritte weit gekommen, als ich ein Rascheln in meiner Nähe hörte. Ich konnte Niemanden sehen, war aber überzeugt, daß das Geräusch von Jemandem veranlaßt ward, der unter den Bäumen herumschlich. Vielleicht war es einer der Feldarbeiter, welcher die augenblicklich im Hause herrschende Verwirrung benutzte, um sich einige Orangen zu holen.

Im Vergleich mit dem Verbrechen, welches jetzt meine Gedanken beschäftigte, war eine so geringfügige Uebertretung eine Sache von keiner Bedeutung, und ich hielt es nicht der Mühe werth, stehen zu bleiben und hindernd einzuschreiten. Ich gab blos einen lauten Ruf von mir, aber es antwortete Niemand und ich ging weiter.

Als ich auf der Hinterseite des Hauses anlangte, traf ich meinen Vater in der Einhegung bei dem großen Schuppen – und den Aufseher auch. Der alte Hickman, der Alligatorjäger, war ebenfalls da, so wie noch einige Weiße, welche zufällig in Geschäften gekommen waren.

In Gegenwart Aller machte ich die Enthüllung und beschrieb so genau, als die Zeit gestattete, den seltsamen Vorgang, dessen Augenzeuge ich am Morgen gewesen.

Ale waren wie vom Donner gerührt. Hickman erklärte sofort die Wahrscheinlichkeit eines solchen Manövers, obschon Niemand an meinen Worten zweifelte.

Der einzige Zweifel betraf die Absicht des Mulatten. Konnten es Menschenleben gewesen sein, welche er zu opfern beabsichtigte? Es schien eine zu große Verruchtigkeit zu sein, als daß man es hätte glauben können. Es war zu entsetzlich, um auch nur gedacht zu werden.

In diesem Augenblicke aber wurden alle Zweifel beseitigt. Noch ein anderweites Zeugniß gesellte sich zu dem meinen und lieferte das noch fehlende Verbindungsglied. Der Schwarze Jake hatte eine Geschichte zu erzählen und er erzählte sie.

An diesem Morgen – nur erst vor einer halben Stunde – hatte er den Gelben Jake eine Lebenseiche erklettern sehen, welche in der einen Ecke der Einhegung stand. Der Wipfel dieses Baumes beherrschte die Aussicht auf das Wasserbassin. Es war gerade die Zeit, wo die »weiße Missa« und Viola in's Bad gingen. Er war fest überzeugt, daß sie um diese Zeit in das Wasser gestiegen sein mußten und daß der Gelbe Jake *sie gesehen hatte*.

Entrüstet über dieses unanständige Verhalten, hatte der Schwarze dem Mulatten zugerufen, daß er von dem Baume herunter kommen solle, und gedroht, sich über ihn zu beschweren. Letzterer antwortete, er sammele blos Eicheln – die Eicheln der Lebenseiche sind ein süßes Nahrungsmittel und werden von den Dienstleuten der Plantage sehr gesucht. Der Schwarze Jake war jedoch überzeugt, daß dies nicht die Absicht des Gelben

Jake gewesen sein könne, denn als Ersterer noch fortfuhr zu drohen, kam Letzterer endlich herunter und der Schwarze Jake sah keine Eicheln – nicht eine einzige.

»Er suchte keine Eicheln, Massa Randoff. Der gelbe Vagabund war auf nichts Gutem aus – das weiß ich ganz bestimmt.«

So schloß die Aussage des Kutschers.

Seine Erzählung führte in den Gemüthern Aller, die sie hörten, Ueberzeugung herbei. Es war nicht länger möglich, an der Absicht des Mulatten, so furchtbar sie auch war, zu zweifeln. Er hatte den Baum erklettert, um Zeuge des Gelingens seiner schändlichen That zu sein – er hatte die Badenden in das Wasser steigen sehen, er kannte die Gefahr, welche darin lauerte, und dennoch hatte er Nichts gethan, um zu warnen. Im Gegentheil war er einer von den Letzten, welche nach dem Bassin eilten, als das Gekreisch der Mädchen das ganze Hauspersonal zu ihrem Beistande herbeirief. Dies ergab sich aus den Aussagen Anderer. Die Schuld des Mulatten war klar bewiesen.

Das Bekanntwerden des eigentlichen Zusammenhangs rief wilde Aufregung hervor. Weiße und Schwarze, Herren und Sclaven waren gleich entrüstet über das entsetzliche Verbrechen und man schrie im ganzen Hofe nach dem »Gelben Jake«.

Einige rannten dahin, Andere dorthin, um ihn zu suchen. Schwarze, Weiße und Gelbe liefen durch einander – Alle begierig, daß ein solches Ungeheuer zur verdienten Strafe gezogen werde.

Aber wo war der Verbrecher? Sein Name ward wiederholt laut gerufen, mit Befehlen, mit Drohungen, aber es erfolgte keine Antwort. Wo war er?

Die Ställe wurden durchsucht, der Schuppen, die Küche, die Sclavenhütten – sogar die Maisniederlage ward durchwühlt – aber Alles vergebens. Wo war er hin?

Nur erst einen Augenblick vorher hatte man ihn gesehen – er hatte den Alligator mit aus dem Wasser ziehen helfen. Die Leute hatten ihn in die Einhegung gebracht und den Schweinen vorgeworfen, um ihn von diesen fressen zu lassen. Der Gelbe Jake war mit dabei und so thätig als irgend einer bei der Arbeit gewesen. Nur vor wenigen Augenblicken war er fortgegangen. Aber wohin? Das wußte Niemand!

Jetzt fiel mir das Rascheln unter den Orangenbäumen ein. War er es vielleicht gewesen? Wenn dem so war, so hatte er vielleicht die Unterredung zwischen dem jungen Indianer und mir – oder wenigstens den letzten Theil davon gehört. Wenn dieß der Fall war, so war er sicherlich schon weit fort.

Ich führte die Nachforschung in der Orangerie. Alle Winkel wurden durchsucht, er war nicht da. Nun drangen wir in die Dickichte des Hommock, die ebenfalls von einem Ende bis zum andern durchsucht wurden, aber immer noch war keine Spur von dem Mulatten zu finden.

Ich kam auf den Einfall, den Felsen, meinen früheren Beobachtungsposten, zu erklettern. Ich stieg sofort bis auf den Gipfel hinauf und ward für meine Mühe belohnt.

Auf den ersten Blick über die Felder sah ich den Flüchtling. Er befand sich zwischen den Reihen der Indigopflanzen und kroch auf Händen und Armen, augenscheinlich um das Maisfeld zu erreichen. Ich blieb nicht stehen, um lange zu beobachten, sondern sprang wieder auf den ebenen Boden herunter und eilte dem Flüchtlinge nach.

Mein Vater, Hickman und mehrere Andere folgten mir.

Diese Verfolgung fand nicht schweigend statt. Es ward keine Kriegslist in Anwendung gebracht, und an unserm Geschrei hörte der Mulatte bald, daß er gesehen und verfolgt ward. Verbergen war nicht länger möglich, und sich auf seine Füße emporrichtend, rannte er, so schnell er konnte, weiter. Bald erreichte er das Maisfeld, während die lautschreienden Verfolger ihm schon dicht auf den Fersen waren.

Obschon nur noch ein Knabe, war ich doch der schnellste Läufer von der ganzen Schaar. Ich wußte, daß ich schreller laufen konnte als der Gelbe Jake, und sobald ich ihn nur in den Augen behielt, mußte ich ihn bald einholen. Seine Hoffnung war, in den Sumpf unter den Schutz der Palmettodickichte hineinzukommen. War er einmal dort, so konnte er leicht durch Verstecke entrinnen – wenigstens vor der Hand.

Um dies zu verhindern, rannte ich so schnell ich konnte, und mit Erfolg, denn gerade am Rande des Waldes holte ich den Fliehenden ein und packte ihn an dem Hintertheile seiner Jacke.

Es war dies eigentlich ein thöriger Versuch von meiner Seite. Ich hatte an Nichts weiter gedacht, als den Fliehenden einzuholen. Ich hatte nicht an Widerstand gedacht, obschon ich diesen von einem Verzweifelten erwarten mußte. Daran gewöhnt, daß man mir gehorchte, war ich in der Täuschung befangen, daß der Kerl, sobald ich ihn einholte, sich mir ergeben würde; aber ich irrte mich.

Er riß sich sofort und zwar mit ziemlich leichter Mühe von mir los. Mein Athem war eben so erschöpft, wie meine Kraft – ich hätte jetzt keine Katze festzuhalten vermocht.

Ich erwartete, daß er wieder weiter laufen würde, wie zuvor; anstatt aber dies zu thun, blieb er plötzlich stehen, wendete sich grimmig gegen mich, zog sein Messer und stieß es mir durch den Arm.

Mein Herz war es, wornach er gezielt; dadurch aber, daß ich den Arm plötzlich emporwarf, hatte ich den verhängnißvollen Stoß parirt.

Zum zweiten Male hob er sein Messer und ich würde einen zweiten Stich damit bekommen haben – gerade in diesem Augenblicke aber zeigte sich ein zweites Gesicht in dem Kampfe, und ehe noch die gefährliche Klinge herab fahren konnte, hatten die starken Arme des schwarzen Jake meinen Gegner umschlungen.

Der Feind sträubte sich heftig, um sich frei zu machen, aber die muskulösen Arme seines Nebenbuhlers ließen nicht los, bis Hickman und Andere zur Stelle kamen, und

dann ward der Verbrecher mit Riemen festgebunden und dadurch gleichzeitig sicher und unschädlich gemacht.

ZWÖLFTES KAPITEL. EIN STRENGES URTHEIL.

Eine solche Reihenfolge von gewaltigen Ereignissen rief natürlich weit über unsere Grenzen hinaus große Aufregung hervor. Es gab eine Gruppe von Pflanzungen, die an dem Flusse neben einander lagen, alle mit der Vorderseite dem Wasser zugekehrt. Diese bildeten die sogenannte »Niederlassung«. In diesen Pflanzungen verbreitete sich das Gericht von den eben erzählten Vorfällen mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers, und ehe noch eine Stunde verging, kamen eine Menge Weiße von allen Richtungen her.

Einige waren zu Fuße – arme Jäger, die an den Grenzen der großen Pflanzungen wohnten; Andere – die Pflanzer selbst oder ihre Aufseher – zu Pferde. Alle trugen Waffen – Büchsen und Pistolen. Ein Fremder würde geglaubt haben, es handle sich um eine Versammlung der Miliz; die ernsten Mienen Derer aber, welche sich versammelten, gaben der Sache ein anderes Ansehen, und sie glich mehr dem Aufgebot der Grenzbewohner bei der Nachricht von einem feindlichen Einfalle der Indianer.

Binnen einer einzigen Stunde waren mehr als fünfzig weiße Männer an Ort und Stelle, welche fast alle der Niederlassung angehörten.

Es ward schnell eine Jury gebildet und der Gelbe Jake vor Gericht gestellt. Es gab Kein bestimmtes Gesetz,

nach welchem verfahren ward, obschon man eine gewisse legale Förmlichkeit beobachtete. Diese Geschworenen waren selbst souverain – sie waren, die Herren des Landes und konnten in dergleichen Fälten mit leichter Mühe einen Richter *improvisiren*. Bald fanden sie einen in dem Pflanzer Ringzold, unserem nächsten Nachbar. Mein Vater lehnte es ab, an den Verhandlungen Theil zu nehmen.

Das Verhör ward rasch beendet. Die Thatsachen waren frisch und klar und ich stand mit meinem durchstochenen Arme in der Binde da. Die andern Umstände, welche zu diesem Resultate geführt hatten, lagen sämmtlich übersichtlich vor. Die Kette der Schuld war vollständig. Der Mulatte hatte nach dem Leben der Weißen getrachtet. Natürlich lautete der Urtheilsspruch auf Tod.

Aber welchen Tod sollte er sterben? Einige stimmten für's Hängen, aber die Meisten erklärten den Strang für eine zu gelinde Strafe. Der – *Scheiterhaufen* fand den Beifall der Mehrzahl und der Richter selbst stimmte für diese Verschärfung.

Mein Vater bat und Gnade, wenigstens in so weit, daß man dem Delinquenten die Tortur ersparen möchte; aber die strengen Richter wollten nicht auf ihn hören. Sie hatten Alle in der letzten Zeit Sclaven verloren – viele Ausreißer waren bekannt gemacht und signalisirt worden – die Nähe ver Indianer ermuthigte sie zu dergleichen Desertionen. Man machte meinem Vater Vorwürfe über seine, wie man meinte, allzugroße Milde, die Niederlassung

bedürfe eines Beispiels – man wolle auch dem Gelben Jake eines statuiren, welches Alle abschrecken würde, welche Lust hätten, ihm nachzuahmen. Das Urtheil lautete: daß er *lebendig verbrannt* werden solle.

So folgerten diese Richter und so fällten sie ihren Spruch.

Es ist ein großer Irrthum, zu glauben, daß die nordamerikanischen Indianer von jeher die Gewohnheit gehabt haben, ihre gefangenen Feinde zu martern. In den meisten verbürgten Fällen, wo Grausamkeit von ihnen geübt worden, ist eine dazu anreizende That in früherer Zeit vorher gegangen und die Marter war nur eine Vergeltung. Die menschliche Natur hat den Verlockungen der Rache in allen Zeitaltern nachgegeben – und die Wildheit kann mit eben so viel Recht der weißen Haut, als der rothen, zum Vorwurfe gemacht werden. Hätten die Indianer die Geschichte der Grenzkriege geschrieben, so würde die Welt den Glauben an ihre sogenannte Grausamkeit modifizirt haben.

Es ist zweifelhaft, ob in ihrer ganzen Geschichte Beispiele von Wildheit gefunden werden können, welche denen gleichkommen, die oft von Weißen an Schwarzen verübt worden, von denen Viele Verstümmelung, Marters und Tod wegen eines Vergehens erlitten haben, welches vielleicht blos in einem Worte, sicherlich aber oft nur in einem Schrage bestand – denn so lautet das geschriebene Gesetz!

Wo die Indianer Grausamkeit geübt haben, ist es fast jedes Mal zur Vergeltung geschehen; civilisirte Tyrannen

aber haben die Menschen der Tortur unterworfen, ohne selbst die Entschuldigung der Rache für sich zu haben. Wenn auch Rache vorhanden war, so war sie doch nicht von jener natürlichen Art, welcher das menschliche Herz Raum giebt, wenn es weiß, daß ihm ein schweres Unrecht zugefügt worden, sondern eher ein gemeiner Groll, so wie er oft von dem feigen Despoten an einem schwachen in seiner Gewalt befindlichen Individuum geübt wird.

Ohne Zweifel, der Gelbe Jake verdiente den Tod. Sein Verbrechen war ein todeswürdiges, aber ihn zu – *martern* war der Wille seiner Richter. Mein Vater und einige wenige Andere setzten sich dagegen. Sie wurden überstimmt. Das furchtbare Urtheil ward gesprochen, und Die, welche es gefällt, machten sich auch sogleich an's Werk, es in Ausführung zu bringen.

Es war kein Schauspiel, welches geeignet war, in dem Gehöfte eines Gentleman aufgeführt zu werden, und man wählte einen Platz in einiger Entfernung von dem Hause, weiter unten an dem Rande des See's.

Nach diesem Platze ward der Verbrecher geführt – während die Menge natürlich nachfolgte.

Etwa zweihundert Schritte von dem Ufer ward ein Baum zum Hinrichtungsplatze ausersehen. An diesen Baum sollte der Berurtheilte gebunden und dann ein Holzfeuer rings um ihn herum angezündet werden.

Mein Vater wollte der Execution nicht beiwohnen; ich allein von unserer Familie ging mit nach dem Schauplatze.

Der Mulatte sah mich und redete mich mit wüthenden Worten an. Er verhöhnte mich sogar wegen der Wunde, die er mir beigebracht, und rühmte sich der That. Ohne Zweifel glaubte er, ich sei einer seiner größten Feinde.

Allerdings war ich der unschuldige Augenzeuge seines Verbrechens gewesen, und hauptsächlich in Folge meiner Aussage war er verurtheilt worden; aber ich war nicht rachsüchtig. Ich hätte ihm gern das furchtbare Schicksal, welches er erleiden sollte, ersparen mögen – wenigstens die Qualen desselben.

Wir langten auf dem Platze an. Es waren schon vor uns Leute da, welche die Holzscheite zusammentrugen und um den Stamm des Baumes herum aufschichteten; Andere schlugten Feuer an. Einige scherzten und lachten und Manche ergingen sich in Ausdrücken des Hasses gegen alle Farbigen.

Der junge Ringzold war ganz besonders thätig – er war ein wilder Jüngling – fast erwachsen, von ziemlich wilder, schroffer Gemüthsart, die überhaupt der ganzen Familie eigen war.

Ich wußte, daß dieser junge Mann Zuneigung zu meiner Schwester hatte. Oft hatte ich dies bemerkt, und er konnte kaum seine Eifersucht gegen Andere verbergen, welche in ihre Nähe kamen. Sein Vater war der reichste Pflanzer in der Niederlassung und der auf diese Ueberlegenheit stolze Sohn glaubte, er müsse überall willkommen sein.

Ich glaubte nicht, daß Virginia ihn mit ganz besonders günstigen Augen ansähe, obschon ich dies nicht mit Gewißheit sagen konnte. Es war dies ein zu zarter Punkt, als daß ich sie darüber hätte fragen können, denn die kleine Dame betrachtete sich schon als erwachsene Jungfrau.

Ringzold war weder hübsch noch liebenswürdig. Er war ziemlich intelligent, aber übermüthig gegen Alle, welche unter ihm standen – ein nicht ungewöhnlicher Fehler bei Söhnen reicher Leute. Er stand schon im Rufe, rachsüchtig zu sein.

Abgesehen hiervon, führte er auch ein ausschweifendes Leben und ward nur zu oft mit gemeiner Gesellschaft in der Hahnengrube des Waldes angetroffen.

Ich für meine Person war ihm nicht gut. Ich suchte seine Gesellschaft niemals. Er war allerdings älter als ich, aber dies war nicht der Grund. Seine Gemüthsart gefiel mir nicht. Nicht so war es mit meinen Aeltern. Diese ermuthigten ihn Beide, unser Haus zu besuchen. Beide wünschten ihn wahrscheinlich zu ihrem künftigen Schwiegersohne. Sie sahen keine Fehler an ihm. Der Glanz des Goldes äußert einen blendenden Einfluß auf das menschliche Auge.

Dieser junge Mann war also einer der Eifrigsten für die Bestrafung des Mulatten und thätig bei den Anstalten dazu. Seine Thätigkeit hatte ihren Grund zum Theil in einem natürlichen Hange, grausam zu sein. Sowohl er als sein Vater waren als strenge Zuchtmeister bekannt, und an Massa Ringzold verkauft zu werden, war ein von

jedem Sclaven in der Niederlassung gefürchtetes Schicksal.

Der junge Ringzold hatte aber auch noch einen andern Grund, sich auf diese Weise hervorzuthun. Er glaubte, er spiele durch diesen Beweis von Freundschaft für unsre Familie – für Virginia – den fahrenden Ritter. Er irrte sich. Solche unnöthige Grausamkeit gegen den Verbrecher ward von Keinem von uns gebilligt. Es war nicht wahrscheinlich, daß er dadurch ein Lächeln von meiner guten Schwester erkaufen würde. Der junge Mischling Powell war ebenfalls zugegen. Als er das Geschrei der Verfolgung hörte, war er umgekehrt und stand jetzt unter der Menge als Zuschauer, ohne jedoch Theil an dem Vorgange zu nehmen.

Gerade in diesem Augenblicke ruhete Ringzold's Auge auf dem Indianerknaben, und ich bemerkte, daß es sofort von einem seltsamen Ausdrucke glühete. Er war bereits von allen Nebenumständen des Falles unterrichtet. Er sah in dem dunkelfarbenen Jünglinge den tapferen Lebensretter Virginien; aber es war nicht Dankbarkeit, mit der er ihn betrachtete. Ein anderes Gefühl arbeitete in seiner Brust, wie sich deutlich an dem verächtlichen Lächeln wahrnehmen ließ, welches seine Lippen umspielte. Noch deutlicher gab es sich durch die rohen Worte kund, welche folgten:

»Heda! Rothhaut!« rief er, sich zu dem jungen Indianer wendend, »hast Du nicht vielleicht auch mit Schuld und Theil an dieser Sache? – Wie, Rothhaut?«

»Rothhaut!« rief der Mischling im Tone der Entrüstung, indem er gleichzeitig seinem Beleidiger stolz gegenüber trat, »Rothhaut nennst Du mich? Meine Haut ist von besserer Farbe, als die Deine, Du feiger Lump!«

Ringzold's Gesichtsfarbe war ziemlich fahl. Der gegen ihn geführte Hieb traf. Nicht rascher ist der Blitz des Pulvers, als die Wirkung dieses Schlages war; aber sein Erstaunen, auf diese Weise von einem Indianer angeredet zu werden, hinderte ihn in Verbindung mit seiner Wuth einige Augenblicke lang, zu antworten. Andere kamen ihm zuvor und riefen:

»O, mein Gott – solche Worte von einem Indianer!«

»Sage das noch ein Mal!« rief Ringzold, sobald er sich ein wenig gefaßt hatte.

»Ja wohl, wenn Du es wünschest – feiger Lump!« rief der Mischling, die letzten beiden Worte nachdrücklich betonend.

Die Worte waren kaum gesprochen, so knallte Ringzold's Pistol. Die Kugel fehlte aber, und im nächsten Augenblicke hatten die beiden Gegner einander bei der Gurgel gepackt.

Beide stürzten nieder, der Mischling aber hatte den Vortheil. Er war obenauf und würde ohne Zweifel seinem weißen Gegner schnell den Garaus gemacht haben – denn die blanke Klinge blitzte schon in seiner Faust – aber das Messer ward ihm aus der Hand geschlagen und eine Menge herbeieilender Männer rissen die Ringenden auseinander.

Einige schrieen laut über den Indianerknaben und verlangten sein Leben; aber es waren auch Andere mit richtigeren Begriffen von Unparteilichkeit da, welche Zeugen der Herausforderung gewesen und trotz des Ansehens der Ringzold's nicht zugeben wollten, daß der muthige Knabe geopfert würde. Ich hatte beschlossen, ihn, so weit ich es im Stande wäre, in meinen Schutz zu nehmen.

Von welcher Art der Ausgang gewesen sein würde, ist schwierig zu errathen; gerade aber, als die Sache so weit gediehen war, ward eine plötzliche Diversion durch ein lautes Geschrei herbeigeführt. *Der Gelbe Jake war entwischt!*

DREIZEHNTES KAPITEL. DIE VERFOLGUNG.

Ich sah mich um. Ja, allerdings – der Mulatte suchte das Weite. Der Zusammenstoß zwischen Ringzold und dem Indianer hatte die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen und der Verbrecher war für den Augenblick vergessen. Das aus Powell's Hand geschlagene Messer war zu den Füßen des Gelben Jake niedergefallen. In der Verwirrung unbeachtet, hatte er es aufgerafft, sich die Fesseln seiner Füße durchgeschnitten und die Flucht ergriffen, ehe ihn noch Jemand aufhalten konnte.

Mehrere haschten nach ihm, als er durch die zerstreuten Gruppen hindurchstob; da er aber nackend war, so entglitt er leicht wieder den Händen Derer, die ihn packen wollten, und mit einem Dutzend Sprüngen hatte

er die Menge hinter sich und rannte nach dem Ufer des See's.

Es schien ein wahnsinniger Versuch – ganz gewiß ward er niedergeschossen oder eingeholt. Doch wenn dies auch der Fall war, so war es doch nicht Wahnsinn, dem gewissen Tode und noch dazu einem solchen Tode zu entfliehen.

Schüsse knallten – anfangs nur aus Pistolen. Die Büchsen waren bei Seite gelegt worden und lehnten an den Bäumen und dem nahen Zaune.

Ihre Besitzer eilten jetzt, sie aufzuraffen. Eine nach der andern ward angelegt, und nun folgte ein rasches, scharfes Knattern, wie das Pelotonfeuer eines Corps Scharfschützen.

Es waren vielleicht gute Schützen unter der Versammlung – es waren einige der besten darunter – aber ein Mensch, welcher flieht, um dem Tode zu entrinnen, und von einer Seite zur andern springt, um den Stümpfen und Büschchen aus dem Wege zu gehen, bietet nur ein sehr unsicheres Ziel dar und der beste Schütze kann fehlen.

So schien es bei dieser Gelegenheit. Nachdem die letzte Büchse geknallt hatte, sah man den Fliehenden immer noch anscheinend unversehrt seinen Weg fortsetzen. Einen Augenblick später sprang er in das Wasser und schwamm keck nach dem jenseitigen Ufer.

Einige begannen ihre Flinten wieder zu laden; Andere, welche glaubten, es sei nicht Zeit genug dazu, warfen sie von sich und eilten, schnell Hüte, Röcke und Stiefel

von sich werfend, nach dem See hinab und stürzten sich hinter dem Flüchlinge in's Wasser.

In weniger als drei Minuten von dem Augenblicke an, wo der Mulatte sich aufgemacht, bildete sich ein neues Tableau. Der Platz, welcher der Schauplatz der Hinrichtung sein sollte, war vollständig verlassen. Die eine Hälfte der versammelten Menge stand am Ufer, laut schreiend und gestikulirend; die andere Hälfte – zusammen zwanzig Mann – waren in das Wasser gesprungen und schwammen in vollkommenem Schweigen, während nur ihre Köpfe allein über der Oberfläche sichtbar waren.

Darüber hinaus – volle fünfzig Schritte dem Vordersten voraus – zeigte sich jener einsame Schwimmer, der Gegenstand der Verfolgung. Sein schwarzes, verworrenes Lockenhaar war deutlich über dem Wasser sichtbar, und dann und wann zeigten sich sein gelber Hals und die Schultern, während er sich in dem verzweifelten Kampfe um's Leben weiter arbeitete.

Ein seltsames Bild war es und hatte viel Aehnlichkeit mit einer Hetzjagd – wenn der Hirsch dicht verfolgt in das Wasser flieht und die Hunde unter lautem Gebell kühn hinterdrein stürzen. – Bei der gegenwärtigen Jagd aber waren die Elemente noch weit aufregendere, denn sowohl das Wild als die Meute waren Menschen.

Nicht lauter Menschen – es waren auch Hunde darunter – Jagd- und Kettenhunde mischten sich unter die Menschen, dicht neben ihren Herren in eifriger Verfolgung. Ein seltsames Bild in der That!

Einzelne Schüsse wurden noch fortwährend vom Ufer abgefeuert. Mehrere Büchsen waren von den Zurückbleibenden wieder geladen worden, und dann und wann sah man das aufspritzende Wasser, wenn die Kugel weit hinter dem Schwimmer einschlug. Er brauchte in dieser Beziehung keine Gefahr mehr zu fürchten. Er war über das Bereich der Büchsen hinaus.

Der ganze Vorgang hatte den Anschein eines Traumes. So plötzlich war der Gang der Ereignisse gewesen, daß ich kaum meinen Sinnen trauen und sie für wirklich halten konnte. Nur wenige Augenblicke zuvor lag der Verbrecher gebunden und hilflos da neben dem Scheiterhaufen, auf welchem er verbrannt werden sollte – jetzt schwamm er fern und frei, und seine Henker in hoffnungsloser Entfernung hinter ihm. Rasch war die Umwandlung gewesen – sie schien kaum wirklich zu sein. Aber nichtsdestoweniger war sie wirklich – denn das Auge konnte sich davon überzeugen.

Und auch sehr lange Zeit schwebte das Bild vor unsren Augen. Eine Verfolgung im Wasser ist eine ganz andre Sache, als eine Verfolgung auf dem trockenen Lande, und trotzdem, daß Leben und Tod auf dem Spiele standen, kamen doch Verfolger und Verfolgte nur langsam vorwärts.

Beinahe eine halbe Stunde lang waren wir, die wir auf dem Ufer zurückgeblieben waren, Zuschauer dieses eigenthümlichen Kampfes. Die hitzige Aufregung der ersten Augenblicke war vorüber, aber die Sache hatte Interesse genug, um eine starke Aufregung bis zuletzt wach zu

halten, und Einige fuhren fort zu schreien und zu gestikuliren, obschon weder ihr Geschrei noch ihre Geberden auf irgend eine Weise Einfluß auf den Ausgang äußern konnten. Kein Wort der Ermuthigung hätte die Schnelligkeit der Verfolgung vermehren können und es bedurfte keines Zurufes, um den Flüchtling anzuspornen.

Wir, die wir unthätig blieben, hatten Zeit zum Nachdenken, und als wir uns die Sache überlegten, ward es uns klar, weßhalb der Ausreißer seine Flucht zu dem Wasser genommen hatte. Hätte er versucht, über die Felder hinweg zu entfliehen, so wäre er von den Hunden niedergerissen oder auch von schnellen Läufern eingeholt worden, denn es waren Viele da, die schneller waren als er. Dagegen gub es wenig bessere Schwimmer, und dies wußte er.

Aus diesem Grunde hatte er also dem Wasser den Vorzug vor dem Walde gegeben und allerdings schien seine Aussicht auf diese Weise auch besser zu sein.

Ganz entrinnen aber konnte er nicht. Die Insel, nach welcher er schwamm, war ungefähr eine halbe Meile vom Ufer entfernt, jenseits derselben aber befand sich eine ununterbrochene Wasserfläche von mehr als einer englischen Meile Breite. Die Insel erreichte er wahrscheinlich eher, als irgend einer seiner Verfolger; aber was dann? hatte er die Absicht, dort zu bleiben, in der Hoffnung, sich unter dem Gebüsche zu verstecken? Die mehrere Acker Flächenraum haltende Insel war mit dicht

neben einander stehenden großen Bäumen bedeckt. Einige standen dicht am Ufer. Ihre Zweige waren mit silberner Tillandsia drapirt und hingen über das Wasser. Aber was nützte das? Vielleicht war Deckung genug da, um einen Bären oder gehetzten Wolf zu verbergen, aber nicht für einen gehetzten Menschen – nicht für einen Sclaven, welcher das Messer gegen seinen Herrn gezückt. Nein, nein, jeder Zoll des Dickichts ward duchsucht und durch Verstecken konnte er nicht entrinnen.

Vielleicht war er blos gesonnen, sich der Insel als Ruheplatz zu bedienen und, nachdem er ein wenig Athem geschöpft, sich wieder in's Wasser zu stürzen und nach dem entgegengesetzten Ufer weiter zu schwimmen.

Für einen starken Schwimmer war es auch möglich, es zu erreichen, aber ganz gewiß nicht für *ihn*. Es lagen Piroguen und Kähne auf dem Flusse, sowohl stromaufwärts als stromabwärts. Schon waren mehrere der Verfolger darnach gegangen, und lange zuvor, ehe er sich über diese breite Fläche hinüberarbeiten konnte, ward der Wasserspiegel von wenigstens einem halben Dutzend Kielen durchfurcht, Nein, nein – er konnte nicht entrinnen. Entweder auf der Insel oder in dem Wasser jenseits derselben mußte er in die Hände der Verfolger fallen.

So folgerten die Zuschauer, während sie die Verfolgung beobachteten.

So wie die Schwinnmer sich der Insel näherten, stieg die Aufregung immer höher. Es ist dies bei dem Herannahen einer Krisis jedes Mal der Fall, und eine Krisis war nahe, obschon nicht eine solche, wie die Zuschauer erwarteten. Sie erwarteten, den Flüchting das Land erreichen, das Ufer erklettern und unter den Bäumen verschwinden zu sehen. Sie erwarteten, seine Verfolger dicht hinter ihm ebenfalls an's Land klettern zu sehen und von seiner Gefangennehmung zu hören, ehe er noch durch die Waldung hindurchkommen und auf der andern Seite wieder in das Wasser gelangen konnte.

Eine solche Krisis ungefähr war es, die sie erwarteten, und sie konnte nicht mehr fern sein, denn der Mulatte war jetzt dicht am Rande der Insel. Noch wenige Ruderschläge mußten ihn an's Land bringen. Er schwamm schon in dem schwarzen Schatten der Bäume – es war, als ob die Aeste bis auf seinen Kopf herabhingen – als ob er nur hätte die Hände auszustrecken brauchen, um sie zu fassen. Die Hauptmasse seiner Verfolger war noch über fünfzig Schritte hinter ihm zurück, Einige aber, die sich den Andern vorausgearbeitet hatten, befanden sich innerhalb der Hälfte dieser Entfernung. Von dem Platze aus, wo wir sie sahen, schienen sie weit näher zu sein; ja, es war sogar leicht, zu glauben, daß sie neben ihm schwämmen und ihn jeden Augenblick fassen könnten.

Die Krisis nahete heran, aber nicht die, welcher man entgegengesehen. Die Verfolgung sollte sich ganz anders enden, als Zuschauer oder Verfolger erwartet hatten. Der

Verfolgte selbst ahnte nicht das Schicksal, das ihm so nahe bevorstand – ein Schicksal, welches entsetzlich, aber wohlverdient war.

Der Schwimmer ruderte durch den Gürtel von schwarzen Schatten hindurch. Wir erwarteten, ihn den nächsten Augenblick unter die Bäume hineinfliehen zu sehen, als wir plötzlich sahen, daß er uns die Seite zukehrte und seine Richtung längs dem Rande der Insel hin nahm.

Wir beobachteten dieses Manöver mit einem Erstaunen; wir konnten es uns nicht erklären. Es war offenbar zum Vortheile der Verfolger, welche nun in schräger Linie schwammen, um ihm den Weg abzuschneiden.

Was konnte sein Beweggrund sein? Hatte er verfehlt, einen Landungsplatz zu finden? Wenn dies aber auch der Fall war, so hätte er doch die Zweige fassen und auf diese Weise sich an's Land ziehen können.

Ha! unsere Muthmaßungen werden beantwortet! Da drüben ist die Antwort. Jener braune Gegenstand, welcher auf dem schwarzen Wasser schwimmt, ist nicht der Stamm eines abgestorbenen Baumes. Er ist nicht todt; er hat Leben und Bewegung. Sehet, er nimmt eine Form an – die Form des großen Sauriers, des gräßlichen Alligators!

Sein riesiger Rachen ist weit geöffnet, sein Schwanz steht emporgerichtet, nur seine Brust ruht auf dem Wasser. Auf diesem dreht er sich, wie auf einem Zapfen, im Kreise umher, schwingt seinen Schwanz in der Luft und peitscht dann und wann den Schaum in die Höhe. Sein

Brüllen hallt von dem fernen Ufer wider; der See erzittert von dem heisern Bariton, die Waldvögel flattern und kreischen, und der weiße Kranich steigt krächzend in die Luft.

Die Zuschauer stehen entsetzt. Die Verfolger haben im Wasser Halt gemacht und schwimmen nicht weiter. Ein einziger Schwimmer mühet sich weiter. Es ist der, welcher schwimmt, um sein Leben zu retten.

Und er ist es auch, auf den die Augen des Alligators geheftet sind. Warum auf ihn mehr, als auf die Andern? Sie sind Alle gleich nahe. Ist es die Hand Gottes, welche Rache nimmt? Noch eine Umdrehung, noch ein Hieb mit dem starken Schwanze und das ungeheure Thier stürzt sich auf sein Opfer.

Ich habe seine Verbrechen vergessen – ich habe fast Mitleid mit ihm. Ist für ihn keine Aussicht auf Entrinnen vorhanden? Sehet, er hat den Ast einer Lebenseiche ergriffen; er ist bemüht, sich in die Höhe zu heben – über das Wasser, über die Gefahr. Der Himmel stärke seine Arme!

Ha, es wird zu spät sein; schon berührt der geöffnete Rachen – was krachte denn da? Der Ast ist gebrochen!

Er sinkt zurück auf die Wasserfläche – darunter. Er ist nicht mehr sichtbar – er ist untergesunken, und ihm nach mit offenem, gierigem Rachen schießt die riesige Eidechse. Beide sind unsren Augen entschwunden.

Der Schaum schwimmt wie ein weißes Tuch auf den Wellen und hängt sich an die Blätter des gebrochenen Astes. Wir lauern mit begierigen Augen. Kein Rieseln

bleibt unbeobachtet; aber keine neue Bewegung stört die Oberfläche, keine Regung ist bemerkbar, keine Gestalt taucht auf und die Wellen glätten sich bald wieder über der Stelle.

Ohne Zweifel hat das Thier sein Werk beendet.

Wessen Werk? War es die Hand Gottes, welche Rache genommen hat? So sagen die Umstehenden.

Die Verfolger haben Kehrt gemacht und schwimmen wieder nach uns zu. Niemand hat Luat, sich unter die schwarzen Schatten dieser Inseleichen hineinzuwagen. Sie müssen lange schwimmen, ehe sie das Ufer erreichen, und Einige von ihnen werden es kaum ermöglichen. Sie sind in Gefahr; doch nein, da drüben kommen die Kähne und Piroguen, die sie bald auffischen werden.

Sie haben die Boote gesehen und schwimmen langsam, oder lassen sich auf dem Wasser treiben und warten auf die Annäherung.

Sie werden eingenommen, Einer nach dem Andern, und Alle – sowohl Hunde als Menschen – werden jetzt nach der Insel gebracht.

Sie wollen die Nachsuchung fortsetzen – denn das Schicksal des Flüchtlings ist immer noch zweifelhaft. Sie landen – die Hunde werden in das Gebüsch geschickt, während die Männer sich um den Rand herum nach dem Schauplatze des Kampfes schleichen – Sie finden keine Spur noch Fährte am Ufer.

Aber auf dem Wasser zeigt sich eine. Etwas Schaum schwimmt noch – derselbe ist roth gefärbt – ohne Zweifel ist es das Blut des Mulatten.

»Alles in Ordnung, Jungens!« schrei't ein roher Bur-sche, »das ist Blut des Blauhäuters, dafür stehe ich. Er ist untergesunken – das läßt sich nicht mehr bezweifeln. Verdammt wäre der Kerl! Er hat uns den Spaß rund und rein verdorben.«

Dieser Scherz wird mit lautem Gelächter aufgenommen. Auf solche Weise sprachen die Menschenjäger, als sie von der Jagd zurückkehrten.

VIERZEHNTES KAPITEL. RINGZOLD'S RACHE.

Nur die roheren Gemüther gaben sich diesen unzeitigen Frevelreden hin. Andere von gebildeterem Geiste betrachteten das Ereigniß mit gebührendem Ernst – Einige sogar mit einem Gefühl von Ehrfurcht und Grauen.

Ganz gewiß schien es, als ob die Hand Gottes sich eingemischt hätte – so angemessen war die Züchtigung – fast als ob der Verbrecher durch sich selbst umgekommen wäre.

Es war ein entsetzlicher Tod, aber weit weniger schwer zu erdulden als der, welchen die Menschen beschlossen hatten. Der Allmächtige war barmherziger gewesen und hatte, indem er auf diese Weise die Strafe des Verbrechers milderte, seinen menschlichen Richtern einen Verweis ertheilt.

Ich sah mich nach dem jungen Indianer um. Ich freute mich, zu finden, daß er sich nicht mehr unter der Menge

befand. Sein Streit mit Ringzold war unterbrochen worden, aber ich fürchtete, daß er noch nicht beendet sei. Die Worte des Indianers hatten einige der Weißen erbittert, und seine Anwesenheit war die Ursache, daß der Verbrecher Gelegenheit gefunden hatte, zu entkommen. Ohne Zweifel, wäre der Letztere wirklich entronnen, so wäre von der Sache noch mehr Aufhebens gemacht worden, und selbst wie die Sache so stand, war ich in Bezug auf die Sicherheit des kühnen Mischlings nicht ohne Besorgniß. Er war nicht auf seinem eigenen Grunde und Boden – die andere Seite des Flusses war das Indianergebiet, und deßhalb konnte er leicht als ein Eindringling betrachtet werden.

Allerdings lebten wir mit den Indianern in Frieden, aber nichtsdestoweniger herrschte genug feindseliges Gefühl zwischen den beiden Racen. Alte in dem Kriege von 1818 geschlagene Wunden eiterten noch.

Ich kannte Ringzold's rachsüchtigen Charakter – er war in den Augen seiner Kameraden gedemüthigt worden, denn während des kurzen Ringkampfes war der Mischling im Vortheil gewesen. Ringzold ließ die Sache ganz gewiß nicht ruhen, sondern suchte sich zu rächen.

Ich freute mich daher, als ich bemerkte, daß der Indianer den Ort verlassen hatte. Vielleicht hatte er selbst Gefahr besorgt und war über den Fluß zurückgegangen. Hier war er sicher vor Verfolgung. Selbst Ringzold wagte nicht, ihm auf die andere Seite zu folgen, denn die Gesetze des Vertrags hätten nicht ungestraft übertreten werden können. Selbst die rücksichtslosesten Squatter

wußten dies. Ein Indianerkrieg wäre dadurch hervorgerufen worden, und die Staatenregierung hatte, obschon sie durchaus nicht allzugewissenhaft war, damals andere Pläne im Werke.

Ich drehete mich um und wollte nach Hause gehen, als mir einfiel, daß ich Ringzold anreden und meine Mißbilligung seines Benehmens zu erkennen geben wollte. Ich war entrüstet über die Art und Weise, auf welche er gehandelt – gerade zornig genug, um meine Meinung auszusprechen. Ringzold war älter als ich und größer, aber ich fürchtete mich nicht vor ihm. Im Gegentheil wußte ich, daß er sich eher vor *mir* fürchtete. Die Beleidigung, die er einem Menschen angethan, der nur eine Stunde vorher für uns das Leben gewagt, hatte mein Blut hinreichend aufgeregt, und ich war entschlossen, ihm deswegen Vorwürfe zu machen.

In dieser Absicht drehete ich mich wieder nach der Menge herum, um ihn zu suchen. Er war nicht da.

»Habt Ihr Arens Ringzold gesehen?« fragte ich den alten Hickman.

»Ja, er ist eben fort,« war die Antwort.

»In welcher Richtung?«

»Stromaufwärts. Ich sah ihn mit Bill Williams und Ned Spence fortgaloppiren – sie schienen Etwas vorzuhaben.«

Ein peinlicher Argwohn durchzuckte mich.

»Hickman,« fragte ich, »wollt Ihr mir auf eine Stunde Euer Pferd borgen?«

»Mein altes Thier? O, ganz gewiß – auf einen Tag, wenn Ihr es haben wollt. Aber, lieber Georg, Ihr könnt doch nicht mit Eurem verwundeten Arme reiten?«

»O ja; helft mir nur in den Sattel.«

Der alte Jäger that, wie ich begehrte, und nachdem wir noch einige Worte gewechselt, ritt ich in der Richtung stromaufwärts fort.

Weiter oben am Flusse befand sich eine Fähre, und an dem Landungsplatze derselben hatte der junge Indianer wahrscheinlich sein Kanoe zurückgelassen. In dieser Richtung mußte er daher gehen, um wieder nach Hause zu gelangen, und in dieser Richtung mußte Ringzold nicht gehen, um nach seiner Wohnung zurückzukehren, denn der Weg nach der Plantage Ringzold lag gerade entgegengesetzt.

Dies war der Grund des Argwohns, der in mir aufstieg, als ich hörte, daß Letzterer stromaufwärts gegangen war. Unter den gegenwärtigen Umständen sah dies nicht gut aus und in solcher Gesellschaft noch schlechter, denn ich erkannte in den Namen, welche Hickman genannt, zwei der verworfensten Jünglinge in der Niederlassung. Ich wußte, daß sie Ringzold's Kameraden oder vielmehr Kreaturen waren.

Ich argwohnte, daß sie dem Indianer nachgesetzt wären, und natürlich in schlimmer Absicht. Es war kaum eine Muthmaßung; ich war fast überzeugt davon, und als ich längs des Flußweges hinritt, ward ich in meinem Glauben bestärkt. Ich sah die Spuren ihrer Pferde längs des Weges, der nach der Fähre führte, und dann und

wann erkannte ich auch den Abdruck des indianischen Moccasins, wo er seine nasse Spur im Staube zurückgelassen hatte.

Ich wußte, daß seine Keider noch nicht an ihm getrocknet waren, und die Moccasins mußten von Wasser noch ganz durchdrungen sein.

Ich trieb das alte Pferd zur größten Eile an. Als ich mich dem Landungsplatze näherte, konnte ich Niemanden sehen, denn es standen Bäume rings herum; aber der Klang lauter, zorniger Stimmen bewies, daß ich recht vermuthet hatte. Ich blieb nicht halten, um zu horchen, ritt aber, indem ich mein Pferd abermals antrieb, weiter. An einer Biegung des Weges sah ich drei Pferde an die Bäume gebunden. Ich wußte, daß es die Ringzold's und seiner Kameraden waren, konnte mir aber nicht denken, warum sie dieselben verlassen hätten.

Ich machte nicht Halt, um lange Vermuthungen anzustellen, sondern galoppirte weiter nach dem Landungsplatze. Ganz so, wie ich erwartet, waren die Drei da – der Mischling war in ihren Händen!

Sie hatten ihn unversehens beschlichen, deßhalb hatten sie ihre Pferde zurückgelassen – und ihn gepackt, gerade als er im Begriffe stand, in sein Kanoe zu steigen. Er war unbewaffnet – denn die Büchse, welche ich ihm gegeben, war noch naß und der Mulatte war mit seinem Messer davongelaufen – er konnte keinen Widerstand leisten und ward deßhalb sofort festgenommen.

Seine Feinde waren rasch zu Werke gegangen, denn sie hatten ihm schon sein Jagdhemd abgerissen und ihn

an einen Baum gebunden. Sie standen eben im Begriffe, ihren Groll an ihm anzulassen und ihn auf den bloßen Rücken mit den Peitschen zu geißeln, welche sie in ihren Händen trugen. Ohne Zweifel würden sie davon furchtbaren Gebrauch gemacht haben, wenn ich nicht zeitig genug hinzugekommen wäre.

»Schämt Euch, Arens Ringzold, schämt Euch!« rief ich, als ich heranritt. »Das ist feig und niederträchtig, und ich werde es der ganzen Niederlassung erzählen.«

Ringzold stammelte eine Entschuldigung, ward aber durch mein plötzliches Erscheinen augenscheinlich stutzig gemacht.

»Der verdammte Indianer verdient es,« grollte Williams.

»Wofür denn, Master Williams?« fragte ich.

»Weil er sich unterstanden hat, auf so unverschämte Weise sein Maul aufzuthun.«

»Er hat hier Nichts zu suchen!« stimmte Spence ein. »Er hat nicht das Recht, auf diese Seite des Flusses zu kommen.«

»Und Ihr habt kein Recht, ihn zu schlagen, weder auf dieser noch auf jener Seite – Ihr habt dazu nicht mehr Recht, als mich zu schlagen.«

»Oho, das könnte allenfalls auch geschehen!« sagte Spence in einem hämischen Tone, welcher mein Blut in Wallung brachte.

»Nicht so leicht!« rief ich, indem ich von dem alten Pferde heruntersprang und näher hinzulief.

Mein rechter Arm war noch gesund. Um auf alle Fälle nicht unbewaffnet zu sein, hatte ich das Pistol des alten Hickman geborgt und hielt es in der Hand.

»Nun, meine Herren,« sagte ich, indem ich mich neben den Gefangenen stellte, »nun fangt an zu schlagen, aber laßt es Euch gesagt sein, der Erste, welcher ausholt, bekommt von mir eine Kugel vor den Schädel!«

Obschon sie nur noch Knaben waren, so waren doch alle Drei mit Messer und Pistol bewaffnet, wie dies damals Gebrauch war. Spence schien von den Dreien am meisten geneigt zu sein, seine Drohung auszuführen; er aber und Williams sahen, daß Ringzold, ihr Anführer, sich schon zurückgezogen hatte, denn der Letztere hatte Etwas zu verlieren, was mit seinen Kameraden nicht der Fall war. Ueberdies hatte er auch noch andere Gedanken sowohl als Befürchtungen für seine persönliche Sicherheit.

Das Ergebniß war, daß alle Drei, nachdem sie gegen meine unberufene Einmischung in einen Streit, der mich Nichts anginge, protestirt, auf zornige und etwas ungeschickte Weise den Schauplatz verließen.

Der junge Indianer ward bald aus seiner unangenehmen Lage erlös't. Er sprach nur wenige Worte, aber seine Blicke gaben seine Dankbarkeit auf beredte Weise zu erkennen. Als er mir beim Scheiden die Hand drückte, sagte er:

»Kommt auf die andere Seite jagen, so oft Ihr Lust dazu habt – ein Indianer wird Euch Etwas zu Leide thun – in dem Lande der rothen Männer seid *Ihr* willkommen.«

FÜNFZEHNTES KAPITEL. MAÜMEE.

Eine auf diese Weise geschlossene Bekanntschaft konnte nicht leichthin wieder abgebrochen werden konnte sie anders enden als in Freundschaft? Dieser Mischling war ein edler Jüngling, der Keim eines Gentleman. Ich beschloß, seine Einladung anzunehmen und ihn in seiner Waldheimath zu besuchen.

Die *Hütte* seiner Mutter, sagte er, stand auf der andern Seite des Sees in nicht weiter Entfernung. Ich würde sie an dem Ufer eines kleinen Flusses finden, der sich in den Hauptstrom ergösse, oberhalb der Stelle, wo der letztere sich ausbreitet.

Ich fühlte eine geheime Freude, als ich diese Weisungen anhörte. Ich kannte den Fluß, von welchem er sprach. Erst vor kurzer Zeit war ich in meinem Boote denselben hinaufgesegelt. An seinen Ufern aber hatte ich jene schöne Vision gesehen – die Waldnymphe, deren Schönheit meiner Phantasie immer gegenwärtig war. War es Maümee?

Ich wünschte sehr, hierüber Gewißheit zu haben. Ich wartete nur auf das Heilen meiner Wunde – bis mein Arm wieder stark genug wäre, um das Ruder zu führen. Ich war ungeduldig, daß es so lange dauerte, aber die Zeit verging und ich war wiederhergestellt.

Ich wählte einen schönen Morgen zu dem versprochenen Besuche und war bereit, aufzubrechen. Ich hatte keine Begleiter als meine Hunde und meine Kugelbüchse.

Ich stand schon neben meinem Boote und war im Begriffe hineinzusteigen, als ich, indem ich mich noch ein Mal herumdrehete, meine Schwester erblickte. Die arme kleine Virginie! Sie hatte Etwas von ihrer gewohnten Heiterkeit verloren und schien sich in der letzten Zeit sehr verändert zu haben. Sie hatte den furchtbaren Schrecken noch nicht überwunden – seine Folgen zeigten sich in ihrer nachdenklicheren Haltung.

»Wohin willst Du, Georg?« fragte sie, als sie herankam.

»Muß ich es sagen, Virginie?«

»Entweder mußt Du mir es sagen oder mich mitnehmen.«

»Was? In den Wald?«

»Und warum nicht? Ich möchte gern einmal einen Spaziergang im Walde machen. Böser Bruder! Du thust mir niemals meinen Willen.«

»Aber, Schwester, Du hast dies ja noch niemals verlangt.«

»Wenn auch – Du hättest es wissen können, daß ich es wünschte. Wer würde nicht wünschen, in dem Walde umherzuschweifen? O, ich wollte, ich wäre ein wilder Vogel, oder ein Schmetterling, oder irgend ein anderes Geschöpf mit Flügeln. Ich würde alle diese schönen Wälder durchflattern, ohne von Dir zu verlangen, daß Du mich führen solltest, egoistischer Bruder!«

»Jeden andern Tag, Virginie, aber heute –«

»Nun, warum nicht heute? Der Tag ist ja schön!«

»Nun, ich will Dir's nur sagen, Schwester – der Wald ist eigentlich nicht das Ziel meines Ausflugs.«

»Wo willst Du denn sonst hin, Georg?«

»Ich will den jungen Powell in der Hütte seiner Mutter besuchen. Ich habe es ihn versprochen.«

»Ha!« rief meine Schwester, indem sie plötzlich die Farbe wechselte und einen Augenblick lang nachdenklich stehen blieb.

Der Name hatte sie wieder an jenes gräßliche Ereigniß erinnert. Es that mir leid, daß ich ihn genannt hatte,

»Ach, Bruder,« fuhr sie nach einer Pause fort, »es giebt Nichts, was ich mehr wünschte zu sehen, als einen indianischen Wigwam – Du weißt, daß ich noch nie einen gesehen habe. Mein guter, lieber Georg, ich bitte Dich, nimm mich mit.«

Es lag eine Innigkeit in dieser Bitte, der ich nicht widerstehen konnte, obschon ich lieber allein gegangen wäre. Ich hatte ein Geheimniß, welches ich auch nicht einmal meiner mich zärtlich liebenden Schwester anvertrauen wollte. Ueberdies hatte ich ein unklares Gefühl, daß ich sie nicht so weit von unserm Hause hinweg in eine Gegend mitnehmen dürfte, welche ich selbst noch so wenig kannte.

Sie bat mich zum zweiten Male.

»Wenn die Mutter es erlaubt –«

»Ach, Unsinn, Georg! – Mama wird nicht böse sein. Was sollen wir erst nach dem Hause zurückkehren? Du siehst, daß ich bereit bin – ich habe meinen Sonnenhut auf. Wir können wieder dasein, ehe man uns vermißt – Du hast mir gesagt, es wäre nicht weit.«

»Steig' ein, Schwester; setz' Dich in den Stern. Da –
joho! es geht fort!«

Die Strömung war nicht sehr stark, und nach halbstündigem Rudern gelangte das Boot an die Mündung der Bucht. Wir bogen in dieselbe ein und ruderten weiter stromaufwärts.

Es war ein schmaler Fluß, aber hinreichend tief, um Boot oder Kanoe zu tragen. Die Sonne schien sehr heiß, aber ihre Strahlen konnten uns nicht treffen. Sie wurden durch die Tupelobäume aufgefangen, welche an den Ufern wuchsen, so daß die dichtbelaubten Zweige über dem Wasser fast zusammentrafen.

Eine halbe Meile von der Mündung der Bucht näherten wir uns einer Klärung. Wir sahen angebaute Felder. Wir bemerkten Mais und süße Kartoffeln, Mohn, Melonen und Kürbisse. Nicht weit von dem Ufer stand ein Wohnhaus von ziemlicher Größe, von einer Einhegung umgeben, mit kleineren Häusern dahinter. Es war von Holz erbaut – etwas antik in seiner äußern Erscheinung mit einem Porticus, dessen Säulen mit roher Schnitzarbeit verziert waren. Auf dem Felde arbeiteten Sclaven, das heißt, es waren Schwarze darauf zu sehen und auch einige rothe Männer – Indianer!

Die Pflanzung eines weißen Mannes konnte es nicht sein – auf dieser Seite des Flusses gab es keine. Ein reicher Indianer mußte nach unserer Vermuthung hier wohnen, dem das Land und die Sclaven gehörten. Wir wurden dadurch weiter nicht überrascht – wir wußten, daß

es deren viele gab. Aber wo war die Hütte unseres Freunden? Er hatte mir gesagt, sie stünde an dem Ufer des Flusses, nicht über eine halbe Meile von der Mündung desselben entfernt. Waren wir daran vorbeigekommen, ohne sie zu sehen, aber lag sie noch höher hinauf?

»Sollen wir hier anhalten und fragen, Virginie?«

»Wer steht denn da in der Vorhalle?«

»Ha, Deine Augen sind besser als die meinen, Schwester; es ist der junge Indianer selbst. Aber er wohnt doch nicht *hier*? Das ist ja weder ein Wigwam noch eine Hütte. Vielleicht ist er auf Besuch hier. Doch sieh'! er kommt auf uns zu.«

Während ich sprach, trat der Indianer aus dem Hause und kam rasch auf uns zu. Nach wenigen Secunden stand er an dem Ufer und winkte uns nach einer Stelle, wo wir landen konnten. Wie früher war er schön gekleidet, mit gefiedertem Kopfputze und reichgestickten Gewändern. Als er so über uns auf dem Ufer stand und seine schöne Gestalt sich gegen den Himmel abzeichnete, hatte er ganz das Ansehen eines wilden Kriegers in Miniatur. Ob-schon nur noch Knabe, sah er doch prächtig und male-risch aus. Ich beneidete ihn fast um sein wildes Costüm.

Meine Schwester schien ihn nicht Bewunderung zu betrachten, obschon ich auch zugleich eine gewisse Angst in ihrem Blicke zu erkennen glaubte. Aus der Art und Weise, auf welche sie bald roth, bald blaß ward, glaubte ich zu erkennen, daß seine Gegenwart sie wieder an jene Scene erinnerte, und wieder bedauerte ich, daß sie mich begleitet hatte.

Er schien durch unsere Ankunft durchaus nicht in Verlegenheit gesetzt zu werden. Ich habe unter Weißen und selbst unter solchen, welche Ansprüche auf guten Ton machten, in dieser Beziehung ganz andere Erfahrungen erlebt. Dieser junge Indianer war so kaltblütig und gesammelt, als ob er uns erwartet hätte, was gleichwohl nicht der Fall war. Wenigstens konnte er nicht uns *Beide* erwartet haben.

Es lag in unserm Empfange aber keine erheuchelte Kälte. Sobald wir nahe genug gekommen waren, faßte er das Boot, zog es dicht auf den Landungsplatz und half uns mit der Höflichkeit eines vollendeten Gentleman beim Aussteigen.

»Ihr seid willkommen,« sagte er, »willkommen!«

Und dann wendete er sich mit einem fragenden Blicke zu Virginien und setzte hinzu:

»Ich hoffe, daß die Gesundheit der Senorita vollständig wiederhergestellt ist. Was die Eure betrifft, Sir, so brauche ich nicht zu fragen. Daß Ihr Euer Boot so weit gegen die Strömung habt rudern können, ist ein Beweis, daß Ihr Euern Unfall vollständig überwunden habt.«

Das Wort »Senorita« verrieth eine Spur von den Spaniern, einen Ueberrest von jenen Beziehungen, die früher zwischen den Seminole-Indianern und der iberischen Race bestanden hatten. Selbst in dem Costüm unseres neuen Bekannten waren gewisse Gegenstände andalusischen Ursprungs zu bemerken – das an seinem Halse

hängende silberne Kreuz, die Schärpe von scharlachrother Seide und seinen Gürtel, und die lange dreieckige Klinge, welche dahinter in ihrer Scheide hing.

Auch die Ungebung hatte einen gewissen spanischen Anstrich. Es waren exotische Pflanzen da, die China-Orange, die prachtvolle Papaya, die Capsicums und Liebesäpfel (*tomatoes*), welche fast für charakteristische Kennzeichen der Heimath des spanischen Kolonisten gelten können.

Auch das Haus selbst zeigte Spuren von castilischer Arbeit. Das Schnitzwerk war nicht indianisch.

»Ist das Euer Haus?« fragte ich ein wenig verlegen.

Er hatte uns willkommen geheißen, aber ich sah keine Hütte; vielleicht irrte ich mich.

Seine Antwort beseitigte meine Zweifel. Es war seine Heimath – das Haus seiner Mutter – sein Vater war schon längst todt – die Familie zählte nur noch drei Personen – seine Mutter, seine Schwester und ihn selbst.

»Und diese,« fragte ich, indem ich auf die Arbeiter zeigte.

»Sind unsere Sclaven,« antwortete er lächelnd. »Ihr seht, daß wir Indianer allmählig auch die Gebräuche der Civilisation annehmen.«

»Aber es sind ja nicht lauter Neger – es sind auch rothe Männer darunter – sind diese auch Sclaven?«

»Ja, sie sind Sclaven wie die Andern. Ich sehe, daß Ihr Euch wundert. Sie sind nicht von unserm Stamme. Es sind *Yamassees*. Unser Volk besiegte sie vor langer Zeit und Viele von ihnen sind noch Sclaven.«

Wir waren an dem Hause angelangt. Seine Mutter kam uns an der Thür entgegen – eine Frau von rein indianischer Race, die augenscheinlich einmal einen hohen Grad von Schönheit besessen hatte. Sie war noch jetzt eine ganz angenehme Erscheinung – gut gekleidet, ob-schon nach Indianerweise – mütterlich – intelligent.

Wir traten ein – Hausgeräthschaften – Jagdtrophäen in spanischem Style, eine Guitarre – ha! auch Bücher!

Meine Schwester und ich waren nicht wenig über-rascht, unter dem Dache eines Indianers diese Symbole der Civilisation zu finden.

»Ha!« rief der Jüngling, als ob ihm plötzlich Etwas ein-fiele, »ich freue mich, daß Ihr gekommen seid. Eure Moc-casins sind fertig. Wo sind sie, Mutter? Wo ist sie? Wo ist Maümee?«

Er hatte meinen Gedanken Worte geliehen.

»Wer ist Maümee?« flüsterte Virginie.

»Ein Indianermädchen – seine Schwester, glaube ich.«

»Da drüben – sie kommt!«

Ein Fuß, kaum eine Spanne lang, ein Knöchel, der von dem gestickten Lappen des Moccasin zwei aufwärts weit divergirende Linien zeigt, eine Taille von herrlicher Biegung, ein Busen, der sich selbst unter der gröbsten Hülle verrathen hätte, ein Gesicht von herrlich goldbrauner Farbe, durchsichtige Haut, korallenrothe Wangen, Lippen von gleicher Farbe, dunkle Augen und Brauen, lange halbmondförmige Wimpern, Haar vom tiefsten Schwarz in muthwilliger Fülle.

Man denke sich eine solche Gestalt; man denke sie sich mit all' dem malerischen Putze angethan, den der indianische Scharfsinn erfinden kann; man denke sie sich mit einem Schritte herannahen, welcher mit dem eines stolzen arabischen Rosses wetteifert, und man hat einen Begriff – doch nein, von Maümee hat Niemand einen Begriff, der sie nicht gesehen.

Mein armes Herz – sie war es – meine Waldnymphe!

Ich hätte unter dem Dache dieses gastfreien Hauses lange verweilen können, aber meine Schwester schien sich nicht behaglich zu fühlen – als ob die Erinnerung an jenes unglückliche Abentenuer immer wieder in ihr auftauchte. Wir blieben blos eine Stunde; sie schien kaum halb so lang zu sein – so kurz aber auch die Zeit war, so wandelte sie mich doch in einen Mann um. Als ich wieder nach Hause zurückruderte, fühlte ich, daß ich mein Knabenherz zurückgelassen.

SECHZEHNTES KAPITEL. DIE INSEL.

Ich sehnte mich, das Indianerhaus wieder zu besuchen und wußte meinen Wunsch bald zu befriedigen. Mein Thun und Treiben war keinem Zwange unterworfen. Weder Vater noch Mutter kümmerten sich um meine täglichen Wanderungen; ich kam und ging wie ich Lust hatte, und ward in Bezug auf die Richtung, die ich genommen,

selten befragt. Man glaubte, die Jagd sei der Zweck meiner Abwesenheit. Meine Hunde und meine Kugelbüchse, die ich stets mitnahm, und das Wildpret, welches ich gewöhnlich mit zurückbrachte, befriedigten jede Neugier.

Meine Jagdausflüge geschahen stets nach Einer Richtung hin – ich hätte Dies wohl Kaum erst zu erwähnen gebraucht – stets über den Fluß. Immer und immer wieder spaltete der Kiel meines Bootes die Fluthen der Bucht – immer und immer wieder, bis ich jeden Baum an ihren Ufern kannte.

Meine Bekanntschaft mit dem jungen Powell reifte bald zu einer festen Freundschaft. Fast täglich waren wir beisammen – entweder auf dem See oder in dem Walde als Jagdgefährten, und manches Reh und manchen wilden Truthahn erlegten wir gemeinschaftlich. Der Indianerknabe war schon ein geübter Jäger und ich lernte manches Geheimniß in seiner Gesellschaft.

Ich entsinne mich recht wohl, daß die Jagd mir jetzt weniger Vergnügen machte als früher. Am liebsten war mir die Stunde, wenn die Jagd vorüber war und ich auf meinem Heimwege an dem Indianerhause Halt machte, wenn ich den mit Honig gesüßten Conté aus dem geschnitzten Kürbis trank – weit süßer noch durch die Hände, aus welchen ich den Becher erhielt – weit süßer noch durch das Lächeln der Person, welche mir ihn reichte – denn diese Person war Maümee.

Wochenlang – kurze Wochen schienen es zu sein –, schwelgte ich in diesem jungen Traume der Liebe. Ach, es ist wahr – in dem ganzen späteren Leben giebt es keine

Freude, welche dieser gleichkäme. Ruhm und Macht sind nur Befriedigungen – nur die Liebe allein ist Wonne – am reinsten und süßesten in ihrer jungfräulichen Blüthe.

Oft war Virginia meine Begleiterin auf diesen abenteuerlichen Waldausflügen. Sie hatte den Wald liebgewinnen gelernt – sie sagte es und ging gern mit. Es gab Zeiten, wo ich lieber allein gegangen wäre, aber ich konnte ihr Nichts abschlagen. Sie hatte Anhänglichkeit zu Maümee fassen gelernt. Ich wunderte mich darüber nicht.

Maümee liebte meine Schwester ebenfalls – nicht in Folge einer Aehnlichkeit ihrer beiden Charaktere. In physischer Beziehung waren sie einander so unähnlich, wie zwei junge Mädchen einander nur sein können. Virginia war ganz blond und gold; Maümee braun und dunkel. In intellectueller Hinsicht standen sie einander nicht näher. Die Erstere war schüchtern wie die Taube; die Letztere besaß einen kühnen Muth, wie der Falke. Vielleicht knüpfte dieser Contrast die Bande der Freundschaft, welche zwischen ihnen entstanden war, noch fester. Es ist dies keine Anomalie.

Einer Anomalie weit ähnlicher war mein Gefühl in Bezug auf die beiden. Ich liebte meine Schwester eben wegen der Sanftheit ihres Wesens. Ich liehete Maümee um des Gegentheils willen; aber diese zwiefache Liebe war deutlich unterschieden – so unähnlich wie die Gegenstände, durch welche sie hervorgerufen ward.

Während der junge Powell und ich jagten, blieben unsere Schwestern zu Hause. Sie schlenderten auf den Feldern, in den Hainen und im Garten umher. Sie spielten

und sangen und *lasen*, denn Maümee war – trotz ihres Costüms – keine Wilde. Sie hatte Bücher, eine Guitarre oder vielmehr eine Mandoline – eine spanische Reliquie – und war in Beidem unterrichtet worden. So weit als geistige Ausbildung ging, war sie ein geeigneter Umgang selbst für die Tochter eines stolzen Randolph.

Auch der junge Powell war eben so gut oder besser unterrichtet als ich. Ihr Vater hatte seine Pflicht nicht vernachlässigt.

Weder Virginia noch ich träumten je von einer Ungleichheit. Der Umgang ward von uns gewünscht und gesucht, Wir waren Beide noch zu jung, um Etwas von Kastengeist zu wissen. Bei unsren Freundschaften folgten wir blos dem Antriebe der unschuldigen Natur, und es fiel uns niemals ein, daß wir irre gingen.

Die Mädchen begleiteten uns häufig in den Wald und wir, die Jäger, wendeten Nichts dagegen ein. Wir gingen nicht immer, um dem weit umherschweifenden Hirsche nachzustellen. Eichhörnchen und anderes kleines Wild waren weit öfter die Gegenstände unserer Verfolgung, und indem wir diesen folgten, brauchten wir uns nicht weit von unseren zarten Begleiterinnen zu entfernen.

Was Maümee betraf, so war sie eine Jägerin – eine kühne Reiterin, die vor Nichts zurückschreckte. Meine Schwester dagegen hatte bis jetzt kaum ein Pferd bestiegen.

Allmählig gefiel mir die Eichhörnchenjagd am besten. Oft ließ ich meine Hunde daheim und es ward etwas Seltenes, daß ich Wildpret nach Hause brachte. Unsere Ausflüge beschränkten sich nicht auf den Wald. Die Wasser-vögel auf dem See, die Ibis und weißen Kraniche waren oft die Opfer unseres Jagdeifers. In dem See lag eine schöne Insel – nicht die, welche der Schauplatz des Trauerspiels gewesen, sondern eine höher hinauf gelegene – in der Nähe der Stelle, wo der Fluß breit ward.

Ihre Fläche war von bedeutendem Umfange und stieg in der Mitte zu einem Hügel an. Zum größten Theile war sie mit Bäumen bewachsen, fast lauter Immergrün, wie zum Beispiel der Lebenseiche, der Magnolie, dem Illicium und der wilden Orange, welche Alle in Florida heimisch sind.

Auch gab es hier Zanthopylonbäume mit ihren hervorragenden gelben Blüthen; den wohlriechenden, schön-blühenden Corneliuskirschbaum und viele süßduftende Pflanzen und Sträucher, während die königliche Palme Alles hoch überragte und mit ihren sich weit ausbreitenden Blättern einen doppelten Baldachin von Grün bildete. Die Bäume bildeten, obschon sie dicht beisammenstanden, doch kein eigentliches Dickicht. Hier und da ward der Weg durch Schmarotzergewächse – ungeheuer wilde Weinreben, Bignonien, China- und Sarsaparillabüsche, Bromelien und wohlriechende Orchideen schwierig gemacht, die größeren Bäume aber standen gut getrennt, und in gewissen Zwischenräumen gab es Oeffnungen –

niedliche Waldwiesen mit grünem Grasteppich und mit Blumen geschmückt.

Die schöne Insel lag ungefähr auf der Hälfte des Weges zwischen den beiden Wohnungen, und oft trafen der junge Powell und ich uns hier und machten sie zum Schauplatze unserer Kurzweil. Es gab Eichhörnchen unter den Bäumen und Truthühner – zuweilen fanden sich auch Rehe auf den Lichtungen, und von den bedeckten Ufern aus konnten wir eine bedeutende Verheerung unter dem Wassergeflügel anrichten, welches sich auf dem See herumtummelte.

Mehrmals hatten wir uns auf diesem neutralen Boden getroffen und zwar stets von unsren Schwestern begleitet.

Beide weilten gern an diesem lieblichen Orte. Sie pflegten den Hügel zu ersteigen und sich in den Schatten einiger hohen Palmen zu setzen, welche auf dem Gipfel wuchsen, während wir, die Jäger, in der von Wild besuchten Niederung blieben und den Wald von dem Knall unserer Büchsen widerhallen ließen.

Dann, wenn wir die Jagd satt hatten, war unsere Gewohnheit, den Hügel ebenfalls zu ersteigen und unsere Beute abzuliefern, besonders wenn wir so glücklich gewesen waren, irgend einen seltenen und schöngefiederten Vogel zu schießen, der stets ein Gegenstand der Neugier oder Bewunderung war. Was mich betraf, so hörte ich, mochte ich nun Glück haben oder nicht, stets eher auf, als mein Begleiter. Ich war nicht ein so eifriger Jäger wie er. Weit mehr Vergnügen machte es mir, mich neben

den beiden Mädchen in's Gras zu strecken, und weit angenehmer als der Knall der Büchse war mir der Ton von Maümee's Stimme; weit schöner als der Anblick des Willens war es, in Maümee's Augen zu schauen.

Und darüber, über Zuhören und Sehen hinaus, war meine Liebe noch niemals gegangen. Noch nie war ein Wort der Liebe zwischen uns gesprochen worden. Ich wußte nicht einmal, ob ich geliebt würde. Nicht alle meine Stunden aber waren wonnevoll; der Himmel war nicht immer rosenfarben.

Die Zweifel, ob meine jugendliche Leidenschaft erwiderter würde, waren die Wolken dieses Himmels und stiegen oft empor, um mich zu beunruhigen. Um dieselbe Zeit ward ich auch durch eine andere Ursache beunruhigt.

Ich bemerkte, oder glaubte zu bemerken, daß Virginia ein inniges Interesse am Maümee's Bruder nahm und daß dieses Interesse erwiderter ward.

Dieser Gedanke überraschte und schmerzte mich. Und dennoch konnte ich nicht sagen, worin der Grund zu diesem Schmerze und dieser Ueberraschung lag.

Ich habe gesagt, daß meine Schwester und ich noch zu jung waren, um Etwas von den Vorurtheilen des Ranges oder der Kaste zu wissen. Aber dies war nicht streng genommen wahr. Ich mußte nothwendig schon einen Instinkt haben, daß wir, indem wir mit unsren dunkelfarbigem Nachbarn Umgang pflogen, etwas Unrechtes thaten, denn wie hätte mich die Sache sonst beunruhigen können?

Ich bildete mir ein, daß Virginia dieses Gefühl mit mir theile. Wir fühlten uns Beide unbehaglich und dennoch vertrauten wir uns einander Nichts an. Ich fürchtete, meiner Schwester auch nur meine Gedanken bekannt zu geben, und sie empfand ohne Zweifel einen ähnlichen Widerwillen, ihr Geheimniß zu enthüllen.

Was mußte das Ergebniß dieser jungen Liebe sein, wenn sie sich überlassen blieb? Erstarb sie vielleicht mit der Zeit wieder? Stand zu erwarten, daß eine Stunde der Uebersättigung und Veränderung kommen oder daß sie ohne Unterbrechung dauernd werden würde? Wer weiß, was ihr Schicksal gewesen wäre, wenn man ihr vergönnt hätte, zu vollkommener Entwicklung zu gelangen! Aber dies geschieht niemals – sie wird stets unterbrochen.

Dies geschah auch mit der unsrigen. Die Krisis kam und dem süßen Umgange, den wir gepflogen, ward ein plötzliches Ende gemacht. Wir hatten unsren Eltern niemals Etwas davon gesagt, obschon wir gerade keine List angewendet hatten, es zu verbergen. Wir waren nicht gefragt worden, sonst hätten wir es sicherlich gestanden, denn wir waren gelehrt worden, immer streng an der Wahrheit zu halten. Man hatte aber keine Fragen an uns gerichtet; es war keine Verwunderung über unsere häufige Abwesenheit ausgesprochen worden. Die meinige als eines Jägers war sehr natürlich. Das einzige Sonderbare war, daß Virginia den Wald so liebgewonnen und mir so oft Gesellschaft geleistet hatte.

Diese unbedeutende Verwunderung von Seiten meiner Mutter legte sich jedoch bald wieder und wir gingen und

kamen ungehindert, ohne nach unsren Beweggründen gefragt zu werden.

Ich habe gesagt, daß wir keine List anwendeten, um zu verbergen, wer unsere Genossen auf diesen abenteuerlichen Wanderungen wären. Auch dies ist nicht streng der Wahrheit gemäß. Eben unser Schweigen war schon List. Wir mußten Beide im Stillen uns bewußt sein, daß wir unrecht handelten – daß unsere Handlungsweise von unsren Eltern nicht gebilligt werden würde – warum hätte uns sonst etwas an Verheimlichung gelegen?

Diese Ruhe sollte nicht von langer Dauer sein. Sie endete plötzlich – in etwas schroffer Weise.

Eines Tages waren wir auf der Insel, wie gewöhnlich alle Vier. Die Jagd war vorüber und Powell und ich hatten uns zu unsren Schwestern auf den Hügel verfügt.

Wir hatten uns in den Schatten hingestreckt und ergingen uns in allerlei unerheblichem Geplauder, ich aber noch weit mehr in der stummen Sprache der Liebe. Meine Augen ruhten auf dem Gegenstande meiner Gedanken, zu glücklich, daß meine Blicke erwidert wurden. Außerdem sah ich wenig. Ich bemerkte nicht, daß ein ähnlicher Austausch feuriger Blicke zwischen dem jungen Indianer und meiner Schwester. In diesem Moment war mir das egal; mir war alles gleichgültig, außer Maümees Lächeln.

Es gab einige, die diesen Blickaustausch beobachteten, die alles sahen, was vor sich ging. Besorgte Augen richteten sich auf das Bild, das wir vier abgaben, und unsere Worte, Blicke und Gesten wurden registriert.

Die Hunde sprangen mit einem Knurren auf und rann-ten nach draußen zwischen die Bäume. Das Rascheln der Aeste und die durch das Laub schimmernden Kleidungs-stücke warnte uns, daß dort Menschen waren.

Die Hunde hatten aufgehört zu bellen und wedelten mit den Schwänzen. Es waren also Freunde, die in der Nähe waren.

Die Blätter verdeckten sie nicht länger vor unserem Blick: Seht, mein Vater, meine Mutter!

Virginia und ich waren erschrocken über ihr Erschei-nen. Wir verspürten eine gewisse Befürchtung vor dem Bösen – zweifellos aufgrund unserer eigenen Ueberzeu-gung, daß wir nicht richtig gehandelt hatten. Wir be-merkten, daß die Stirnen beider Menschen wolkenver-hangen waren.

Sie wirkten verärgert und zornig.

Meine Mutter näherte sich als Erste. Auf ihren Lippen lag Verachtung. Sie war stolz auf ihre Vorfahren, sogar noch mehr als die Nachkommen der Randolphs.

»Was!« rief sie aus, »was, meine Kinder? Das sind eure Begleiter? Indianer?«

Der junge Powell stand auf, sagte aber nichts als Ant-wort. Sein Blick verrieth, was er empfand, und daß er die Beleidigung vollkommen verstand.

Mit einem hochmüthigen Blick auf meinen Vater und meine Mutter winkte er seiner Schwester, ihm zu folgen, und ging stolz davon.

Virginia und ich waren erschrocken und sprachlos. Wir wagten es nicht, uns zu verabschieden.

Wir wurden von diesem Ort weggebracht und machten uns auf den Heimweg.

Man sah mir nach und ich wagte nicht, ein Lebe hoch zu winken, obschon ein Gefühl der Trauer auf unserm Herzen lastete, – eine Ahnung, daß wir uns auf lange Zeit trennten – vielleicht auf immer.

Ach leider erwies sich diese Ahnung als eine richtige. Drei Tage später war ich schon auf dem Wege nach dem Norden, wo ich als Cadet in die Militairakademie von West Point eintrat. Meine Schwester ward ebenfalls in eins jener Institute gebracht, an welchen die Städte der Puritaner so reich sind.

Es dauerte lange, lange, bevor eins von uns das Blumenland wieder zu Gesichte bekam!

SIEBZEHNTES KAPITEL. WEST POINT.

Die Militairakademie in West Point ist die schönste Schule der Welt. Fürsten und Priester haben hier keine Macht; wahre Kenntniß wird gelehrt und muß gelernt werden bei Strafe der Verbannung. Der Graduirte geht hier als Gelehrter hervor, nicht wie aus Oxford und Cambriche als Papagei einer todten Sprache, als glatter Prosodiker und mechanischer Reimschmied idyllischer Verse, sondern als Kenner lebender Sprachen, als ein Mann, der die Wissenschaft studirt und die Kunst nicht vernachlässt hat – als Botaniker, Zeichner, Geolog, Astronom, Ingenieur, Soldat – Alles – mit Einem Worte als ein Mann, der für die höheren Pflichten des socialen Lebens taugt,

fähig zur Aufsicht und zum Befehlen, eben so wie zum Gehorchen und Vollziehen.

Hätte ich auch eine noch so große Abneigung gegen Bücher gehabt, so hätte ich doch in diesem Institut mich dem Müßiggange nicht hingeben können. In West Point giebt es keinen Dummkopf; hier gilt keine Rücksicht auf Familie und Vermögen. Der Sohn des Präsidenten würde fortgeschickt werden, wenn er nicht im Stande wäre, mit den Uebrigen Schritt zu halten, und aus Furcht vor Schande ward ich gezwungenermaßen ein fleißiger Schüler, der sich mit der Zeit den Beifall seiner Vorgesetzten erwarb.

Die Details der Erfahrung eines Cadetten haben kein großes Interesse. Sie bestehen aus einer Wiederholung eintöniger Pflichten, die in West Point blos etwas strenger sind als anderwärts und sich dann und wann von dem Sclavenleben eines gemeinen Soldaten wenig unterscheiden.

Ich ertrug sie wacker – nicht als ob ich von großem militairischem Ehrgeize besetzt gewesen wäre, sondern blos von Eifersucht getrieben – ich verschmähte es, der Letzte in meiner Klasse zu sein.

Dennoch aber gab es Zeiten, wo so vieler Zwang etwas Ermüdendes für mich hatte. Ich stellte ungünstige Vergleiche mit dem freien Leben an, an das ich gewöhnt war, und oft fühlte ich Sehnsucht nach Hause – nach dem Walde und der Savanna – noch weit mehr aber nach dem Gefährten, welchen ich zurückgelassen.

Lange weilte in meinem Herzen die Liebe zu Maümee – lange Zeit äußerte die Trennung keinen Einfluß. Ich glaubte, die Leere, welche durch dieses traurige Scheiden herbeigeführt worden, würde niemals wieder ausgefüllt werden. Kein anderer Gegenstand konnte die süßen Erinnerungen meiner jugendlichen Liebe in meinem Gemüthe ersetzen oder aus meiner Erinnerung verdrängen. Morgen, Mittag und Abend schwebte das Bild der malerischen Schönheit auf der Netzhaut meines geistigen Auges – bei Tage in Gedanken, bei der Nacht in Träumen.

So dauerte es ziemlich lange – ich glaubte, es würde niemals anders werden! Keine Andere konnte mich jemals so interessiren, wie sie gethan. Keine neue Freude konnte mich bewegen, anderswohin zu schweifen, kein Lethe konnte Vergessenheit bringen. Und wenn ein Engel mir es gesagt hätte, so würde ich es nicht geglaubt haben und hätte es nicht glauben können.

Ach, es war eine falsche Auffassung der menschlichen Natur. Ich theilte sie blos mit Anderen – denn die meisten Sterblichen sind zu derselben Zeit des Lebens in einem ähnlichen Irrthume befangen gewesen. Ach leider, es ist nur zu wahr – die Liebe wird wirklich durch Zeit und Abwesenheit gemindert. Von der Erinnerung allein lebt sie nicht. Die launenhafte Seele, wie sehr sie auch sich an dem Idealen ergötzen mag, giebt dem Wirklichen und Positiven den Vorzug. Obschon es nur wenig liebenswürdige Frauen in der Welt giebt, so giebt es doch keine, welche liebenswürdiger wäre als alle Anderen, und keinen Mann, der schöner wäre als alle Uebrigen. Von zwei

gleich schönen Gemälden ist das schönere das, auf welchem das Auge eben weilt. Nicht ohne Grund fürchten daher Liebende die Stunde des Scheidens.

Waren es Bücher, die von Linien und Winkeln, von Baationen und Courtinen sprachen – war es die Dressur bei Tage oder das harte Lager und der noch härtere Wachdienst bei Nacht – war es eins von diesen oder Alles, was die Exclusivität jener einen Idee zu beeinträchtigen und dann und wann ganz aus meinen Gedanken zu verscheuchen begann? Oder waren es die hübschen Gesichter, welche dann und wann in West Point erschienen – die auf Ausflügen begriffenen Schönen von Saratoga und Ballston, die uns besuchten – oder die blonden Töchter der Patrone, unsere näheren Nachbarn, welche häufiger kamen und die in jedem grobgekleideten Cadetten die Puppe eines Helden – den Embryo eines Generals sahen?

Was von allem Diesem trieb Maümee aus meinem Sinn?

Es kommt wenig darauf an, was die Ursache war – die Wirkung war so. Der Eindruck meiner jungen Liebe ward auf der Tafel des Gedächtnisses weniger lebhaft. Jeden Tag ward er schwächer und schmächer, bis er zu einem winzigen Rückblicke zusammenschrumpfte.

Ach, Maümee! Es dauerte – die Wahrheit verlangt es, zu sagen – aber lange, ehe es so weit kam. Jene schönen lächelnden Gesichter tanzten lange vor meinen Augen, ehe das Deine verdunkelt ward. Lange widerstand ich der Schmeichelei jener Sirenenzungen, aber meine

Natur war menschlich und mein Herz gab endlich der Verführung nach.

Es wäre nicht wahr, wenn ich sagen wollte, meine erste Liebe sei ganz entchwunden gewesen. Sie war erkaltet, aber nicht gestorben. Trotz des leichtsinnigen vorübergehenden Kokettirens hatte sie ihre Zeiten der Erinnerung und Rückkehr. Oft, wenn ich in der stillen Nacht Schildwacht stand, tauchten Bilder aus der Heimath vor mir auf, und der schönste Gegenstand derselben war alle Mal Maümee. Meine Liebe zu ihr war kalt, nicht todt. Ihre Nähe würde sie wieder entzündet haben – davon war ich überzeugt. Schon von ihr zu hören, würde eine gewisse Wirkung hervorgebracht haben. Hätte ich gehört, daß sie mich vergessen und ihr Herz einem Andern geschenkt, so würde meine knabenhafte Leidenschaft wieder zu ihrer vollen Kraft erweckt worden sein. Davon bin ich fest überzeugt.

Folglich war ich damals wohl auch nicht gleichgültig? Ich liebte Maümee wohl immer noch?

Ein Schlüssel stößt den andern aus, aber die blonden Töchter des Nordens haben die dunkelfarbige Jungfrau des Südens noch nicht aus meinem Herzen verwischt. Während der ganzen Zeit, wo ich Cadet war, sah ich sie nicht ein einziges Mal und hörte auch eben so wenig von ihr. Fünf Jahre lang war ich aus meiner Heimath verbannt – mit meiner Schwester war dasselbe der Fall.

Dann und wann während dieser Zeit wurden wir von unsfern Eltern besucht, welche einen alljährlichen Ausflug nach den fashionablen Sammelplätzen der Gesellschaft

im Norden, Ballston Spa, Saratoga und Newport – machten. Hier trafen wir während unserer Ferien mit ihnen zusammen, und obschon ich mich sehr darnach sehnte, eine Ferienzeit zu Hause zuzubringen – ich glaube, Virginia sehnte sich ebenfalls darnach – so war doch die Mutter Stahl und der Vater war Stein und unsere Wünsche wurden nicht befriedigt. Ich argwohnte die Ursache dieser strengen Weigerung. Unsere stolzen Eltern fürchteten die Gefahr einer Mesalliance. Sie hatten das Tableau auf der Insel nicht vergessen.

Die Ringzold's trafen an den Badeorten mit uns zusammen und Arens war in seinen Aufmerksamkeiten gegen Virginia immer noch eifrig. Er war ein feiner Modeherr geworden und verthat sein Gold mit vollen Händen, um sich von den ehemaligen Schneidern und Actienmählern verdunkeln zu lassen, welche in New-York den Ton angeben.

Er gefiel mir jetzt nicht besser als sonst, obschon meine Mutter ihm immer noch das Wort redete. Welche Fortschritte er bei Virginia machte, wußte ich nicht.

Meine Schwester war jetzt zu einer schönen, eleganten Modedame herangewachsen und hatte viel von der Welt gelernt – unter andern auch ihre Gemüthsbewegungen zu verbergen, was einmal zu den nothwendigen Erfordernissen des modernen Lebens gehört.

Zu manchen Zeiten war sie in außerordentlichem Grade aufgeräumt, obschon ihre Heiterkeit mir ein wenig erkünstelt zu sein schien und oft plötzlich endete; zuweilen war sie gedankenvoll – nicht selten kalt und verächtlich.

Ich war der Ansicht, daß sie durch diese Ausbildung zugleich Vieles verloren, was in meinen Augen mehr werth war als alles Andere – die Sanftmuth und Freundlichkeit des Herzens. Vielleicht that ich ihr Unrecht.

Es gab viele Fragen, die ich gern an sie gerichtet hätte, aber unser kindliches Vertrauen war zu Ende und das Zartgefühl gestattete mir nicht, ihr Herz zu sondiren. Von der Vergangenheit sprachen wir niemals – ich meine von *jener* Vergangenheit, von jenen abenteuerlichen Wanderungen im Walde, den Bootfahrten auf dem See, den Szenen auf der von Palmen beschatteten Insel.

Ich fragte mich oft, ob sie wohl Ursache hätte, daran zu denken, ob ihre Erinnerungen einige Aehnlichkeit mit den meinigen hätten.

In diesen Punkten hatte ich niemals eine bestimmte Ueberzeugung gefühlt. Obschon mißstrauisch – einmal sogar argwöhnisch – war ich nur ein blinder Beobachter, ein zu sorgloser Hüter gewesen.

Ganz gewiß waren meine Vermuthungen richtig gewesen, denn warum schwieg sie jetzt über Gegenstände und Scenen, die uns Beide so erfreuet hatten? Ward ihre Zunge durch die später erlangte Kenntniß gefesselt, daß wir Unrecht gethan – ein Unrecht, welches uns erst durch das Mißfallen unserer Eltern klar ward? Oder verschmähete sie in ihrer gegenwärtigen fashionablen Sphäre, der bescheidenen Genossen früherer Tage eingedenk zu sein?

Oft stellte ich Muthmaßungen an, ob jemals ein solches Gefühl in ihrer Brust gelebt habe, und wenn dem so war, ob es noch darin verweile. Dies waren Punkte, über

welche ich vielleicht niemals zufrieden gestellt ward. Die Zeit für dergleichen Offenbarungen war vorüber,

»Es ist nicht wahrscheinlich,« sagte ich bei mir selbst, »oder wenn jemals ein Gefühl zärtlicher Rücksicht für den jungen Indianer in ihr gelebt hat, so ist es jetzt vergessen – vertilgt aus ihrem Herzen, vielleicht aus ihrem Gedächtnisse. Es ist nicht wahrscheinlich, daß es inmitten ihrer gegenwärtigen Umgebung von parfümierten Stutzern noch lebt, welche sie fortwährend in den Weihrauch der Schmeichelei hüllen. Weit weniger wahrscheinlich ist es, daß *sie* noch daran denken sollte, als daß ich daran denke, und habe ich nicht auch vergessen?«

Seltsam, daß ich von den vier Herzen nur das meine kannte. Ob der junge Powell meine Schwester jemals, oder sie ihn mit bewundernden Augen betrachtet hatte, das wußte ich immer noch nicht, oder vielmehr, ich war noch nicht überzeugt davon. Alles, was ich wußte, war bloße Vermuthung, bloßer Verdacht. Und was vielleicht noch seltsamer erscheint, – ich konnte nicht einmal die Gesinnung jenes andern Herzens, dessen, welches mich mehr interessirte, als alle Anderen. Allerdings hatte es mir beliebt, zu glauben, es fühle zu meinen Gunsten. Auf Blicke, auf Geberden und geringfügige Handlungen, aber niemals auf Worte bauend, hatte ich innig gehofft, aber oft war ich auch das Opfer des Zweifels gewesen. Vielleicht hatte Maümee im Grunde mich doch nicht geliebt!

Manchen bittern Schmerz hatte ich in Folge dieses Gedankens erduldet. Ich konnte ihn jetzt eher und ruhiger ertragen, und dennoch war es eigenthümlicher Weise eben dieser Gedanke, welcher Maümee's Andenken oft erweckte, und so oft ich dabei verweilte, rief es die stärksten Zuckungen meiner jetzt krampfhaften Liebe hervor.

Verwundete Eitelkeit! Mächtig wie die Leidenschaft selbst! Deine Schmerzen sind so stark, wie die Liebe. Unter ihrem Einflusse erbleichen die strahlenden Kerzen, und die schönen Gestalten, welche darunter hinschweben, verlieren die Hälfte ihrer glänzenden Schönheit. Meine Gedanken kehren zurück nach dem Blumenlande – nach dem See – nach der Insel – zu Maümee!

Fünf Jahre waren bald vorüber und meine militairisch Lehrlingszeit war beendet. Mit Ehren bestand ich die Feuerprobe des letzten Examens. Eine hohe Nummer belohnte meinen Fleiß und ließ mir die Wahl der Waffengattung, welcher ich mich zu widmen gedachte. Ich hatte Vorliebe für die Scharfschützen, obschon ich auch in die Artillerie, die Cavallerie oder in das Ingenieurcorps hätte eintreten können. Ich wählte jedoch die Erstern und erhielt das Patent als Lieutenant, ward einem Scharfschützenregimente zugetheilt und bekam dann Urlaub, um meine Heimath wieder zu besuchen.

Meine Schwester hatte zu derselben Zeit auf ihrer Akademie ebenfalls ihren Grad erworben und ein schmeichelhaftes Diplom ausgestellt erhalten. Deßhalb madten wir die Heimreise gemeinschaftlich.

Leider gab es keinen Vater mehr, der uns bei unserer Rückkunft willkommen geheißen hätte. Nur eine weinende und verwitwete Mutter sprach den wehmüthigen Gruß.

ACHTZEHNTES KAPITEL. DIE SEMINOLEN.

Bei meiner Rückkunft nach Florida fand ich, daß die Wolke des Krieges sich über meinem Heimathlande aufthürmte. Bald mußte sie sich entladen und mein erster Versuch im militairischen Leben der Vertheidigung von Haus und Heerd gelten.

Ich war auf diese Mittheilung nicht unvorbereitet. Der Krieg ist in den Mauern eines Militaircollegs stets das vorzugsweise interessante Thema und an keinem andern Orte werden die Wahrscheinlichkeiten und Aussichten desselben so ausführlich und mit so vielem Eifer besprochen.

Zehn Jahre lang hatten die Vereinigten Staaten mit der ganzen Welt im Frieden gelebt. Die eiserne Hand des »alten Hickory« hatte den wilden Feind von den Grenzen hinweggescheucht. Seit länger als zehn Jahren hatte der Letztere sich in seinem chronischen Vergeltungssystem unterbrochen und sich ruhig und still verhalten. Dieser friedliche Zustand aber erreichte sein Ende. Wiederum erhob sich der Rothe Mann, um seine Rechte zu behaupten, und zwar an einem Punkte, wo man es am wenigsten erwartet hatte. Nicht an der Grenze des »fernen Westen«, sondern in dem Herzen des Blumenlandes. Ja, Florida sollte das Theater sein – die Bühne, auf welcher dieses neue Kriegsdrama aufgeführt werden sollte.

Es ist hier der rechte Ort, einige Worte über die Geschichte Florida's einzuschalten, denn unsere Erzählung ist in der That eine rein geschichtliche.

Im Jahre 1821 verschwand die spanische Fahne von den Wällen von San Augustine und St. Marks, und Spanien verzichtete auf den Besitz dieser schönen Provinz – eines seiner letzten Haltpunkte auf den Continent von Amerika. Buchstäblich war es blos ein Haltpunkt, den die Spanier in Florida behaupteten – ein blos nomineller Besitz. Lange vor der Abtretung schon hatten die Indianer sie von dem freien Felde in die Festungen hinein getrieben, ihre Haciendas lagen in Trümmern, ihre Pferde und Rinder verwilderten auf den Savannen und wucherndes Unkraut wuchs auf ihren sonst gedeienden Pflanzungen. Während einer hundertjährigen Herrschaft hatten sie manche schöne Niederlassung gegründet, und die Trümmer von Gebäuden – weit, weit massiver als irgend Etwas, was bis jetzt von ihren sächsischen Nachfolgern unternommen worden – geben noch jetzt Zeugniß von der früheren Macht und dem Glanze der spanischen Nation.

Das Schicksal wollte nicht, daß die Indianer das Land, welches sie auf diese Weise wieder erobert, lange behalten sollten. Ein anderes Volk von Weißen – an Muth und Kraft ihnen gleich – kam von Norden herabgezogen und es war jetzt leicht, zu prophezeihen, daß die rothen Erüberer ihrerseits auf den Besitz würden verzichten müssen,

Schon einmal waren sie mit den bleichen Usurpatoren in Conflict gekommen, die von jenem tapfern Soldaten angeführt wurden, welcher jetzt auf dem Präsidentenstuhl saß. Sie wurden geschlagen und weiter südlich in das Herz des Landes, in den Mittelpunkt der Insel zurückgedrängt. Hier jedoch wurden sie durch einen Vertrag gesichert. Ein feierlich geschlossener und feierlich beschworener Bund verbürgte ihr Recht auf den Boden und der Seminole war befriedigt.

Ach, die Bündnisse zwischen dem Starken und dem Schwachen sind Dinge der Convenienz, um gebrochen zu werden, sobald der Erstere es will. In dem vorliegenden Falle wurden sie auf schmachvolle Weise gebrochen.

Weisse Abenteurer ließen sich längs der indianischen Grenze nieder. Sie betraten den Boden der Indianer; sie betrachteten und untersuchten ihn; sie sahen, daß er gut war, daß Reis und Baumwolle, Zuckerrohr und Indigo, Oliven und Orangen darauf wachsen würden – sie wünschten ihn zu besitzen – sie beschlossen, daß er ihnen gehören solle.

Es bestand ein Vertrag; aber was kümmerten sie sich um Verträge? Es waren Abenteurer – ausgehungerte Pflanzer von Georgia und aus den beiden Carolina's, Sklavenhändler aus allen Theilen des Südens – was galten in den Augen solcher Leute Verträge, besonders wenn sie mit Rothhäuten gemacht waren? Man mußte sich des Vertrags entledigen.

Der »Große Vater«, welcher auch nicht viel gewissenhafter war als sie, billigte ihren Plan. »Ja,« sagte er, »der

Plan ist gut – die Seminolen müssen aus dem Besitz getrieben werden; sie müssen in ein anderes Land ziehen; wir werden ihnen eine Heimath im Westen auf den großen Ebenen anweisen. Dort haben sie große Jagdreviere, die ihnen Niemand nehmen wird.«

»Nein,« sagten die Seminolen, »wir wünschen nicht fortzuziehen. Wir sind zufrieden hier; wir lieben unser Heimathland; wir wünschen nicht es zu verlassen, wir werden bleiben.«

»Ihr wollt also nicht gutwillig gehen? Gut. Wir sind stark, Ihr seid schwach, wir werden Euch zwingen.«

Obschon nicht buchstäblich, so war dies doch dem Geiste nach die Antwort, welche Jackson den Seminolen gab. Die Welt hat ein Auge, und dieses Auge will zufrieden gestellt sein. Selbst Tyrannen hassen den offenen Bruch eines Vertrags. In diesem Falle dachte man an die politische Partei mehr als an die Welt, und ein Schein von Gerechtigkeit ward nothwendig. Die Indianer blieben hartnäckig – ihr Vaterland gefiel ihnen – sie wollten es nicht verlassen, und dies war kein Wunder.

Es mußte daher ein Vorwand ausfindig gemacht werden, sie aus dem Besitze zu treiben. Die alte Entschuldigung, daß sie blos müssige Jäger wären und seinen nutzbaren Gebrauch von dem Boden machten, konnte hier kaum geltend gemacht werden, denn dies war nicht wahr. Der Seminole war nicht ausschließlich Jäger; er war auch Ackersmann und pflügte den Boden – allerdings auf etwas rohe Weise, aber war dies wohl ein Grund, ihn aus dem Besitz zu treiben?

Aber es ließ sich ja ohne große Mühe etwas Anderes ausfindig machen. Jener schlaue Commissar, den ihr »Großer Vater« ihnen sendete, konnte bald Vorwände erfinden. Er war ein Mann, der die Kunst verstand, den Strom nach aufwärts zu trüben, und brachte sie in Anwendung.

Bald gingen in dem Lande eine Menge Gerüchte von indischen Räubereien um – man erzählte, es seien Pferde und Rinder gestohlen, Plantagen geplündert, weiße Reisende beraubt und ermordet worden, und alles Dies sei das Werk der wilden Seminolen.

Eine feile Presse, die stets bereit war, der Volkswuth Ausdruck zu leihen, ward ihrer Pflicht der Uebertreibung nicht untreu.

Aber wer schrieb wohl die Geschichte der Aufreizungen, der Kränkungen, der Vergeltungen und Grausamkeiten, welche von der andern Seite geübt wurden? Alles Dies ward sorgfältig verschwiegen.

Es dauerte nicht lange, so herrschte im ganzen Lande nur *ein* Gefühl, das Gefühl bitterer Feindseligkeit gegen den Seminolen.

»Schlagt die Wilden todt! Hetzt sie nieder! Jagt sie fort! Fort mit ihnen nach dem Westen!«

Auf diese Weise ward die Gesinnung ausgesprochen. Dieses Geschrei ward das voltsthümliche.

Wenn das Volk der Vereinigten Staaten einen Wunsch hat, so steht zu erwarten, daß es diesen Wunsch sehr bald zu befriedigen suchen wird, besonders wenn er mit den

Ansichten der Regierung übereinstimmt. In dem gegenwärtigen Falle war dies so, denn die Regierung hatte ja diesen Wunsch selbst hervorgerufen.

Es mußte, so meinten Alle, leicht sein, den Volkswillen zu erfüllen, den Wilden aus dem Besitz zu treiben und ihn fortzujagen. Aber es bestand ein Vertrag. Die Welt hatte ein Auge und es gab eine nicht zu verachtende denkende Minorität, welche sich diesem laut geäußerten, lärmenden Wunsche widersetzt. Am hellen lichten Tage konnte der Tractat nicht gebrochen werden – wie sollte man sich demnach dieses hindernden Vertrags entledigen?

Man rufe die Häuptlinge zusammen und schmeichle ihnen. Die Häuptlinge sind Menschen, sie sind arm, einige davon Trunkenbolde – Bestechungen werden viel thun, Feuerwasser noch mehr. Man mache einen neuen Vertrag mit einer doppelten Auslegung – die unwissenden Barbaren werden ihn nicht verstehen. Dann veranlasses man sie, ihn zu unterzeichnen, und die Sache ist gemacht.

Schlauer Commissar, Dein Plan ist der rechte, und Du bist der rechte Mann, ihn auszuführen.

Die Sache ward auch wirklich ausgeführt. Am 9. Mai 1832, an den Ufern des Oclawaha, vertauschten die Häuptlinge der Nation der Seminolen in voller Versammlung das Land ihrer Väter.

So lautete der Bericht, den man der Welt erstattete.

Aber er war nicht wahr. Es war nicht eine vollzählige Versammlung von Häuptlingen; es war eine Versammlung von bestochenen Verräthern, von schwachen, geschmeichelten und eingeschüchterten Männern.

Kein Wunder, daß die Nation sich weigerte, diesem erschlichenen Vertrage beizutreten; kein Wunder, daß sie auf die Bedingungen desselben nicht achtete, sondern zu einer nochmaligen Berathung zusammen berufen werden mußte, um ihre Zustimmung auf freiere und vollständigere Weise zu erkennen zu geben.

Bald stellte sich heraus, daß die große Masse der Nation der Seminolen den Vertrag leugnete. Viele der Häuptlinge stellten in Abrede, ihn unterzeichnet zu haben. Der erste Häuptling Onopa leugnete es; einige gestanden es zu, erklärten aber, daß sie durch den Einfluß und Rath Anderer dazu verleitet worden seien.

Nur die mächtigeren Anführer von Stämmen, wie zum Beispiel die Brüder Omatla, Schwarzer Thon und Großer Krieger – waren es, welche die Unterzeichnung eingestanden. Diese Letztern wurden von allen Stämmen mit eifersüchtigem Blicke und als Verräther betrachtet, und zwar mit Recht. Ihr Leben war in Gefahr, denn selbst ihre eigenen Leute mißbilligten, was sie gethan hatten.

Um die Sachlage zu verstehen, ist es nothwendig, ein Wort über die politische Verfassung der Seminolen hinzuzufügen.

Ihre Regierung war rein republikanisch – eine ächte Demokratie. Vielleicht bestand in keiner andern Staatsgemeinde der Welt eine so vollkommene Bedingung der

Freiheit – ich möchte hinzufügen des Glückes, denn das letztere ist nur die natürliche Frucht der erstern.

Ihr Stamm ist mit denen der Clans des schottischen Hochlandes verglichen worden. Der Vergleich ist nur in Einer Beziehung richtig. Eben so wie der Gále waren die Seminolen ohne irgend eine gemeinsame Organisation. Sie lebten in weit von einander getrennten Stämmen, deren jeder politisch von dem andern unabhängig war, und obschon sie in freundlicher Beziehung zu einander standen, so herrschte doch keine Macht des Zwanges unter ihnen.

Es gab einen Oberhäuptling – König konnte er nicht genannt werden – denn »Mico«, sein indianischer Titel, hat nicht diese Bedeutung. Der stolze Geist des Seminolen hatte sich niemals an einen solchen Zustand verkauft; sie hatten die natürlichen Rechte des Menschen noch nicht aufgegeben. Erst wenn der Naturzustand gewaltige Umgestaltungen erlitten, wird das königliche Regiment stark unter einem Volke.

Der Mico der Seminolen war blos dem Namen nach ein Oberhaupt. Seine Autorität war eine rein persönliche – er besaß keine Macht über Leben oder Eigenthum. Obschon zuweilen der reichste, war er doch oft einer der ärmsten seines Volkes. Er war den Ansprüchen der Philanthropie mehr ausgesetzt, als irgend einer der andern, und stets bereit, mit freier Hand das zu spenden, was in Wirklichkeit nicht seinem Volke, sondern ihm selbst gehörte. Deßhalb ward er auch selten reich.

Er war von keinem Gefolge, von keinem barbarischen Pomp oder Glanz umgeben, ihm ward nicht von Höflingen geschmeichelt, wie den Radschah's des Orients, oder auf noch kostspieligere Weise den gekrönten Monarchen des Westen. Im Gegentheile war sein Anzug in der Regel nicht besser, oft sogar geringer als der seiner Umgebung. Mancher gemeine Krieger schritt weit geputzter einher als er.

So wie es mit dem Oberhäuptling war, eben so war es mit den Häuptlingen der einzelnen Stämme. Sie besaßen keine Macht über Leben oder Eigenthum, sie konnten keine Bestrafung aussprechen. Nur eine Jury konnte dies thun, und ich stelle die kühne Behauptung auf, daß die Strafen unter diesen Leuten in gerechteren Verhältnisse zu dem Verbrechen standen als die, welche von den höchsten Gerichtshöfen der civilisirten Welt decretirt werden. Es war ein System der reinsten republikanischen Freiheit ohne eine einzige Idee von dem gleichmachenden Prinzip, denn Verdienst verlieh Auszeichnung und Autorität. Das Eigenthum war *nicht* gemeinsam, obschon die Arbeit zum Theil dies war, aber diese Gemeinsamkeit der Arbeit war eine wechselseitige, Allen angenehme Einrichtung. Die Familienbande waren so heilig und fest, wie sie je auf Erden existirt hatten.

Und dies waren *Barbaren* – rothe Barbaren, die aus ihren Rechten verdrängt, von Haus und Heerd verjagt, aus ihrem schönen Vaterlande in eine öde Wüste verbannt werden sollten, um gehetzt und niedergeschossen

zu werden wie wilde Thiere! Das Letzte in buchstäblich-
ster Bedeutung, denn es sollten Hunde bei dieser Verfol-
gung mit in Anwendung gebracht werden.

ZWEITER BAND.

ERSTES KAPITEL. EIN INDIANISCHER HELD.

Es gab mehrere Gründe, weßhalb der Vertrag vom Oclawaha als nicht bindend für die Nation der Seminolen betrachtet werden konnte.

Erstens war er nicht von einer Majorität der Häuptlinge unterzeichnet. Sechzehn Häuptlinge und Unterhäuptlinge hingen ihre Namen daran. Es gab aber deren in der ganzen Nation fünf Mal so viel.

Zweitens war es im Grunde genommen kein Vertrag, sondern ein bloßer bedingungsweiser Contract – denn die Bedingungen bestanden darin, daß erst eine Deputation der Seminolen sich nach den bezeichneten Ländereien im Westen – am Weißen Fusse – begeben, diese Ländereien untersuchen und dann ihrem Volke darüber berichten sollte. Schon die Beschaffenheit dieser Bedingung beweis't, daß kein Contract auf Wegzug eher abgeschlossen werden konnte, bis erst diese Besichtigung stattgefunden hatte.

Die Besichtigung fand statt. Sieben Häuptlinge wanderten, von einem Agenten begleitet, nach dem fernen Westen und nahmen das Land in Augenschein.

Nun aber merke man wohl die List des Commis-sars. Diese sieben Häuptlinge waren fast alle aus der Zahl Derer ausgewählt, welche dem Wegzuge günstig gestimmt waren. Wir finden unter ihnen beide Omatalas und

Schwarzen Thon. Allerdings befindet sich auch Hoitle-Mattee (der Springer), ein Batriot, unter ihnen, aber dieser wackere Krieger ist mit dem Fluche der Indianer beladen – er liebt das Feuerwasser, und sein Hang ist Phagan, dem Agenten, der sie begleitet, sehr wohl bekannt.

Man werdet eine List an. Die Deputation wird im Fort Gibson am Arkansas gastfrei bewirthet. Hoitle-Mattee wird lustig gemacht. Der Contracht auf Wegzug wird den sieben Häuptlingen vorgelegt – sie alle unterschreiben ihn – das Gaufelspiel ist fertig.

Aber selbst dies war keine Erfüllung der Bedingungen des Vertrags vom Oclawaha. Die Deputation sollte erst mit ihrem Berichte zurückkehren und die Nation um ihren Willen fragen. Dieser war noch nicht ausgesprochen, und um ihn zu erlangen, mußte ein neuer Rath sämmtlicher Krieger zusammenberufen werden.

Dies sollte aber eine bloße Formalität sein: Es war eine bekannte Sache, daß die Nation in ihrer Gesamtheit das Leichtfertige Verhalten der sieben Häuptlinge mißbilligte, und sich weigerte, zu thun, was diese versprochen hatten. Man wollte nicht fortziehen.

Dies stellte sich um so klarer heraus, da andere Bedingungen des Tractats täglich gebrochen wurden. Eine derselben war die Auslieferung entlaufener Sclaven, welche die Unterzeichner des Trachtats am Oclawaha zu ihren Eigenthümern zurückzusenden versprochen hatten. Es wurden aber keine Schwarzen zurückgesendet, im Gegentheil fanden dieselben jetzt bei den Indianern eine sichrere Zuflucht als je.

Der Commissar wußte alles Dies. Er berief den neuen Rath der bloßen Form wegen zusammen. Vielleicht überredete er die Häuptlinge noch, zu unterzeichnen – wo nicht, so beabsichtigte er, sie durch Einschüchterung dazu zu bringen oder mit der Spitze des Bajonets zu zwingen. Dies hatte er schon gesagt. Truppen wurden an dem Wohnorte des Agenten – Fort King – concentrirt und andere langten täglich in der Tampa-Bay an. Die Regierung hatte ihre Maßregeln getroffen und man beschloß, Zwang anzuwenden.

Ich war von Dem, was vorging, so wie von Dem, was während der langen Jahre meiner Abwesenheit gesehen, nicht ununterrichtet. Meine Kameraden, die Cadetten, waren in den indianischen Angelegenheiten wohl bewandert und fanden ein lebendiges Interesse daran, – besonders die, welche nun bald den Mauern der Militairakademie zu entrinnen hofften. Der Krieg des »schwarzen Falken«, welcher so eben im Westen beendet worden, hatte schon Aussicht auf Dienst und Auszeichnung gewährt und der junge Ehrgeiz richtete nun seine Augen auf Florida.

Der Gedanke aber, in einem solchen Kriege Ruhm zu erwerben, ward von Allen lächerlich gemacht. Es würde ein zu leichter Krieg sein, sagte man; der Feind sei nicht der Rede werth. Es handelte sich, wie man meinte, ja blos um eine Handvoll Barbaren, die kaum vor einer einzigen Compagnie Stand zu halten vermöchten. Ganz gewiß

würden sie sämmtlich gleich bei dem ersten Scharmützel sammt und sonders gefangen oder getötet – es wäre nicht die mindeste Aussicht vorhanden, daß sie einen längern Widerstand leisteten – und dies sei allerdings zu beklagen.

So glaubten meine Kameraden und so glaubte überhaupt damals das ganze Land. Auch die Armee theilte diesen Glauben. Einen gewissen Offizier hörte man sich rühmen, er wolle mit einem Korporal und zwanzig Mann hinter sich durch das ganze indianische Gebiet marschieren; und ein Anderer, ein eben so großer Prahler, wünschte, daß die Regierung ihm den Krieg auf eigene Rechnung übertragen möchte; er wolle ihn für zehntausend Dollars beenden.

Diese Reden sprachen blos die damals allgemein herrschenden Ansichten aus. Niemand glaubte, daß die Indianer einen Kampf mit uns auf längere Zeit aushalten würden oder könnten. Ueberhaupt gab es Wenige, welche glaubten, daß die Indianer nur irgend welchen Widerstand leisten würden. Sie weigerten sich, glaubte man, blos, um vielleicht bessere Bedingungen zu erhalten, gäben aber sicherlich nach, ehe es zu thätlichen Feindseligkeiten käme.

Ich für meine Person dachte anders. Ich kannte die Seminolen besser, als die meisten von Denen, welche über die Sache sprachen – ich kannte ihr Land besser, und trotz der ihnen gegenüberstehenden Uebermacht, trotz der anscheinenden Hoffnungslosigkeit des Kampfes

– glaubte ich, daß sie sich weder in schmachvolle Bedingungen fügen, noch so leicht zu besiegen sein würden. Dennoch aber war dies eine bloße Muthmaßung und ich hatte vielleicht Unrecht. Ich verdiente vielleicht den Spott, den meine Opposition gegen den Glauben meiner Kameraden mir oft zuzog.

Die Zeitungen machten uns mit jedem Umstände bekannt. Auch liefen in West Point fortwährend Briefe von ehemaligen Cadetten ein, welche jetzt in Florida dienten. Jeder einzelne Umstand ward uns berichtet und wir waren mit den Namen vieler der indianischen Häuptlinge sowohl als mit der Politik des Stammes bekannt. Wie es schien, waren sie nicht einig. Es befand sich eine Partei darunter, welche für Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Regierung stimmte und deren Haupt ein gewisser Omatla war.

Dies war die Verrätherpartei und sie bildete die Minorität. Die Patrioten waren zahlreicher und zu ihnen gehörte der Mico selbst, so wie die angesehenen Häuptlinge Holata, Coa-Hajo und der Neger Abram.

Unter den Patrioten befand sich besonders *ein* Name, welcher auf den Flügeln des Gerüchtes den Vorrang vor allen andern zu behaupten begann.

Er erschien häufig in den Zeitungen und in den Briefen unserer Freunde. Es war der eines jungen Kriegers oder Unterhäuptlinge, wie er genannt ward, der sich auf eine oder die andere Weise ein auffallendes Uebergewicht

in seinem Stamme erworben. Er war einer der heftigsten Gegner der Auswanderung, ja eigentlich der leitende Geist, welcher sich ihr widersetzte, und Häuptlinge, die viel älter und mächtiger waren als er, wurden durch seinen Rath beherrscht.

Wir Cadetten bewunderten diesen jungen Mann sehr. Der Schilderung nach besaß er alle Attribute eines Helden – stolzes, imponirendes Aeußeres, Muth und Intelligenz. Sowohl seine physischen als auch seine geistigen Eigenschaften wurden auf die belobendste Weise geschildert, so daß sie oft an Uebertreibung grenzte. Seine Gestalt war die eines Apollo, seine Züge die eines Adonis oder Endymion. Er war der Erste in Allem – der beste Schütze seiner Nation – der kühnste Schwimmer und Reiter – der schnellste Läufer und glücklichste Jäger – im Frieden wie im Kriege gleich ausgezeichnet, – mit Einem Worte ein Cyrus.

Es fehlte nicht an Xenophons, um seinen Ruhm aufzuzeichnen. Das Volk der Vereinigten Staaten hatte mit dem Rothen Manne lange in Frieden gelebt. Der romantische Wilde lebte fern von den Weißen. Nur selten sah man einen Indianer in den Niederlassungen oder hörte Etwas von ihnen. Es waren in der letzten Zeit keine Deputationen von den Stämmen dagewesen, um die Augen der gaffenden Bürger zu ergötzen, und es war in Bezug auf diese Kinder des Waldes eine förmliche Neugier entstanden. Man wollte einen indianischen Helden haben und dieser junge Häuptling schien der rechte Mann zu sein.

Sein Name war *Oceola*.

ZWEITES KAPITEL. GERECHTIGKEIT AN DER GRENZE.

Es war mir nicht vergönnt, die Freuden der Heimath lange zu genießen.

Schon wenige Tage nach meiner Ankunft erhielt ich Befehl, mich nach Fort King, der Agentur der Seminolen und dem Hauptquartier, zu begeben. General Clinch commandirte hier. Ich ward seinem Stabe zugetheilt.

Nicht ohne Leidwesen schickte ich mich an, dem Befehle zu gehorchen. Es war hart, sich so bald von den Personen zu trennen, die mich so innig liebten und von welchen ich so lange entfernt gewesen. Sowohl Mutter als Schwester waren über meinen Weggang tief betrübt, ja sie drangen sogar in mich, meine Stellung aufzugeben und zu Hause zu bleiben.

Mit nicht ungeneigtem Ohr hörte ich ihre Rathschläge an. Ich hatte keine Sympathie für die Sache, in welcher meine Thätigkeit in Anspruch genommen ward. In einer solchen Krisis aber wagte ich nicht, ihrem Rathe zu folgen, denn ich wäre als ein Verräther, als ein Feigling gebrandmarkt worden. Mein Land hatte mich beauftragt, einen Degen zu tragen. Ich mußte ihn führen, mochte die Sache nun eine gerechte oder eine ungerechte sein – mochte sie mir nun gefallen oder nicht. Dies nennt man *Patriotismus!*

Es war auch noch ein anderer Grund vorhanden, welcher mich abgeneigt machte, von der Heimath wieder zu scheiden. Ich brauche ihn kaum zu nennen. Seit meiner

Rückehr waren meine Augen oft über den See geschweift – oft ruheten sie auf jener schönen Insel. O, ich hatte sie nicht vergessen!

Ich bin kaum im Stande, meine Gefühle klar zu analysiren. Es waren gemischte Gemüthsregungen junge Liebe, welche über ältere Leidenschaften triumphirte – bereit, aus der Asche emporzulodern, durch welche sie so lange gedämpft worden – junge Liebe voll Buße und Reue – Zweifel, Eifersucht, Furcht. Alles Dies war in mir thätig.

Seit meiner Ankunft hatte ich nicht gewagt, einen Ausflug zu unternehmen. Ich bemerkte, daß meine Mutter immer noch mißtrauisch war. Ich hatte nicht einmal gewagt, die Leute auszufragen, welche meine Neugier hätten befriedigen können. Ich verlebte diese wenigen Tage in Zweifel und dann und wann mit der schmerzlichen Ahnung, daß nicht Alles so sei, wie es sein sollte.

Lebte Maümee noch? War sie treu! Treu! Hatte sie Grund dazu? Hatte sie mich jemals geliebt?

Es waren Personen in der Nähe, welche die erste Frage hätten beantworten können, aber ich fürchtete, den Namen der Geliebten zu nennen, selbst vor den vertrautesten Freunden. Ich sagte meiner Mutter und Schwester Lebewohl und machte mich auf die Reise. Sie blieben nicht allein. Mein mütterlicher Onkel – ihr Vormund – wohnte mit auf der Plantage. Die Augenblicke des Scheidens waren weniger bitter, weil wir glaubten, daß ich bald zurückkehren würde. Selbst wenn der in Aussicht

stehende Feldzug einige Zeit dauerte, lag ja der Schauplatz meiner Pflichten in der Nähe und ich fand sicherlich oft Gelegenheit, ihn wieder zu besuchen.

Mein Onkel verlachte den Gedanken an einen Feldzug, wie auch alle Anderen thaten. Die Indianer, meinte er, würden sich schon in die Forderungen des Commissars fügen. Sie wären auch Narren, wenn sie es nicht thäten.

Fort King war nicht weit entfernt. Es stand auf indianischen Grund und Boden – vierzehn englische Meilen von der Grenze, obschon von unserer Pflanzung etwas weiter. In einem Tage konnte ich hingelangen, und in Gesellschaft meines heiteren Begleiters, des Schwarzen Jake, konnte mir der Weg nicht lang werden. Wir setzten uns auf ein Paar der besten Pferde, welche unser Stall darbot, und waren Beide bis an die Zähne bewaffnet.

Wir gingen an dem obern Landungsplatze über den Fluß und ritten dann innerhalb der Reserve.¹ Der Pfad – es war blos ein Pfad – ging parallel mit der Bucht, obschon nicht in der Nähe des Strandes. Er führte durch den Wald, in einiger Entfernung hinter Madame Powell's Pflanzung.

Als ich mich der Klärung gegenüber befand, fielen meine Augen auf den sich abzweigenden Spurweg. Ich kannte ihn wohl. Mit schwelendem Herzen hatte ich ihn oft betreten.

¹Der Theil von Florida, welcher in Folge des im Jahre 1823 abgeschlossenen Vertrags von Camp Moultrie für die Seminolen *reservirt* ward. Es war ein ziemlich großer Landstrich und nahm den mittlern Theil der Halbinsel ein.

Ich zögerte und machte Halt. Seltsame Gedanken bewegten mein Herz – halb gefaßte und plötzlich wieder aufgegebene Entschlüsse. Der Zügel ward bald schlaff, bald straff. Der Sporn bedrohte die Rippen meines Pferdes, stieß aber nicht zu.

Soll ich hinreiten – soll ich sie wieder sehen? Soll ich noch einmal jene süßen Freuden zärtlicher Liebe erneuen? soll ich wieder – Ha! vielleicht ist es zu spät! Vielleicht bin ich nicht mehr willkommen! – Wie, wenn nun mein Empfang ein feindseliger wäre? vielleicht –

»Was macht Ihr denn, Massa Georg? Das ist nicht der Weg nach dem Fort.«

»Ich weiß es wohl, Jake. Ich dachte, ich wollte erst einen Besuch in Madame Powell's Pflanzung machen.«

»In Madame Powell's Pflanzung? Mein Himmel, Massa Georg, wißt Ihr es denn nicht?«

»Was denn?« fragte ich mit klopfendem Herzen.

»Nun daß es jetzt keine Madame Powell mehr dort giebt? Schon seit länger als zwei Jahren giebt es keine mehr – sie sind Alle fort.«

»Fort? Wohin denn?«

»Ja, das weiß ich nicht. Wahrscheinlich haben sie sich einen andern Platz in der Reserve aufgesucht und sich eine neue Klärung gemacht.«

»Und wer wohnt denn jetzt in dem Hause?«

»Niemand. Das alte Haus steht leer.«

»Aber warum hat Madame Powell es denn verlassen?«

»Ach, das ist eine merkwürdige Geschichte! Mein Gott! Habt Ihr denn gar Nichts davon gehört, Massa Georg?«

»Nein – niemals!«

»Dann will ich es Euch erzählen. Aber ich dächte, wir ritten dabei immer vorwärts, Massa. Es wird schon ein wenig spät, und es möchte nicht gut sein, wenn wir uns in dem Walde von der Nacht ereilen ließen.«

Ich lenkte mein Pferd wieder herum und ritt auf der Hauptstraße weiter. Jake ritt neben mir. Mit gequältem Herzen hörte ich seine Erzählung an.

»Nun seht Ihr, Massa Georg, die ganze Sache ging von Massa Ringzold, dem alten Boß,¹ aus, ich glaube aber, der junge hatte die Hand eben so gut auch mit im Spiele, wie der alte. Also, Madame Powell verlor einige Nigger, die ihre Slaven waren. Sie waren ihr gestohlen worden, oder vielmehr – noch schlimmer – weiße Männer hatten sie ihr geraubt, Massa. Es giebt Leute, welche behaupten, daß Massa Ringzold von dieser ganzen Sache mehr wisse als sonst Jemand. Als die Räuber aber nannte man Ned Spence und Bill William. Madame Powell verklagte nun Ned und Bill und ließ die Klage von Massa Grubb, dem großen Abdvocaten, machen, der unten am Flusse wohnt. Massa Grubb aber ist ein guter Freund von Massa Ringzold und die Leute behaupten, diese Beiden hätten sich zusammen verabredet, die Indianerin zu betrügen.«

»Aber wie denn?«

»Das kann ich nicht genau sagen, Massa Georg. Ich habe es blos von Schwarzen gehört, die Weißen erzählen es

¹Meister, Eigenthümer oder Herr. Dieser von dem holländischen Worte Baas abgeleitete Ausdruck ist in den ganzen südlichen Staaten im Gebrauch.

wieder anders. Aber ich habe es von Massa Ringzold's eigenem Holzhauer, von Pompejus – nicht wahr, den kennt Ihr, Massa Georg? Und dieser sagt, die beiden Bosse hätten die Köpfe zusammen gesteckt, um die arme Indianerin zu betrügen.«

»Aber auf, welche Weise denn, Jake?« fragte ich ungeduldig.

»Nun seht Ihr, Massa Georg, der Advocat bewog die Indianerin, ihren Namen auf ein Papier zu schreiben – eine Vollmacht nennt man es, glaube ich; sie schrieb, las aber nicht, was darüber stand. Nun war dieses Papier seine Vollmacht, sondern was die Advocaten eine Verkaufsrechnung nennen.«

»Ha!«

»Ja, Massa Georg, so war es, und durch diese Verkaufsrechnung kamen die ganzen Neger und die ganze Pflanzung der Madame Powell in Massa Grubb's Besitz.«

»Niederträchtiger Schurke!«

»Massa Grubb beschwore, er habe Alles gekauft und baar bezahlt. Madame Powell beschwore das Gegentheil. Der Richter aber entschied für Massa Grubb, weil der große Massa Ringzold als Zeuge auftrat, und die Leute sagen jetzt, Massa Ringzold habe das Papier jetzt in seinem Besitze und habe die ganze Geschichte erst angestiftet.«

»Niederträchtige Schurken! Aber sage mir, Jake, was ist denn aus Madame Powell geworden?«

»Sie sind kurze Zeit nach dem Vorfalle Alle fortgezogen, Niemand weiß wohin. Die Madame selbst und der

schöne Knabe, den Ihr kennt, und die junge Indianerin, von der Jedermann sagte, sie sei so hübsch gewesen – ja, Massa Georg, Alle sind sie fort.«

In diesem Augenblick setzte eine Oeffnung in dem Walde mich in den Stand, das alte Haus zu erblicken. Da stand es noch in all' seiner grauen Erhabenheit, immer noch, unter schönen, Orangen- und Olivenhainen. Der zerbrochene Heckenzaun aber – das hohe an den Mauern empor wuchernde Unkraut – die hier und da auf dem Dache fehlenden – Schindeln – Alles sprach von Verfall.

Mit bekümmertem Herzen wendete ich die Augen wieder hinweg.

DRITTES KAPITEL. INDIANISCHE SCLAVEN.

Es fiel mir nie ein, die Aechtheit von Jake's Geschichte zu bezweifeln. Was die Schwarzen sagten, war die Wahrheit – daran zweifelte ich nicht. Die ganze Sache schmeckte nach den Ringzold's und Advocat Grubb.

Der Letztere war halb Pflanzer, halb Advocat von nicht eben dem besten Rufe.

Jake theilte mir ferner mit, daß Spence und Williams während der gerichtlichen Untersuchung verschwunden waren. Beide kehrten später in die Niederlassung zurück, aber es wurden keine weiteren Schritte gegen sie unternommen, weil jetzt kein Kläger mehr vorhanden war.

Was die gestohlenen Neger betraf, so wurden sie in dieser Gegend des Landes niemals wieder gesehen. Die Räuber hatten sie ohne Zweifel nach den Sclavenmärkten von Mobile oder New-Orleans transportirt, wo man

jedenfalls genug aus ihnen gelös't hatte, um Grubb für seine Dienste sowohl als auch Williams und Spence für die ihrigen zu bezahlen. Die Besitzung mußte Ringzold's Eigenthum werden, sobald die Indianer aus dem Lande gebracht werden konnten, und dies war der Zweck der Verkaufsrechnung.

Ein Vorgang dieser Art zwischen Weißen wäre, als ein strafwürdiger Betrug und als ein großes Verbrechen betrachtet worden. Die Weißen thaten, als ob sie die Sache nicht glaubten, aber es gab doch Einige darunter, welche wußten, daß sie in Wahrheit beruhete, und sie blos als eine geschickte List betrachteten.

Daß sie in Wahrheit beruhete, daran konnte ich nicht zweifeln. Jake gab mir Gründe an, welche keinen Zweifel mehr übrig ließen, und der ganze Vorgang stand in Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Verhalten der Abenteurer an der Grenze gegen die unglücklichen Eingeborenen, mit welchen sie in Berührung kamen.

Abenteurer, sage ich? Auch Agenten der Regierung, Mitglieder der Legislatur von Florida, Generale, Pflanzer, eben so reich wie Ringzold, Alle nahmen Theil an ähnlichen Spekulationen. Ich könnte Namen nennen. Ich schreibe die Wahrheit und fürchte den Widerspruch nicht.

Deßhalb konnte man der Erzählung recht wohl Glauen beimessen. Es war blos einer von zwanzig ähnlichen Fällen, von welchen ich gehört. Die Handlungsweise des Obersten Gad Humphreys, des indianischen Agenten – des Majors Phagan, eines zweiten indianischen Agenten

Dexter, des berüchtigten Negerdiebes – Floyd's – Douglas' – Robinson's und Millburn ist historisch geworden und liefert Belege zu den Schandthaten, welche man an den unterdrückten Seminolen verübte.

Mit der Aufzählung solcher Schwindeleien, wie die von Grubb und Ringzold begangenen, könnte man ein ganzes Buch anfüllen. Bei den wechselseitigen Beziehungen zwischen dem Weißen Manne und dem Rothen Manne bedarf es keines großen Scharfsinnes, um zu zeigen, auf wessen Seite das nicht wieder gutgemachte und noch nicht gerächte Unrecht liegen mußte. Der Indianer ist ohne allen Zweifel stets das Schlachtopfer gewesen.

Wir brauchen nicht erst hinzuzufügen, daß auch Vergeltungen vorkamen – wie konnte es anders sein?

Eine ganz besonders merkwürdige Thatsache tritt in diesen Episoden aus dem Leben in Florida zu Tage. Es ist nämlich eine bekannte Thatsache, daß auf diese Weise den Indianern gestohlene Sclaven *stets zu ihren Eigenthümern zurückkehrten, dafern es ihnen möglich war*. Um es ihnen unmöglich zu machen, den Rückweg zu finden, sahen sich die Dexters und Douglasses genötigt, sie nach einem weit entlegenen Markte, nach den fernen Küsten des Mississippi, nach Natchez oder New-Orleans zu bringen.

Dieses sociale Phänomen läßt sich blos auf *eine* Weise erklären, und diese ist, daß die Sclaven der Seminolen so gut wie *keine* Sclaven waren: Sie wurden mit einer Nachsicht behandelt, von welcher der Helot anderer Länder Nichts weiß. Sie waren die Ackerbauer des Landes,

und ihr indianischer Herr war zufrieden, wenn sie ihm ein wenig Mais – so viel er für sein Bedürfniß brauchte – nebst einigen andern Vegetabilien bauten, deren seine einfache Küche bedurfte. Sie wohnten weit entfernt von den Wohnungen ihrer Herren. Ihre Arbeitsstunden waren wenig an der Zahl und brauchten nicht pünktlich eingehalten zu werden: Jedes Plus, welches sie an den Erzeugnissen des Bodens machten, gehörte ihnen, und in den meisten Fällen wurden sie reich – weit reicher als ihre eigenen Herren, die weniger zu wirthschaften und zu sparen verstanden. Die Freilassung war leicht zu erkau-fen, und die Mehrzahl war auch wirklich frei, obschon sie dadurch Fesseln ablegte, denen es kaum der Mühe verlohnte, zu entrinnen.

Wenn man es Sclaverei nennen konnte, so war es doch die mildeste Form, die jemals auf Erden bekannt gewesen – und weit verschieden von der bittern Knechtschaft Ham's unter Sem oder Japheth.

Man kann die Frage aufwerfen, wie die Seminolen in den Besitz dieser schwarzen Sclaven kamen? Waren es Ausreißer aus anderen Staaten – aus Georgia und den Carolinas, aus Alabama und den Pflanzungen von Florida? Ohne Zweifel kamen einige aus diesen Gegenden, die meisten Ausreißer aber wurden nicht als Eigenthum beansprucht und wurden daher frei, wenn sie unter die Indianer kamen.

Es gab eine Zeit, wo, den strengen Bestimmungen des Vertrags von Camp Moultrie zufolge, diese entlaufenen

Sclaven ihren weißen Eigenthümern ausgeliefert wurden; aber es ist keine Schande für die Seminolen, daß sie sich in der Erfüllung dieser schmachvollen Bedingungen immer etwas saumselig zeigten.

In der That war es auch nicht immer möglich, den flüchtigen Neger auszuliefern. Schwarze Gemeinden hatten sich in verschiedenen Theilen der Reserve concentrirt, welche unter ihren eigenen Anführern in socialer Beziehung frei und zur Selbstvertheidigung stark genug waren. Bei diesen Gemeinden fand der Ausreißer gewöhnlich Zuflucht und Willkommen.

Eine solche Gemeinde war die Harry's in den Morästen von Pease Creek – »Abram's« in Micosauky – Charles' und des sogenannten Mulattenkönigs.

Nein; die Negersclaven der Seminolen waren nicht Ausreißer von den Plantagen, obschon die Weißen sie gern dazu machen wollten. Nur sehr Wenige gehörten dieser Klasse an. Die größere Anzahl war das wirkliche Eigenthum ihrer indianischen Herren, in soweit ein Sclave nämlich ein *Eigenthum* genannt werden kann. Auf alle Fälle waren sie auf gesetzliche Weise erlangt – einige von den Spaniern, den ursprünglichen Ansiedlern, und einige durch Ankauf von den amerikanischen Pflanzern selbst.

Aber wie so durch Ankauf? wird der Leser fragen. Was konnte ein Stamm von Wilden zum Austausch für eine so kostbare Waare geben? Die Antwort ist leicht. Pferde und Hornvieh. Von diesen Beiden besaßen die Seminolen zahlreiche Heerden. Bei der Räumung durch die

Spanier wimmelten die Savannen von halb wild gewordenen Pferden und Rindern von andalusischer Race. Die Indianer fingen sie ein, zähmten sie und wurden auf diese Weise ihre rechtmäßigen Eigenthümer.

Dies also war das *quid pro quo* – Vierfüßler zum Austausch für Zweifüßler.

Das hauptsächlichste Verbrechen, welches man den Indianern vorwarf, war der Viehdiebstahl – denn die Weißen hatten ebenfalls ihre Heerden. Die Seminolen leugneten nicht, daß es schlechte Menschen unter ihnen gäbe – raubsüchtiges Gesindel, welches schwer im Zaume zu halten sei. Wo gäbe es eine Gemeinde ohne räudige Schafe?

Eins war aber außer allen Zweifel gesetzt. Die indianischen Häuptlinge gaben stets, wenn man sich offen und ehrlich an sie wendete, den aufrichtigen Wunsch zu erkennen, Ersatz zu leisten, und entwickelten für die Sache der Gerechtigkeit eine Energie, welche auf der andern Seite der Grenze gänzlich unbekannt war.

Leider aber kam auf ihre Handlungsweise in Bezug auf ihren Ruf unter ihren weißen Nachbarn nicht Viel an. Diese hatten sich einmal vorgenommen, daß der Hund gehängt werden solle, und es war nothwendig, ihm einen schlechten Namen zu geben. Jede Räuberei, die an der Grenze verübt ward, war natürlich die That eines Indians. Weiße Spitzbuben brauchten ihre Gesichter blos mit ein wenig spanischem Braun anzumalen, und die Gerechtigkeit war nicht im Stande, diese Schminke zu durchschauen.

VIERTES KAPITEL. EIN WEITLÄUFIGES GESCHÄFT.

Von dieser Art waren meine Betrachtungen, als ich so dahinritt – Betrachtungen, die durch die traurige Geschichte, welche ich so eben gehört, in mir angeregt wurden.

Und wie um die Richtigkeit derselben zu bestätigen, ereignete sich in diesem Augenblicke ein ganz treffender Vorfall.

Wir waren noch nicht weit auf dem Pfade hingeritten, als wir auf die Spuren von Rindern stießen. Einige zwanzig Stück mußten vorüber gekommen sein, und zwar in derselben Richtung, welche wir verfolgten – nach der indianischen »Reserve«.

Die Spuren waren frisch – fast noch ganz frisch. Ich verstand mich auf dergleichen Dinge gut genug, um zu wissen, daß seit dem Vorüberpassiren dieser Thiere noch keine Stunde vergangen sein konnte. Obschon ich so lange in die Mauern einer Schule eingesperrt gewesen, hatte ich doch die Jägergeheimnisse, welche der junge Powell mich gelehrt, noch nicht alle vergessen.

Der Umstand, daß wir auf eine Viehspur, mochte sie nun frisch oder alt sein, stießen, würde keinen Eindruck auf mich gemacht haben. Es war dabei nichts Auffälliges. Einige indianische Hirten hatten ihre Heerde nach Hause getrieben, und daß die Treiber wirklich Indianer waren, sah ich an dem Abdrucke ihrer Moccasins in dem feuchten Boden. Allerdings tragen auch manche weiße Grenzbewohner den Moccasin, aber dies waren nicht die

Fußstapfen von Weißen. Die eingebogenen Zehen,¹ die hohe Spanne und andere geringfügige Anzeichen, welche ich, dem früher erhaltenen Unterrichte gemäß, zu übersetzen verstand, bewiesen, daß die Spuren von Indianern herrührten.

Mein Begleiter war ebenfalls damit einverstanden, und Jake besaß in dergleichen Dingen viel Erfahrung. Er war sein ganzes Leben lang ein eifriger Racoonjäger gewesen und hatte dem Sumpfhasen, dem Opossum und den Truthühnern nachgestellt.

Ueberdies war er mein Begleiter auf mancher Rehjagd, auf mancher Hatz nach dem grauen Fuchs und der rothen Katze gewesen.

Während meiner Abwesenheit hatte er seine Erfahrungen noch bedeutend vermehrt. Er war an der Stelle seines früheren Nebenbuhlers Holzhauer geworden, was ihn in tägliche Berührung mit den Bewohnern des Waldes brachte, und fortwährende Beobachtung ihrer Gewohnheiten hatte seine Geschicklichkeit vermehrt. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß das Gehirn des Negers jener scharfsinnigen Folgerungen, welche einen schlauen Jäger ausmachen, nicht fähig sei. Ich habe Schwarze gekannt, welche eine Spur mit eben so viel angeborenem Scharfblick zu lesen oder zu verfolgen verstanden, wie der Rotha oder Weiße Mann. Der schwarze Jake hätte es auch thun können.

¹Es ist die Kunst, nicht die Natur, welche diese Eigenthümlichkeit hervorbringt. Es geschieht in der Wiege.

Ich fand bald, daß er in dieser Art von Kenntniß jetzt mein Meister war, und hatte beinahe noch in demselben Augenblicke Gelegenheit, seinen Scharfblick zu bewundern.

Ich habe gesagt, daß der Anblick der Viehspuren uns Beide weiter nicht überraschte.

Dies war jedoch blos anfangs der Fall. Wir waren aber nicht zwanzig Schritt weit geritten, als ich meinen Begleiter plötzlich den Zügel anziehen sah, während er gleichzeitig einige jener Laute hören ließ, die nur der Kehle eines Negers eigen sind und sehr viel mit dem Grunzen eines stutzig gemachten Schweines haben.

Ich sah ihm in's Gesicht. An dem Ausdrucke desselben errieth ich, daß er eine Mittheilung zu machen hatte.

»Was giebt es, Jake?« fragte ich.

»Mein Himmel, Massa Georg, seht Ihr das?«

»Was denn?«

»Nun, das da!«

»Ich sehe Spuren von Rinderhufen – weiter Nichts.«

»Seht Ihr denn nicht diese große?«

»Ja, allerdings, es ist eine davon größer als die übrigen.«

»Bei Gott, das ist der große Ochse Baldface – ich kenne seine Spur ganz genau – manche Ladung Cypressenholz hat dieser Ochse für unsern guten seligen Masse geschleppt.«

»Wie? Ich besinne mich auch noch auf Baldface. Daraus schließest Du wohl, daß die Rinder die Unsrigen sind?«

»Nein, Massa Georg – ich glaube vielmehr, daß es Advocat Grubb's Rinder sind. Der selige Massa verkaufte Baldface vor länger als einem Jahre an Massa Grubb. Das ist Bally's Spur – darauf wollte ich schwören.«

»Aber warum sollten Mr. Grubb's Rinder hier auf indianischem Boden sein und so weit entfernt von seiner Pflanzung? Und noch dazu mit indianischen Treibern?«

»Ja, das versteh'e ich auch nicht, Massa Georg.«

Es lag in diesem Umstande etwas Eigenthümliches, was zum Nachdenken aufforderte. Von selbst konnten die Rinder sich nicht so weit verlaufen haben. Ihr freiwilliges Durchschwimmen des Flusses sprach gegen eine solche Voraussetzung. Aber sie hatten sich nicht verlaufen, sondern waren augenscheinlich getrieben worden, und zwar von Indianern. Hatten diese sie gestohlen?

Die Sache sah ein wenig aus wie Spitzbüberei, aber dennoch war sie nicht schlau genug angelegt. Die Thiere waren längs eines häufig betretenen Pfades getrieben worden, wo sie von Verfolgern leicht eingeholt werden konnten, und die Räuber – wenn es wirklich welche waren – hatten keine Vorsicht gebraucht, um ihre Spuren zu verbergen.

Es sah aus wie ein Diebstahl und auch wieder nicht, und eben diese zweifelhafte Erscheinung reizte meine Neugier und die meines Begleiters – so daß wir beschlossen, die Spur zu verfolgen und womöglich die Wahrheit zu ermitteln.

Ueber eine Meile weit, fiel die Spur mit unserem eigenen Wege zusammen, dann aber bog sie plötzlich links ab

und führte nach einem Wege, auf welchem man in einen Hommockwald gelangte.

Wir waren entschlossen, unsere Absicht nicht so ohne Weiteres aufzugeben. Die Spuren waren so frisch, daß die Heerde seit nicht viel mehr als einer Viertelstunde hier vorüber gekommen sein mußte, und folglich konnte sie nicht weit sein. Wir konnten nach der Hauptstraße durch ein dünnes Fichtengehölz zurück galoppiren, welches wir rechts sich hinstrecken sahen, und so bei uns denkend senkten wir unsere Pferde die Rinderspuren entlang.

Kurz nachdem wir in den dichten Wald hinein waren, hörten wir Männerstimmen und dann und wann das Brüllen von Rindern.

Wir stiegen ab, banden unsere Pferde an einen Baum und gingen zu Fuße weiter.

Wir gingen behutsam und schweigend und richteten uns nach dem Schalle der Stimmen, welche ein fast ununterbrochenes Geplauder unterhielten. Ohne Zweifel waren die Rinder, deren Brüllen wir hörten, dieselben, deren Spuren wir verfolgt hatten; aber eben so gewiß war es, daß die Stimmen, welche wir jetzt hörten, *nicht* die Stimmen Derer waren, welche sie getrieben hatten.

Es ist sehr leicht, zwischen der Betonung eines Indians und eines Weißen zu unterscheiden. Die Männer, deren Gespräch an unser Ohr schlug, waren Weiße. Ihre Sprache war die unsere mit all' ihren unfeinen Verzierungen. Der Scharfsinn meines Begleiters ging aber noch weiter – er erkannte die Personen.

»Mein Gott, Massa Georg, das sind die zwei verdammten Schurken Spence und Bill William!«

Jake's Vermuthung erwies sich als richtig. Wir kamen der Stelle näher. Die immergrünen Bäume verbargen uns vollkommen. Wir erreichten den Rand einer Lichtung und sahen hier die Rinderherde, die beiden Indianer, die sie getrieben, und die zwei würdigen Leutchen, welche schon genannt worden sind. Wir standen unter Deckung lauschend und horchend, und binnen sehr kurzer Zeit verstand ich mit Hülfe einiger Winke von meinem Begleiter die ganze Sache.

Jeder der Indianer – es waren unwürdige Ausgestoßene ihres Stammes – hatte eine Flasche Branntwein und einige geringfügige Putzsachen zum Geschenke erhalten. Dies geschah zur Bezahlung ihrer nächtlichen Arbeit, der Plünderung des dem Advocaten Grubb gehörigen Weideplatzes.

Ihr Antheil an dem Geschäft war nun vorüber und sie standen eben im Begriffe, die Rinder zu übergeben, als wir an Ort und Stelle ankamen. Ihre Auftraggeber, die nun die Rinder selbst weitertreiben wollten, hatten ihnen ihre Belohnungen eben eingehändigt.

Die Indianer konnten nun nach Hause gehen und sich betrinken – sie wurden nicht mehr gebraucht. Die Rinder sollten nach einer entfernten Gegend des Landes getrieben werden, wo sie mit leichter Mühe verkauft werden konnten – oder was eben so wahrscheinlich war, sie fanden ihren Weg zurück nach der Pflanzung des Advocaten Grubb, nachdem sie von den tapfern Leutchen Spence

und Williams einem Truppe indianischer Räuber abgenommen worden.

Dies war dann jedenfalls eine schöne Geschichte, am Kamine der Pflanzung zu erzählen – eine willkommene Gelegenheit zu einer Anzeige bei der Polizei und der Staatsregierung.

O, diese räuberischen Seminolen! Man mußte sich ihrer entledigen – sie mußten gezwungen werden, auszuwandern.

Da die Rinder dem Advocaten Grubb gehörten, so wollte ich mich nicht weiter einmischen. Ich konnte meine Geschichte anderwärts erzählen, und ohne daher unsere Gegenwart zu verrathen, dreheten mein Begleiter und ich uns schweigend um, kehrten zu unsren Pferden zurück und setzten nachdenklich unsren Weg weiter fort.

Ich hegte keinen Zweifel in Bezug auf die Richtigkeit unserer Vermuthung – ohne Zweifel hatten Williams und Spence sich der betrunkenen Indianer bedient, und eben so hatte der Advocat Grubb Williams und Spence mit Be-sorgung dieses weitläufigen Geschäftes beauftragt. Das Wasser mußte nach oben hin trübe gemacht – der arme Indianer mußte zur Verzweiflung getrieben werden.

FÜNFTES KAPITEL. BETRACHTUNGEN UNTERWEGS.

Auf der Militairakademie und anderwärts war ich wegen meiner Parteinahme für die Indianer fortwährend

verspottet worden. Nicht selten neckte man mich damit, daß ich von dem Blute des armen alten Powhatan abstammte, welches nach zweihundertjähriger Vermischung mit weißem, nur noch sehr dürftig in meinen Adern circuliren konnte. Man sagte, ich sei *nicht patriotisch* gesinnt, weil ich nicht in das allgemeine Geschrei einstimmte, welches Nationen, wenn sie von einem Feinde sprechen, so eigenthümlich zu sein scheint.

Nationen sind wie Individuen. Um ihnen zu gefallen, muß man eben so schlecht sein als sie dieselbe Gesinnung fühlen oder aussprechen – was eben so gut ist – denselben Haß und dieselbe Liebe affectiren – kurz, die Unabhängigkeit des Denkens aufgeben und mit der Mehrzahl schreien: »Kreuzige ihn! kreuzige ihn!«

Dies ist der Mann von Welt, der Patriot der Zeit. Wer seine Schlüsse und Folgerungen aus der Quelle der Wahrheit herleitet und den sinnlosen Strom der Vorurtheile eines Volkes zu hemmen sucht, wird in seinem ganzen Leben nicht populär werden. Nach seinem Tode kann er es vielleicht werden, diesseits des Grabes aber gewiß nicht. Ein solcher Mann braucht nicht den »lebenden Ruhm« zu suchen, nach welchem sich der Eroberer von Peru sehnte – er wird ihn nicht finden. Wenn der wahre Patriot den Lohn des Ruhmes wünscht, so muß er ihn blos von der Nachwelt erwarten – lange nachdem seine Gebeine im Grabe verwes't sind.

Zum Glücke giebt es noch einen andern Lohn. Die *mens conscientia recti* ist keine leere Redensart. Es giebt Leute, welche sie schätzen, und welche sowohl Trost als Stärkung durch ihre süßen Zuflüsterungen erfahren haben.

Obschon die Folgerungen, zu welchen mich der Vorfall, dessen Zeuge ich gewesen, so wie eine Menge anderer Wahrnehmungen veranlaßt hatten – sehr trübe stimmten, so wünschte ich mir doch Glück zu dem Verfahren, welches ich eingeschlagen. Weder durch ein Wort noch durch eine That hatte ich auch nur eine Feder in die Wagschale der Ungerechtigkeit geworfen. Ich hatte keinen Grund, mich selbst anzuklagen. Mein Gewissen sprach mich frei von jedem bösen Willen gegen das unglückliche Volk, welches bald in der Haltung von Feinden mir gegenüberstehen sollte.

Meine Gedanken verweilten nicht lange bei der allgemeinen Frage, kaum einen Augenblick. Diese ward durch Betrachtungen von weit peinlicherer Art – durch die Sympathieen der Freundschaft und Liebe aus meinen Gedanken verbannt. Ich dachte blos an die ruinirte Witwe, an ihre Kinder, an Maümee. Allerdings muß ich gestehen, daß ich blos an die Letzte dachte; aber dieser Gedanke faßte auch Alles mit in sich, was zu ihr gehörte.

Und für alle ihre Angehörigen fühlte ich jetzt Sympathie und Kummer – ja einen noch weit bitterern Schmerz als Kummer – Trauer über vereitelte süße Hoffnungen. Ich hoffte kaum, sie jemals wieder zu sehen.

Wo waren sie jetzt? Wohin waren sie gegangen? Muthmaßungen, Besorgnisse, Befürchtungen drängten sich in

meiner Phantasie durch einander. Ich konnte nicht umhin, schwarzen Gedanken Raum zu geben. Die Menschen, welche jenes Verbrechen begangen hatten, waren auch zu jedem andern fähig, selbst dem größten, welches dem Kalender der Gerechtigkeit bekannt ist. Was war aus diesen Freunden meiner Jugend geworden?

Mein Begleiter konnte mir über ihre Geschichte nach jenem Tage keinen weiteren Aufschluß geben. Er vermutete, daß sie sich nach einer andern Klärung in der indianischen Reserve begeben, denn man habe nie wieder Etwas von ihnen gehört.

Aber selbst dies war eine bloße Muthmaßung. Der Wechsel der Umgebung führte für meine schweren Gedanken endlich einige Erleichterung herbei.

Bis jetzt waren wir durch einen Fichtenwald geritten. Gegen Mittag kamen wir aus demselben auf eine große Hommockstrecke heraus, welche sich zu beiden Seiten unseres Weges hindehnte. Der Pfad, dem wir folgten, führte direct hindurch.

Die Scene veränderte ich plötzlich, wie durch eine magische Umgestaltung. Der Boden unter unsren Füßen war anders, eben so wie das Laub über unsren Köpfen. Fichten und Tannen umgaben uns nicht mehr. Unser Blick ward nach allen Seiten hin von dem dichten Laube immergrüner Bäume gehemmt, wie zum Beispiel der Magnolie, welche hier in ihrer vollen Größe stand. Außerdem gab es noch die Lebenseiche, den rothen Maulbeerbaum, den »bourbonischen« Lorbeerbaum, Eichenholz, Halesia und Calliparca, während hoch alle überragend

die Kohlpalme emporstieg und stolz ihren gefiederten Wipfel im Lufthauche wiegte, als ob sie ihre bescheidenen Genossen unten mit stolzem Kopfnicken begrüßte.

Eine lange Weile ritten wir in tiefem Schatten, der nicht blos von den Bäumen gebildet ward, sondern auch von ihren Parasiten. Der große, mit Blättern beladene wilde Weinstock – die Ranken des Smilax und der Hedera – die Silberbüschel der Tillandsia verhüllten den Himmel unsern Blicken. Der Weg war krumm und labyrinthisch. Umgestürzte Baumstämme nöthigten uns oft, einen Umweg zu machen, und das Spalierwerk des Muscadin, dessen knotige Aeste sich wie die Taue und Stage eines Schiffes von Baum zu Baum streckten, bereitete uns zahlreiche Hindernisse.

Die Umgebung war etwas düster, aber großartig und imposant. Sie harmonirte mit meinen Gefühlen in diesem Augenblicke und beschwichtigte mich sogar noch mehr als die luftige Klärung der Tannenwälder.

Nachdem wir diesen Gürtel des dunkeln Waldes durchritten hatten, kamen wir an dem entgegengesetzten Rande an einen jener schon beschriebenen eigenthümlichen Teiche – ein kreisförmiges, von muschelhaltigen Hügeln und Felsen umgebenes Becken einen ausgebrannten Wasservulkan. In dem barbarischen Jargon des sächsischen Ansiedlers werden sie »Sinks« oder Jauchengruben genannt, obschon auf sehr unangemessene Weise, denn da, wo sie Wasser enthalten, ist dasselbe stets von krystallheller Reinheit und Klarheit.

Der Sink, an welchen wir jetzt gelangt waren, war bei nahe ganz voll von Wasser. Unsere Pferde hatten Durst – wir ebenfalls. Es war die heißeste Stunde des Tages; die Wälder jenseits sahen dünner und weniger schattig aus. Es war gerade die rechte Zeit und der rechte Ort, um Halt zu machen, und wir stiegen daher ab und schickten uns an, ein wenig auszuruhen und uns zu erfrischen.

Jake führte einen geräumigen Proviantsack, dessen aufgeblähte Seiten in Verbindung mit den hervorragenden Hälsen einiger Flaschen einen Beweis von der zärtlichen Sorgfalt gaben, die wir daheim gelassen. Der Ritt hatte mich hungrig und die Hitze hatte mich durstig gemacht, der Inhalt des Proviantsackes aber befriedigte bald den ersten, und ein Becher Rothwein, mit Wasser aus der kühlen, kalkhaltigen Quelle gemischt, war eine köstliche Beschwichtigung des zweiten.

Eine Cigarre machte den Beschuß dieser *al fresco*-Mahlzeit, und nachdem ich eine angezündet, streckte ich mich auf den Rücken, während die Zweige einer schattenreichen Magnolie sich wie ein Baldachin über mir ausbreiteten. Ich beobachtete den blauen Rauch, wie er in den glänzenden Blättern emporwirbelte und die kleinen Insekten von ihren Plätzen verscheuchte.

Meine Gemüthsregungen wurden stiller – der kräftige Geruch von den korallenähnlichen Fruchtkegeln und den großen wachsähnlichen Blüthen des Baumes äußerte seinen narkotischen Einfluß, und ich schlief ein.

SECHSTES KAPITEL. EINE SELTSAME ERSCHEINUNG.

Ich befand mich erst seit einigen Minuten in diesem Zustande von Bewußtlosigkeit, als ich durch ein heftiges Plätschern aufgeweckt ward, gerade als ob Jemand in den Teich spränge. Ich ward indeß dadurch nicht so weit stutzig gemacht, daß ich mich umgesehen oder auch nur die Augen geöffnet hätte.

»Jake nimmt ein Bad,« dachte ich; »eine ganz vortreffliche Idee. – Ich werde sogleich dasselbe thun.«

Meine Vermuthung war unrichtig – der Schwarze war nicht in das Wasser gesprungen, sondern war noch auf dem Ufer neben mir und ebenfalls eingeschlafen gewesen. Eben so wie ich durch das Geräusch aufgeweckt, war er auf seine Füße gesprungen, und ich hörte seine Stimme, während er rief:

»O, Massa Georg – schaut her – ist das nicht ein ungeheurer Kerl? Hui?«

Ich richtete den Kopf in die Höhe und sah nach dem Wasserbecken. Es war nicht Jake, der diese Bewegung im Wasser verursachte – es war ein großer Alligator! Er hatte sich dicht an der Stelle, wo wir lagen, dem Ufer genähert, und sich auf seiner breiten Brust wiegend und seine muskelstarken Arme und Sohwimmfüße, so weit er konnte, von sich streckend, ruhete er auf dem Wasser und betrachtete uns mit augenscheinlicher Neugier. Den Kopf hoch über den Wasserspiegel erhebend und den Schwanz steif emporreckend, bot er einen komischen und doch zugleich scheußlichen Anblick dar.

»Bring' mir meine Büchse, Jake,« sagte ich leise. »Geh leise, damit Du das Thier nicht erschreckst.«

Jake stahl sich fort, um die Büchse zu holen; der Alligator aber schien unsere Absichten zu errathen; denn ehe ich noch die Waffe in die Hand nehmen konnte, drehte er sich plötzlich auf dem Wasser herum, schoß pfeilschnell davon und tauchte in die dunkeln Vertiefungen des Tümpels hinab.

Mit der Büchse in der Hand wartete ich eine Zeitlang auf sein Wiedererscheinen, aber er kam nicht wieder auf die Oberfläche zurück.

Höchst wahrscheinlich war schon früher nach ihm geschossen oder sonst ein Angriff gegen ihn unternommen worden, und er erkannte jetzt in der aufrechten Gestalt einen gefährlichen Feind. Die Nähe des Tümpels an einer vielbegangenen Straße machte diese Voraussetzung wahrscheinlich. Weder mein Begleiter noch ich würden weiter daran gedacht haben, wenn nicht diese Umgebung viel Aehnlichkeit mit einer andern, uns wohlbekannten gehabt hätte. Diese Aehnlichkeit war in der That auffällig. Der Teich, die Felsen, die Bäume, die rings umher wuchaen, Alles hatte eine Aehnlichkeit mit denen, womit unsere Augen schon längst vertraut waren. Selbst das Krokodil, welches wir so eben gesehen, schien an Gestalt, an Größe, an wildem, häßlichem Ansehen genau das Seitenstück von Dem zu sein, dessen Geschichte jetzt eine Legende der Plantage geworden war.

Die abenteuerlichen Auftritte jenes Tages wurden in die Erinnerung zurückgerufen. Die näheren Umstände

derselben tauchten frisch in unserem Gedächtnisse auf, als ob sie erst gestern geschehen wären. Das Herbeilocken des amphibischen Ungeheuers – die gefährliche Begegnung in dem Wasserbehälter – die Jagd – die Gefangennehmung – das Verhör und der Urtheilsspruch – die Flucht – die lange Verfolgung über den See hinweg und das plötzliche tragische Ende – alles Dies ging lebhaft und deutlich in diesem Augenblicke wieder an meinem innern Blicke vorüber. Es war mir beinahe, als hörte ich jenen Angstschrei – jenen halberstickten Ausruf, welchen der Verbrecher hören ließ, als er in den Wellen versank.

Diese Erinnerungen waren jedoch weder für mich noch für meinen Begleiter angenehm, und wir hörten daher bald auf, davon zu sprechen.

Wie um angenehmere Betrachtungen hervorzurufen, schlug in diesem Augenblicke das heitere »Kauderkauder« eines wilden Truthahns an unser Ohr, und Jake bat mich um Erlaubniß, dem Wilde nachstellen zu dürfen. Da ich Nichts dagegen hatte, so nahm er die Büchse und verließ mich. Ich zündete meine Havannah wieder an, streckte mich, wie, vorher, auf den weichen Rasen, sah dem Wirbeln des blauen Rauches zu, sog den narkotischen Duft der Blüthen ein und sank abermals in Schlaf.

Dies Mal träumte ich, und meine Träume schienen nur die Fortsetzung der Gedanken zu sein, welche mich so eben noch beschäftigt hatten. Es waren Visionen jenes

verhängnißvollen Tages, und abermals gingen die Ereignisse desselben nach einander an mir vorüber, gerade so, wie sie geschehen waren.

In Einer Beziehung jedoch schied sich mein Traum von der Wirklichkeit. Ich träumte, ich sähe den Mulatten wieder auf die Oberfläche des Wassers heraufkommen und aus demselben an dem Gestade der Insel in die Höhe klettern. Ich träumte, er sei unverletzt und unbeschädigt entronnen – er sei zurückgekehrt, um sich zu rächen – er habe auf irgend eine Weise mich in seine Gewalt bekommen und stünde im Begriffe, mich umzubringen.

Gerade, als ich so weit geträumt hatte, ward ich plötzlich erwecht – dies Mal nicht durch Plätschern im Wasser, sondern durch den Knall einer Büchse, die in der Nähe abgefeuert worden.

»Jake hat die Truthühner gefunden,« dachte ich; »ich hoffe, daß er gut gezielt hat. Ich möchte gern eines mit in das Fort nehmen. Es würde am Offiziertische willkommen sein, denn, wie ich höre, ist die Speisekammer doch nicht allzu reichlich versehen. Jake ist ein guter Schütze und fehlt nicht so leicht, wenn –«

Meine Betrachtungen wurden plötzlich durch einen zweiten Knall unterbrochen, der, wie ich an der Schärfe desselben sofort errieth, ebenfalls von einer Büchse herührte.

»Mein Gott! was ist das? Jake hat nur *ein* Gewehr und dieses nur *einen* Lauf. Er kann seit dem ersten Schusse noch nicht wieder geladen haben – dazu ist die Zeit zu kurz. War der erste Schuß vielleicht blos ein Werk meines

Traumes? Doch nein, ich hörte wirklich einen Knall! Es war dieser, welcher mich erweckte. Ich habe zwei Schüsse gehört und kann mich unmöglich geirrt haben.«

Ueberrascht sprang ich auf meine Füße. Ich war aber nicht blos überrascht, sondern auch erschrocken. Ich war besorgt um die Sicherheit meines Begleiters. Ganz gewiß hatte ich zwei Knalle gehört. Zwei Büchsen mußten daher abgefeuert worden sein, und zwar von zwei Personen. Jake konnte die eine gewesen sein, wer aber war die andere? Wir standen auf gefährlichem Boden. War es ein Feind? Ich schrie und rief den Schwarzen beim Namen.

Ich fühlte mich erleichtert, als ich seine Stimme hörte. Ich hörte sie in einiger Entfernung in dem Walde; aber als ich genauer darauf hörte, wurden noch anderweite Befürchtungen in mir erweckt. Die Stimme klang nämlich nicht wie eine Antwort auf meinen Ruf, sondern wie ein Angst- oder Nothschrei.

Neugierig sowohl als erschreckt ergriff ich meine Pistolen und eilte meinem Neger entgegen. Ich errieth, daß er auf mich zukam und nicht weit entfernt war; in dem dunkeln Schatten der Bäume aber war sein schwarzer Körper noch nicht sichtbar. Noch immer fuhr er fort zu rufen, und ich konnte noch nicht verstehen, was er sagte.

»Ach Gott! ach Gott!« rief er im Tone des äußersten Schreckens, »ach Gott! Massa Georg, seid Ihr beschädigt?«

»Beschädigt! was zum Teufel sollte mich denn beschädigen?«

Ohne die *zwei* Knalle würde ich geglaubt haben, er hätte die Büchse in der Richtung nach mir abgefeuert und glaube, mich getroffen zu haben.

»Seid Ihr nicht erschossen? Gott im Himmel sei Dank, daß Ihr nicht erschossen seid, Massa Georg!«

»Aber, Jake, was soll denn das Alles heißen?«

In diesem Augenblicke trat er aus dem Walde auf den freien Platz heraus, und ich konnte ihn nun deutlich sehen.

Sein Anblick befreite mich nicht von der Furcht, daß etwas Seltsames geschehen sei. Er war das leibhafte Ebenbild des Schreckens, so wie es sich an einem Neger zeigt. Seine Augen rollten in ihren Höhlen und das Weiße war öfter sichtbar, als Pupille oder Iris. Seine Lippen waren weiß und blutlos, die schwarze Haut seines Gesichtes war aschebleich, und seine Zähne klapperten, während er sprach. Seine Stellungen und Geberden bestätigten mich in dem Glauben, daß er sich in einem Zustande der außerordentlichsten Angst befindet.

Sobald er mich sah, kam er eiligst herzugerannt und ergriff mich beim Arme, während er zugleich furchtsame Blicke in der Richtung zurückwarf, von welcher er hergekommen war, als ob irgend eine gefürchtete Gefahr hinter ihm wäre.

Ich wußte, daß unter gewöhnlichen Umständen Jake kein Feigling, sondern eher das Gegenteil war. Es mußte also wirkliche Gefahr vorhanden gewesen sein – aber worin bestand sie?

Ich schaute zurück, aber in den dunkeln Tiefen des Waldschattens konnte ich keinen andern Gegenstand unterscheiden, als die braunen Stämme der Bäume. Wieder forderte ich ihn auf, sich zu erklären.

»O Gott! Er war es – ja ganz gewiß, *er* war es.«

»Er? wer denn?«

»O Massa Georg! Ihr seid wirklich nicht beschädigt? Er schoß nach Euch. Ich sah ihn zielen. Ich schoß sogleich nach *ihm* – aber ich fehlte ihn, und er lief davon.«

»Wer schoß denn? Wer lief denn davon!«

»O Gott! Er war es, er oder sein Geist.«

»Um's Himntels willen, erkläre Dich. War es vielleicht der Teufel, den Du gesehen?«

»Ja, ganz Recht, Massa Georg, es war der Teufel, den ich sah – es war der *Gelbe Jake*.«

»Wie? der Gelbe Jake?«

SIEBENTES KAPITEL. WER HATTE GESCHOSSEN?

»Der Gelbe Jake?« wiederholte ich in dem gewöhnlichen Tone einer unfreiwilligen Frage, natürlich ohne der Angabe meines Begleiters den mindesten Glauben beizumessen. »Du hast den Gelben Jake gesehen, sagst Du?«

»Ja, Massa Georg,« entgegnete mein Begleiter, indem er sich von seinem Schrecken einigermaßen zu erholen schien. »So gewiß als die Sonne am Himmel steht – entweder er war es selbst oder sein Geist.«

»Ach, Unsinn! Es giebt keine Geister. Deine Augen haben Dich unter dem Schatten der Bäume getäuscht. Es muß eine Täuschung gewesen sein.«

»Bei Gott, Massa Georg,« entgegnete der Schwarze mit nachdrücklichem Ernste, »ich schwöre Euch, daß ich ihn gesehen habe. Es war keine Täuschung, was ich gesehen – es war entweder der Gelbe Jake oder sein Geist.«

»Unmöglich!«

»Aber, Massa, wenn es auch unmöglich ist, so ist es doch die Wahrheit. So wahr als das Evangelium ist, so wahr habe ich den Gelben Jake gesehen. Er schoß hinter einem Gummibaume hervor nach Euch. Dann schoß ich auf *ihn*. Ihr müßt doch die beiden Schüsse gehört haben, Massa Georg?«

»Das ist wahr, ich hörte zwei Schüsse, oder bildete mir ein, sie gehört zu haben.«

»O, Massa, das war keine Einbildung. Nein, er schoß wirklich, der verdammte Schurke. Seht nur da, Massa Georg. Was sagte ich? Schaut nur her!«

Wir waren während dieses Gesprächs weiter nach dem Teiche gegangen und befanden uns jetzt dicht bei der Magnolie, in deren Schatten ich geschlafen. Jake bückte sich und zeigte auf den Stamm des Baumes. Ich sah nach der angedeuteten Richtung hin. Tief unten auf der weichen Rinde sah ich die Spur einer Kugel. Sie hatte den Baum gestreift und war weiter gegangen. Die Wunde war grün und frisch und der Saft floß noch. Ohne Zweifel hatte Jemand nach mir geschossen und mich nur um einen Zoll breit verfehlt. Die Kugel mußte dicht an meinem auf dem Mantelsacke ruhenden Kopfe nahe bei dem Ohr vorbei gegangen sein, denn ich befand mich jetzt, daß ich fast

gleichzeitig mit dem ersten Knalle das Pfeifen einer Kugel gehört hatte.

»Na, nun glaubt Ihr mir wohl, Massa Georg?« fragte der Schwarze wieder in zuversichtlichem Tone. »Nun glaubt Ihr wohl, daß es keine Täuschung gewesen ist, was ich gesehen habe?«

»Allerdings glaube ich, daß Jemand nach mir geschossen hat, aber –«

»Es war der Gelbe Jake, Massa Georg! Es war der Gelbe Jake, so wahr Gott lebt,« versicherte mein Begleiter eifrig. »Ich sah den gelben Halunken so deutlich, wie ich diesen Baum hier vor mir sehe.«

»Mag es nun eine gelbe Haut oder eine rothe Haut gewesen sein, so können mir unser Quartier nicht zu schnell wechseln. Gieb mir die Büchse; ich werde Wache halten, während Du sattelst. Mach' schnell, damit wir fortkommen.«

Ich lud rasch das Gewehr wieder, und indem ich mich hinter den Stamm eines Baumes stellte, wendete ich meine Augen nach der Richtung, von welcher der Schuß hergekommen sein mußte. Der Schwarze führte die Pferde ein wenig hinter den Platz, auf welchem ich Posto gefaßt, und begann schleunigst sie zu satteln und unsere Habseligkeiten aufzuschnallen. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich mit gespanntem, ja fast mit furchtsamem Blicke Wache hielt. Ein solches Attentat bewies, daß ein Todfeind in der Nähe war, mochte er sein, wer er wollte. Die Annahme, daß es der Gelbe Jake gewesen sei, war zu ungereimt und ich machte sie natürlich lächerlich. Ich selbst

war Augenzeuge seines sichern und furchtbaren Todes gewesen und es hätte eines stärkeren Zeugnisses bedurft als selbst die feierliche Erklärung meines Begleiters war, um mich an einen Geist oder an eine Wiederauferstehung glauben zu machen. Jemand hatte nach mir geschossen – diese Thatsache konnte nicht in Zweifel gezogen werden, – und dieser Jemand war in der unsicheren Beleuchtung des düsteren Waldes und von der Furcht geblendet, von meinem Begleiter für den Gelben Jake angesehen worden. Natürlich war dies ein Irrthum in Bezug auf die persönliche Identität unseres unbekannten Feindes. Eine andere Erklärung war nicht zulässig.

Ha! warum hatte ich in jenem Augenblicke von ihm geträumt – von dem Mulatten? Und warum einen solchen Traum? Wenn ich der Aussage des Schwarzen glauben durfte, so war sie ja eben die Verwirklichung jener unangenehmen Vision, die eben in meinem Schlafe an mir vorübergegangen war. Ein kalter Schauer überrieselte mich – das Blut gerann mir in den Adern – die Gänsehaut lief mir auf, als ich an dieses eigenthümliche Zusammentreffen dachte. Es lag etwas Unheimliches darin – etwas so entsetzlich Wahrscheinliches, daß ich zu glauben begann, es sei doch etwas Wahres an der feierlichen Behauptung des Schwarzen, und je mehr ich daran dachte, desto weniger Kraft fühlte ich, seine Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen.

Warum sollte ein Indianer ohne alle Veranlassung mich zum Ziele seiner Kugel ausersehen haben? Allerdings herrschte Feindseligkeit zwischen Roth und Weiß, aber

kein Krieg. Ganz gewiß war es noch nicht so weit gekommen. Der Rath der Häuptlinge hatte sich noch nicht versammelt – diese Versammlung war erst auf den nächstfolgenden Tag festgesetzt, und so lange das Resultat derselben nicht bekannt ward, war es nicht wahrscheinlich, daß auf einer der beiden Seiten Feindseligkeiten unternommen werden würden, weil dadurch die Beschlüsse der projectirten Versammlung auf wesentliche Weise hätten beeinflußt werden können. Die Indianer hatten eben so viel Interesse daran, den Frieden zu erhalten, als ihre weißen Gegner – ja, noch weit mehr – und sie konnten nicht umhin, zu wissen, daß eine unzeitige Demonstration dieser Art zu ihrem Nachtheile und gerade der Vorwand gewesen wäre, den die Auswanderungspartei wünschte.

Konnte es also ein Indianer gewesen sein, der nach meinem Leben getrachtet hatte? Und wenn es sein Indianer war, wer hatte dann sonst noch in der Welt einen Beweggrund, *mich* um's Leben zu bringen? Ich konnte mich auf Niemanden besinnen, den ich beleidigt hatte – wenigstens auf Niemanden, den ich zu so tödtlicher Vergeltung gereizt. Die betrunkenen Viehtreiber fielen mir ein. Diese kümmerten sich allerdings sehr wenig um Verträge oder den Ausgang der Berathung. Ein Pferd, ein Sattel, eine Kugelbüchse, irgend ein Putzartikel galt in ihren Augen jedenfalls weit mehr, als die Sicherheit ihres ganzen Stammes. Beide waren augenscheinlich ächte Banditen – denn es giebt unter den Rothhäuten eben so gut Räuber, wie unter den Weißhäuten.

Doch nein; sie konnten es nicht gewesen sein. Sie hatten uns ja nicht gesehen, und selbst wenn sie uns gesehen hätten, so hätten sie nicht so bald schon hier sein können. Wir waren, nachdem wir sie verlassen hatten, ziemlich scharf geritten und sie waren zu Fuße. Spence und Williams waren allerdings auch zu Pferde, und nach dem, was Jake mir unterwegs in Bezug auf die vergangene Geschichte dieser beiden Strolche erzählt, konnte ich glauben, daß sie zu Allem fähig seien – selbst zu einem Meuchelmorde.

Aber es war auch nicht wahrscheinlich. Sie hatten uns nicht gesehen und überdies hatten sie für sich genug zu thun.

Ha! Endlich errieth ich es; auf alle Fälle war dies die wahrscheinlichste Conjectur. Der Schurke war irgend ein Ausreißer von den Niederlassungen, ein entlaufener Sclave – der vielleicht schlecht behandelt worden – deßhalb den Weißen ewige Feindschaft geschworen und auf diese Weise seine Rache an dem Ersten besten ausgelassen hatte, der ihm in den Weg gekommen war. Ohne Zweifel war es ein Mulatte, der vielleicht auch wirklich einige Aehnlichkeit mit dem Gelben Jake hatte, denn es giebt unter Leuten von gelber Farbe eine allgemeine Aehnlichkeit, gerade wie unter den Schwarzen.

Dadurch erklärte sich die Täuschung, in welcher mein Begleiter befangen war. Auf alle Fälle machte es seinen Irrthum natürlicher, und mit dieser Annahme, mochte sie nun richtig oder falsch sein, mußte ich mich begnügen.

Jake hatte jetzt Alles in Stand gesetzt, und ohne weiter zu verweilen und eine weitere Lösung des Räthsels zu suchen, schwangen wir uns in den Sattel und galoppirten davon.

Wir ritten einige Zeit lang scharf darauf los, und da unser Weg uns jetzt durch dünne Waldung führte, so konnten wir eine weite Strecke hinter uns sehen.

Kein Feind, weder ein Weißer noch ein Schwarzer, weder ein Rother noch ein Gelber, zeigte sich vorn, hinten oder auf der Seite. Wir begegneten keinem lebenden Wesen, bis wir an den Pallisaden von Fort King¹ ankamen, in welches wir einritten, gerade als die Sonne hinter der schwarzen Linie des Waldhorizontes hinabsank.

ACHTES KAPITEL. EIN GRENZFORT.

Das Wort »Fort« erinnert an ein massives Gebäude mit Winkeln und Schießscharten, Bastionen, Courtinen, Kasematten und Glacis – einen stark befestigten Platz, denn dies ist die wesentliche Bedeutung des Wortes. Solche Gebäude haben die Spanier erbauet – in Florida wie anderwärts. Einige davon stehen noch,² während andere selbst noch in ihren Trümmern Zeugniß von der Größe und dem Ruhme geben, welcher sie damals umstrahlte,

¹Nach einem ausgezeichneten Offizier in der amerikanischen Armee so genannt. Es ist dies überhaupt die Art und Weise, auf welche die Grenzposten ihre Namen erhalten.

²Fort Picolata am St. Johns, Fort San Augustino und andere in Pensacola, St. Mark und anderwärts.

als die Fahne des Leoparden stolz auf ihren Wällen flatteerte.

Es besteht eine auffallende Verschiedenheit zwischen der colonialen Architectur Spaniens und der anderer europäischer Nationen. In Amerika bauten die Spanier ohne Rücksicht auf Mühe oder Kosten, als ob sie glaubten, daß ihr Besitz ein ewiger sein würde. Selbst in Florida konnten sie keine Ahnung haben, daß sie so bald wieder genötigt sein würden, das Feld zu räumen.

Dennoch aber waren diese großen Festungen ihnen nützlich. Ohne den Schutz derselben würden der dunkelfarbige Yamassee und nach diesem der erobernde Seminole sie lange schon vor der Zeit ihres wirklichen Abzuges von der blumenreichen Halbinsel vertrieben haben.

Die Vereinigten Staaten haben ihre großen steinernen Festungen, aber weit verschieden von diesen sind die Forts, was man an der Grenze darunter versteht, welche in der Geschichte der Grenzkriege eine so große Rolle spielen und noch bis auf die gegenwärtige Stunde das Gebiet der Vereinigten Staaten wie mit einer riesigen Kette umgürten.

In diesen Forts giebt es keine großartigen Werke von ausgehauenen Felsen, keine kostbaren Kasematten, keine Zierden des Ingenieurwesens. Es sind rohe Bauwerke, von behauenen Baumstämmen mit wenig Kosten errichtet, um mit eben so wenig Verlust wieder verlassen werden zu können, und fähig, der ewig sich verändernden Grenze auf ihrem raschen Rückgange zu folgen.

Solche Gebäude sind bewundernswürdig zu dem Zwecke geeignet, welchem sie eben dienen sollen. Sie sind Muster des praktischen Geistes einer republikanischen Regierung, welcher nicht gestattet ist, den Reichthum der Nation an so kostspielige Tändeleien wie Themsetunnel und Britanniabrücken auf Kosten eines mit Abgaben belasteten Volkes zu verschwenden. Um eine Festung gegen einen indianischen Feind zu errichten, geht man auf folgende Weise zu Werke.

Man nimmt einige hundert Bäume und schneidet sie in Klötze von achtzehn Fuß Länge. Dann spaltet man sie in der Mitte und setzt sie in einem Viereck neben einander, so daß die flachen Seiten nach innen zu stehen kommen. Oben spitzt man sie zu, bringt acht Fuß hoch über dem Boden Guck- und Schießlöcher an, errichtet eine Bühne unter den Schießlöchern, gräbt draußen einen Graben, baut ein paar Bastionen in zwei Winkeln, in welche man das Geschütz pflanzt, hängt ein starkes Thor ein und man hat ein Grenzfort. Es kann ein Dreieck, ein Viereck oder irgend ein anderes Vieleck sein, so wie es sich für den Boden und das Terrain am besten eignet.

Nun braucht man noch Quartier für Truppen und Vorräthe. Zu diesem Zwecke baut man tüchtige Blockhäuser innerhalb der Einhegung, einige an den Winkeln, wenn es paßt. Diese versieht man ebenfalls mit Schießscharten, für den Fall, daß die Pallisade erstürmt werden sollte. Nachdem dies geschehen, ist das Fort fertig.

Tannen und Fichten sind dazu sehr gut. Ihre hohen astlosen Stämme lassen sich mit leichter Mühe fällen und in

die erforderlichen Längen zerschneiden; in Florida aber findet man einen Baum, der sich noch besser zu diesem Zwecke eignet. Dieser ist die Kohlpalme – *Chamaerops palmetto*. Dieses Holz ist in Folge seiner eigenthümlichen Faserung weniger der Gefahr ausgesetzt, durch Kugeln zersplittert zu werden, weil diese vielmehr unschädlich hineindringen und stecken bleiben. Von diesem Holze war auch das Fort King erbaut.

Man denke sich also ein solches Pallisadenfort. Man bevölkere es mit einigen hundert Soldaten – einige in kurzen Uniformen von verschossener blauer Farbe mit weißen Aufschlägen und sehr mit Schmutz bedeckt (die Infanterie); einige in dunklerem Blau mit rothen Streifen (Artillerie); einige mit dem grelleren Gelb geschmückt (die Dragoner) und noch einige Andere in dem dunkeln Grün der Scharfschützen. Man denke sich diese Leute umherlungernd oder in Gruppen beisammenstehend, in nachlässiger Haltung und nachlässig gekleidet, einige von etwas saubererem Ansehen mit gethontem Lederzeug und Bajonnetten an der Seite, welche Schildwacht stehen oder zur täglichen Wachmannschaft gehören – ein halbes Schock Waschweiber, mit einer gleichen Anzahl indianischer Weiber untermengt, einen Trupp schreiender Kinder – hier und da einen vorübereilenden Offizier, der sich durch seinen dunkelblauen Halbuniformrock auszeichnet, denn ein amerikanischer Offizier ist selten in voller Uniform zu sehen, am allerwenigsten im Felddienste, wie in Florida – ein halbes Dutzend Herren in Civilkleidung

– Besucher oder nicht zum Militair gehörende Bewohner des Forts – ein halbes Schock weniger fein aussehende Leuthen – Garköche, Fleischlieferanten, Biehtreiber, Fleischer, Führer, Spieler, Jäger und Müssiggänger – einige Negersclaven und befreundete Indianer – vielleicht den aufgeblasenen Commissar selbst – alle diese Menschen denke man sich mit dem oben über Allem wehenden Sternenbanner, und man hat einen Begriff von dem Schauspiel, welches sich mir darbot, als ich zu dem Thore des Fort King hineinritt.

Da ich in der letzten Zeit nicht viel an den Sattel gewöhnt gewesen war, so hatte der Ritt mich ziemlich müde gemacht. Ich hörte am andern Morgen die Reveille; da ich aber jetzt noch nicht im activen Dienste war, so achtete ich weiter nicht auf diesen Ruf und blieb noch ein wenig liegen.

Die durch das geöffnete Fenster hereinschallenden Töne eines Horns und Trommelwirbel erweckten mich abermals. Ich erkannte die Parademusik und sprang nun von meinrem Lager auf. In demselben Augenblicke trat Jake ein, um mir bei meiner Toilette behülflich zu sein.

»Schaut nur, Massa Georg,« rief er, indem er zum Fenster hinaus zeigte, »schaut nur! Die ganzen Indianer von der Seminolennation sind da! Jede Rothhaut, die es in dem alten Florida giebt. Hui!«

Ich sah hinaus. Das Schauspiel war malerisch und imposant.

Innerhalb der Pallisade rannten Soldaten hin und her – und die verschiedenen Compagnieen formirten sich zur Parade. Sie waren nicht mehr wie am Abend vorher nachlässig und schmutzig gekleidet, sondern boten mit ihren dicht zugeknöpften Jacken, den keck auf die eine Seite gesetzten Mützen, dem schneeweiss gethonten Lederzeuge, den in der Sonne funkelnden Musketen, Bajonnetten und Knöpfen einen schönen militairischen Anblick dar. Offiziere bewegten sich unter ihnen umher und zeichneten sich durch ihre glänzenderen Uniformen und funkelnden Epauletten aus.

Nicht weit davon stand der General selbst, umgeben von seinem Stabe, hervorragend unter den großen schwarzen Hüten mit nickenden Federbüschchen, von weißen und scharlachrothen Hahnenfedern.

Neben dem General stand der Commissar – ebenfalls General – in voller Regierungsuniform.

Dieses großartige Schauspiel hatte den Zweck, Eindruck auf die Indianer zu machen.

Es befanden sich auch einige gutgekleidete Civilisten innerhalb der Einfriedigung, Pflanzer aus der Umgegend, unter welchen ich die Ringzold's erkannte.

So stand es mit dem Imposanten. Das Malerische befand sich außerhalb der Pallisaden. Auf der ebenen Fläche, welche sich mehrere hundert Schritte weit vor dem

Fort hinzog, standen Gruppen von hochgewachsenen indianischen Kriegern mit all' ihrem barbarischen Putz angethan – beturbant, bemalt und gefiedert. Nicht zwei von ihnen waren ganz gleich costümirt und dennoch herrschte eine Aehnlichkeit des Styles unter Allen. Einige trugen Jagdhemden von Wildhaut mit Beinkleidern und Moccasins von demselben Material – Alles mit Fransen, Perlen und Quasten besetzt. Andere trugen Ueberwürfe von gedruckem Baumwollenzeuge, carriert oder geblümt, mit Beinkleidern von blauem, grünem oder scharlachrothem Tuche, die von der Hüfte bis an den Knöchel reichten und unter dem Knie durch mit Perlen gestickte Kamasschen zusammengehalten wurden, deren bequastete Enden auswendig am Beine herunterhingen. Der prachtvolle Wampumgürtel umschloß ihren Leib und auf der Rückseite desselben staken die langen Messer, die Tomahawks und in einigen Fällen schön mit Silber ausgelegte Pistolen – Reliquien, die von den Spaniern herrührten. Einige trugen anstatt des indianischen Wampum die spanische Schärpe von scharlachrother Seide mit lang herabhängenden befrans'ten Enden.

An einem malerischen Kopfputze fehlte es ebenfalls nicht, um das imposante Costüm zu vervollständigen, und hierin war die Abwechselung noch größer.

Einige trugen die schöne duntgefärbte Federkrone; Einige den Turban von gewürfeltem Bandanna; noch Andere tzschackoähnliche Mützen vom Pelz des schwarzen Eichhörnchens, des braunen Fuchses oder des Racoon, bei welchen das Gesicht des Thieres oft auf phantastische

Weise nach der Vorderseite gekehrt war. Die Köpfe Vie-
ler waren mit breiten Netzen von gesticktem Wampum
bedeckt, aus welchen die Flügelfedern des Königsgei-
ers oder die wunderbar leichten und dünnen Federn des
Sandkranichs emporragten. Noch einige Andere zeichne-
ten sich durch die stolz nickenden Federn des großen
afrikanischen Vogels aus. Alle trugen Feuergewehre – die
lange Büchse des Hinterwaldjägers mit über die Schul-
tern gehängten Pulverhörnern und Schießtaschen. We-
der Bogen noch Pfeil war zu sehen, ausgenommen in den
Händen der Jünglinge, von welchen Viele mit zugegen
waren und sich unter die Krieger mischten.

Weiterhin konnte ich Zelte sehen, wo die Indianer ihr
Lager aufgeschlagen hatten. Sie standen nicht beisam-
men, sondern zerstreut längs des Waldrandes, hier und
da in Gruppen mit davor auf gepflanzten flatternden Fah-
nen, welche die verschiedenen Clans oder Unterstämme
bezeichneten, zu welchen jede gehörte.

Frauen in ihren langen Keidern sah man in ihren Zel-
ten sich hin und her bewegen und kleine dunkelhäutige
Rangen spielten davor auf dem grünen Rasen.

Als ich sie zuerst sah, standen die Krieger im Begriff,
sich vor der Pallisade zu versammeln. Einige waren schon
angekommen und standen in kleinen Trupps, sich unter-
redend, beisammen, während Andere hin- und herschrit-
ten und von einer Gruppe zur andern gingen, als ob sie
gute Rathschläge von einer zur andern trügen.

Ich konnte nicht umhin, die aufrechte Haltung dieser prächtigen Männer zu bemerken. Ich konnte nicht umhin, ihre volle, freie Haltung zu bewundern und sie mit dem zimperlichen Schritt des dressirten Soldaten zu vergleichen. Kein Auge hätte Beide betrachten können, ohne diese Ueberlegenheit des *Barbaren* anzuerkennen.

Als ich die Linie der sächsischen und celtischen Soldaten entlang schauete, die Schulter an Schulter und Absatz an Absatz steif dastanden, und dann die gefiederten Krieger draußen betrachtete, während sie stolz auf dem Rasen ihres heimathlichen Bodens hin und her schritten, konnte ich mich nicht des Gedankens erwehren, daß wir, um diese Leute zu besiegen, ihnen nothwendig an *Zahl* überlegen sein müßten.

Ich wäre ausgelacht worden, wenn ich damals meinen Gedanken Worte geliehen hätte. Es war dies aller Erfahrung entgegen, eben so wie mancher prahlerischen Sage, die man sich an der Grenze erzählte. Der Indianer hatte überall unterlegen; war es aber die überlegene Kraft und der Muth seines weißen Gegners, was ihn bezwungen hatte? Nein, die Ungleichheit lag in der Zahl – noch öfter in den Waffen. Dies war das Geheimniß unserer Ueberlegenheit. Was konnte die nasse Bogensehne und der schlecht gezielte Pfeil gegen die todbringende Kugel des Feuerrohrs ausrichten?

Jetzt aber bestand keine Ungleichheit mehr. Jene Jäger und Krieger führten die Feuerwaffe und verstanden sie eben so geschickt zu gebrauchen als wir. Die Indianer

bildeten jetzt einen Halbkreis vor dem Fort. Die Häuptlinge setzten sich, nachdem sie sich so gestellt, daß sie die concave Seite der Curve bildeten, auf das Gras nieder. Hinter ihnen nahmen die Unterhäuptlinge und bekannteren Krieger ihre Plätze ein, und noch weiter zurück, Reihe um Reihe, standen die gemeinen Männer der Stämme. Auch die Frauen und Knaben näherten sich, indem sie sich in dichten Gruppen dahinter drängten und die Bewegungen der Männer mit ruhiger, aber gespannter Theilnahme verfolgten.

Ganz ihrer sonstigen Gewohnheit entgegen waren sie ernst und schweigsam. Es ist nicht ihr Charakter, so zu sein, denn der Seminole ist so redselig und lachlustig, wie der Bajazzo im Circus. Selbst der leichtherzige Neger kommt ihm an Jovialität kaum gleich.

Jetzt war dies nicht der Fall, sondern gerade das Gegentheil. Häuptlinge, Krieger und Frauen – selbst die Knaben, welche so eben ihr Spiel verlassen – alle trugen in ihren Mienen einen feierlichen Ausdruck.

Und das war nicht zu verwundern. Es war dies keine gewöhnliche Versammlung – keine, bei welcher es sich um geringfügige Dinge handelte sondern eine Versammlung, in welcher eins der wichtigsten Interessen ihres Lebens entschieden werden sollte – eine Versammlung, deren Ausspruch sie auf immer von ihrem Heimathlande trennen konnte. Kein Wunder daher, wenn sie ihre gewohnte Heiterkeit nicht zur Schau trugen.

Es ist jedoch nicht ganz richtig, wenn ich sage, daß *Alle* ernst aussahen. In jenem Halbkreise von Häuptlingen gab es auch Männer von entgegengesetzten Ansichten. Es gab Leute unter ihnen, welche die Auswanderung wünschten – welche besondere Gründe hatten, sie zu wünschen – Bestochene und Erkauftे, Verräther an ihrem Stämme und an ihrer Nation.

Diese waren weder schwach, noch wenig an der Zahl. Einige der mächtigsten Häuptlinge waren erkauft worden und hatten sich dazu verstanden, die Rechte ihres Volks zu verkaufen. Ihr Verrath war erkannt, oder wurde geargwohnt, und dies war es, was die Andern unruhig machte. Wäre es anders gewesen – hätte keine Spaltung in den Reihen stattgefunden – so hätte die patriotische Partei mit leichter Mühe eine triumphirende Entscheidung herbeiführen können, aber sie fürchtete den Abfall der Verräther.

Das Musikcorps spielte einen Marsch, die Truppen setzten sich in Bewegung und defilirten durch das Thor.

Ich fuhr schnell in meine Uniform, eilte hinaus und nahm meinen Platz im Stabe des Generals ein. Wenige Minuten nachher waren wir an Ort und Stelle und standen den versammelten Häuptlingen gegenüber. Die Truppen marschirten auf und der General nahm seinen Standpunkt vor der Fahne, während der Commissar sich neben

ihn stellte. Hinter diesen standen die Offiziere des Stabes mit Schreibern, Dolmetschern und einigen angesehenen Civilpersonen – den Ringzold's und anderen, welchen man aus Artigkeit gestattete, an den Verhandlungen theilzunehmen.

Die Offiziere und die Häuptlinge reichten einander die Hände, die Friedenspfeife machte die Runde und die Berathung war damit eingeweiht und begann.

NEUNTES KAPITEL. DIE BERATHUNG.

Zuerst kam die Rede des Commissars.

Sie war zu umfangreich, als daß ich sie hier in allen ihren Einzelheiten mittheilen könnte. Die Hauptpunkte waren eine Ansprache an die Indianer, sich friedlich in die Bedingungen des Tractats vom Oclawaha zu fügen – ihre Ländereien in Florida aufzugeben – nach dem Westen auszuwandern – nach dem Lande, welches ihnen an dem Weißen Flusse von Arkansas angewiesen worden, mit Einem Worte, auf alle die Bedingungen einzugehen, welche die Regierung ihn beauftragt habe, an sie zu stellen.

Er gab sich Mühe, die Vortheile aufzuzählen, welche die Auswanderung zur Folge haben würde. Er schilderte die neue Heimath als ein vollkommenes Paradies – mit Hirschen, Antilopen und Büffeln bedeckte Prairien – von Fischen wimmelnde Flüsse – krystallhelles Wasser und einen wolkenlosen Himmel.

Hätten seine Worte Glauben finden können, so würde der Seminole auf den Gedanken gekommen sein, daß

das glückselige Jagdrevier seines eingebildeten Himmels schon auf der Erde in Wirklichkeit vorhanden sei.

Andrerseits machte er die Indianer auf die Folgen ihrer Nichtfügsamkeit aufmerksam. Weiße Männer würden sich in großer Anzahl längs ihrer Grenze ansiedeln. Schlechte weiße Männer würden in ihre Ländereien einfallen; es würden Twistigkeiten entstehen, welche Blutvergießen zur Folge hätten. Der rothe Mann würde in dem Gerichtshofe des weißen Mannes vor Gericht gestellt werden, wo, dem Gesetz zufolge, sein Eidschwur Nichts gelte, und *deßhalb müsse er dann Ungerechtigkeit erdulden!*

Dies waren, wie historisch begründet und nachweisbar ist, in der That die Ansichten des Commissars Wiley Thompson, wie er sie bei der Conferenz von Fort King im April 1835 aussprach. Ich werde sie in seinen eigenen Worten mittheilen, denn sie verdienen, als eine Probe der *unparteiischen* Handlungsweise zwischen Weißen und Rothen aufgezeichnet zu werden. Er sagte:

»Gesetzt – was jedoch unmöglich ist – daß Euch erlaubt werden könnte, noch einige Jahre hier zu bleiben, was würde dann Euer Zustand sein? Dieses Land wird bald vermessen, und an die Weißen verkauft und von ihnen bebaut werden. *Es ist schon jetzt ein Feldvermesser im Lande.* Die Jurisdiction der Regierung wird sich bald über Euch erstrecken. Eure Gesetze werden dann beseitigt – Eure Häuptlinge hören auf, Häuptlinge zu sein. Ansprüche wegen Schulden und wegen Eurer Neger würde von

schlechten Weißen Männern gegen Euch erhoben werden, ja man würde Euch vielleicht Verbrechen zur Last legen, auf welchen Todesstrafe steht. Ihr würdet vor den Gerichtshof des Weißen Mannes citirt werden. Die Ansprüche und Beschuldigungen würden nach dem Gesetze des Weißen Mannes entschieden werden. Indianern würde nicht erlaubt werden, Zeugniß zu erstatten. Eure Lage wäre daher in wenigen Jahren das hoffnungsloseste Elend. Ihr würdet in die fürchterlichste Armuth versinken, und wenn der Hunger Euch triebe, den Mann, der Euch auf diese Weise in's Verderben gestürzt, um eine Rinde Brot zu bitteln, so würde er Euch vielleicht einen indianischen Hund nennen und aus seinem Hause jagen lassen: Aus diesem Grunde wünscht Euer »Großer Vater« (!) Euch nach dem Westen auswandern zu sehen, damit alle diese Uebel Euch erspart werden.«

Und diese Sprache führte man Angesichts eines früheren Vertrags, des Vertrags von Camp Moultrie, welcher den Seminolen ihr Recht, in Florida zu bleiben, verbürgte und dessen dritter Artikel folgendermaßen lautete:

»Die Vereinigten Staaten werden die Florida-Indianer unter ihre Sorgfalt und Obhut nehmen und ihnen Schutz gegen Jeden, wer es auch sei, gewähren.«

O tempora! o mores!

Die Rede war ein Gemisch von versteckten Sophismen und Drohungen, bald im Tone eines Bittenden ausgesprochen, bald die dreiste Miene des Raufbolds annehmend. Sie war dabei keineswegs geschickt, weil sie nach beiden Richtungen hin zu viel leistete.

Der Commissar war durchaus von keiner positiven Feindseligkeit gegen die Seminolen beseelt. Er war blos über die Häuptlinge entrüstet, welche schon Opposition gegen seine Pläne erhoben hatten, und einen ganz besonders *haßte* er.

Der hauptsächliche *animus*, von welchem er begeistert ward, war der Wunsch, die Aufgabe zu erfüllen, die ihm ertheilt worden – der Ehrgeiz, den Wunsch seiner Regierung und Nation auszuführen und sich auf diese Weise Ehre und Ansehen zu erwerben. Auf diesem Altare war er – wie dies mit den meisten Beamten der Fall ist – bereit, seine persönliche Unabhängigkeit des Denkens, so wie jedes Prinzip der Moralität und Ehre zu opfern. Was geht den Beamten die Sache des Königs an? Man vertausche Das Wort »König« mit dem Worte »Congreß«, und man hat den Wahlspruch unseres indianischen Agenten.

So seicht die Rede auch war, so blieb sie doch nicht ohne Wirkung. Die Schwachen und Schwankenden wurden dadurch bestimmt. Die verlockende Schilderung ihrer neuen Heimath mit dem im Gegensatz dazu entworfenen düsteren und abschreckenden Bilde von dem, was ihre künftige Lage sein würde, machte einen Eindruck auf die Gemüther Vieler. Während dieses Frühlings hatten die Seminolen nur wenig Mais gepflanzt. Der Kriegsruf war in ihr Ohr gedrungen und sie hatten die Saatzeit versäumt – es gab nun keine Ernte – keinen Mais, keinen Reis, keinen Yams. Schon litten sie Mangel in Folge ihrer Unklugheit. Schon jetzt sammelten sie die Wurzeln des

chinesischen Hagedorn¹ und die Früchte der Lebenseiche. Wie viel schlimmer mußte noch ihre Lage im Winter werden!

Es ist nicht zu verwundern, daß sie der Furcht und Besorgniß Raum gaben, und ich bemerkte Viele, deren Züge dies deutlich verriethen. Selbst die patriotischen Häuptlinge schienen einige Besorgniß in Bezug auf den Ausgang zu hegen.

Sie ließen sich indessen dadurch nicht einschüchtern. Nach einer kurzen Pause erhob sich Hoitle-Mattee, einer der eifrigsten Gegner der Auswanderung, zur Antwort. Es findet bei dergleichen Dingen keine Rangordnung statt. Die Stämme haben ihre anerkannten Redner, denen es gewöhnlich gestattet wird, die Gesinnungen der übrigen auszusprechen. Der Oberhäuptling war gegenwärtig. Er saß in der Mitte des Kreises mit einer britischen Krone auf dem Kopfe – einer Reliquie der amerikanischen Revolution. Onopa war aber kein Redner und gab durch einen Wink zu verstehen, daß er seinem Rechte, zu antworten, zu Gunsten Hoitle-Mattees, seines Schwiegersohnes, entsage.

Der Letztere stand in dem zwiefachen Rufe eines weisen Rathgebers und tapfern Kriegers und war überdies einer der beredtesten Sprecher in der Nation. Er war der Premierminister Onopa's, und um den Vergleich in das

¹*Smilax pseudo-China*. Aus den Wurzeln dieser Pflanze machen die Seminolen den *Conti*, eine Art süßes, nahrhaftes Compot.

klassische Alterthum zurückzuverlegen, konnte man ihn den Ulysses seines Volkes nennen.

Er war ein langer hagerer Mann von dunkler Farbe, scharf markirten Adlerzügen und etwas unheimlich düsterem Ansehen. Er war nicht vom Stamme der Seminolen, sondern seiner eigenen Angabe zufolge ein Nachkomme von einem der alten Stämme, welche Florida zur Zeit der ersten Spanier bevölkerten. Vielleicht war er ein Yamassee und seine dunkle Haut sprach für diese Annahme. Sein Rednertalent kann man nach seinem Vortrage, den er bei dieser Gelegenheit hielt, beurtheilen. Derselbe lautete:

»Bei dem Vertrage von Moultrie ward verlangt, daß wir friedlich auf dem uns auf zwanzig Jahre angewiesenen Lande bleiben sollten. Alle Schwierigkeiten waren begraben und man versicherte uns, wenn wir stürben, so würde es nicht durch die Gewaltthätigkeit des Weißen Mannes, sondern dem Laufe der Natur gemäß geschehen. Nicht der Blitz sollte den Baum spalten und versengen, sondern die Kälte des hohen Alters sollte den Saft aufrocknen und die Blätter sollten verwelken und fallen und die Zweige sinken und der Stamm verwesen und sterben.

»Die Deputation, deren Aussendung in der Conferenz am Oclawaha von Seiten der Nation beschlossen ward, war blos ermächtigt, das Land, nach welchem man uns anrieth, auszuwandern, zu untersuchen und der Nation darüber Bericht zu erstatten. Wir gingen dieser Uebereinkunft zu Folge und nahmen das Land in Augenschein.

Ohne Zweifel ist es gutes Land und die Frucht des Bodens mag gut riechen und gut schmecken und gesund sein, aber es ist umgeben von schlechten und feindseligen Nachbarn und die Frucht der schlechten Nachbarschaft ist Blut, welches das Land verheert, und Feuer, welches den Bach austrocknet. Selbst von den Pferden, die wir mit uns führten, wurden einige von den Pawnees gestohlen und die Reiter sahen sich genötigt, ihr Gepäck auf dem Rücken zu tragen. Ihr wolltet uns unter böse Indianer schicken, mit welchen wir niemals in Ruhe sein könnten.

»Als wir das Land sahen, sagten wir Nichts; die Agenten der Vereinigten Staaten aber ließen uns ein Papier unterschreiben, welches, wie *Ihr* sagt, unsere Zustimmung zu der Auswanderung enthielt, welches aber nach unserem Dafürhalten weiter Nichts sagte, als daß uns das Land gefiele, und wenn wir zurückkämen, *würde die Nation entscheiden*. Wir waren gar nicht ermächtigt, mehr zu thun.

»Eure Worte sind sehr gute, aber mein Volk kann noch nicht sagen, daß es auswandern will. Unsere Leute stimmen in ihren Ansichten nicht überein und es muß ihnen Bedenkzeit gestattet werden. Sie können jetzt nicht einwilligen; sie haben keine Lust zum Fortwandern. Wenn auch ihre Zungen Ja sagen, so rufen ihre Herzen doch Nein und nennen sie Lügner. Wir sind nicht hungrig nach andern Ländereien – warum sollten wir gehen und darnach jagen? Wir lieben unser eigenes Land, wir sind hier

glücklich. Wenn wir plötzlich unsere Herzen von der Heimat losreißen, an welcher sie so fest haften, so brechen sie. Wir können uns nicht dazu verstehen, auszuwandern – *wir wollen nicht auswandern!*«

Ein Häuptling von der Auswanderungspartei ergriff hierauf das Wort. Es war Omatla, einer der Angesehensten des Stammes, obschon er im Verdachte eines heimlichen Einverständnisses mit dem Agenten stand. Seine Rede war von friedlichem Charakter. Er empfahl seinen rothen Brüdern, keine Schwierigkeiten zu machen, sondern als ehrenwerthe Leute zu handeln und den Vertrag von Oclawaha zu erfüllen.

Es war augenscheinlich, daß dieser Häuptling sich nicht frei und ungehindert aussprach. Er scheute sich, seine Parteilichkeit für die Pläne des Commissars zu offen zu zeigen und fürchtete die Rache der patriotisch gesinnten Krieger. Diese schauten ihn schon mit gerunzelten Stirnen an, als er sich erhob, und er ward durch Acpiucki, Coa Hajo und Andere häufig unterbrochen.

Eine kühnere Rede, die ähnliche Ansichten aussprach, ward von Lusta Hajo (dem schwarzen Thon) gehalten. Er fügte dem Argumente wenig hinzu, stellte aber durch seine größere Keckheit das Vertrauen der verrätherischen Partei und den Gleichmuth des Commissars wieder her, welcher schon Spuren von Ungeduld und Aufregung zu verrathen begonnen hatte.

Holata-Mico erhob sich zunächst auf der entgegengesetzten Seite – ein sanfter, gesitteter Indianer und einer der angesehensten aller Häuptlinge. Er litt, wie auch sein

Aussehen verrieth, an einem empfindlichen Unwohlsein und demzufolge war seine Rede von friedlicherer Art, als sie vielleicht außerdem gewesen sein würde, denn er war als ein unerschütterlicher Gegner der Auswanderung bekannt.

»Wir kommen,« sagte er, »um heute unsere Meinung auszusprechen. Wir wurden Alle von einem und demselben großen Vater geschaffen und sind Alle in gleicher Weise seine Kinder. Wir stammen Alle von einer und derselben Mutter und wurden Alle an derselben Brust gesäugt. Deßhalb sind wir Brüder, und als Brüder sollen wir uns nicht veruneinigen und unser Blut nicht gegen einander aufwallen lassen. Wenn das Blut eines von und durch den Streich des andern auf die Erde fallen sollte, so würde es dieselbe beflecken und laut nach Rache schreien und den Zorn und Donner des großen Geistes herabrufen. Ich bin nicht wohl. Laßt Andere, welche sich stärker fühlen, sich aussprechen und ihre Ansichten entwickeln.«

Mehrere Häuptlinge erhoben sich nach der Reihe und sprachen ihre Meinungen aus. Die, welche für die Auswanderung waren, sagten so ziemlich das Nämliche, was Omatla und der Schwarze Thon gesagt hatten. Sie waren Ohala, der große Krieger, die Brüder Itolasse und Charles Omatla, und einige andere von geringerer Bedeutung.

Im Gegensatze zu diesen sprachen die Patrioten Acola, Yaha Hajo (Toller Wolf), Echa Matta (die Wasserschlange), Poschala (der Zwerg) und der Neger Abram.

Der Letztere war ein alter Flüchtling von Pensacola, jetzt aber Häuptling der Schwarzen, welche mit dem

Micosauc-Stamme¹ zusammenlebten, und einer der Rathgeber Onopa's, auf welchen er entschiedenen Einfluß ausübte. Er sprach geläufig Englisch und war bei dieser Berathung – wie auch schon bei der am Oclawaha – der Hauptdolmetscher von Seiten der Indianer.

Er war ein reiner Neger, mit den dicken Lippen, den hervorstehenden Badenknochen und andern physischen Eigenthümlichkeiten seiner Race. Er war tapfer, kaltblütig und scharfsinnig und, obschon nur ein adoptirter Häuptling, erwies er sich doch bis zuletzt als der ächte Freund des Volkes, welches ihn mit seinem Vertrauen beehrt hatte. Seine Rede war kurz und gemäßigt, aber nichtsdestoweniger verrieth sie einen festen Entschluß, sich dem Willen des Agenten zu widersetzen.

Bis jetzt hatte der »König« sich noch nicht erklärt und an ihn appellirte nun der Agent. Onopa war ein großer, starker Mann von etwas stumpfem Ansehen, aber nicht ohne einen bedeutenden Ausdruck von Würde. Er war kein Mann von großer Intelligenz und auch kein Redner. Obschon er der Ober-Mico der Nation war, so kam sein Einfluß auf die Krieger doch dem mehrerer Häuptlinge von untergeordnetem Range nicht gleich. Seine Entscheidung konnte daher keineswegs als definitiv oder für die Andern bindend betrachtet werden da er aber einmal Mico-Mico, oder Häuptling-Häuptling und Haupt des

¹Der Micosauc (Mikosaucer) oder Stamm des rothen Steckens, war der zahlreichste und kriegerischste Clan der Nation. Er stand unter der unmittelbaren Regierung des Oberhäuptlings Onopa, welcher gewöhnlich Miconopa genannt ward.

zahlreichsten Clans, der Micosaucs, war, so stand zu erwarten, daß seine Stimme auf eine oder die andere Weise den Ausschlag geben würde. Wenn er sich für die Auswanderung erklärte, so hatten die Patrioten Grund, zu verzweifeln.

Es trat eine Pause von athemlosem Schweigen ein. Die Augen der ganzen Versammlung, sowohl rother als weißer Männer, ruhten auf dem König. Nur Wenige waren in das Geheimniß seiner Gesinnungen eingeweiht, und wie er entscheiden würde, war für die meisten der Anwesenden eine Sache der Ungewißheit. Daher die Spannung, mit der sie seinen Ausspruch erwarteten.

Gerade in dieser Krisis machte sich eine Bewegung unter den Leuten bemerkbar, welche hinter dem Könige standen. Sie machten Platz für Jemanden, der durch ihre Mitte hindurch schritt. Offenbar war es Jemand, der Ansehen genoß, denn die Menge wich bereitwillig zurück.

Einen Augenblick später kam er zum Vorschein. Es war ein junger Krieger, stolz geschmückt und von edler Haltung. Er trug die Insignien eines Häuptlings; aber es bedurfte dieser nicht, um zu verkünden, daß er einer war. Es lag in seinem Blicke und seiner Haltung Etwas, was ihn sofort als einen Anführer und Befehshaber bezeichnete.

Sein Anzug war kostbar, ohne jedoch überladen, oder zu bunt zu sein. Sein von der hellfarbenen Wampumschärpe eingefaßter Ueberwurf zeigte einen schönen graziösen Faltenwurf und die dicht anliegenden Beinkleider von scharlachrothem Tuche ließen die vollkommenen Umrisse seiner Glieder hervortreten. Seine Gestalt war ein Muster von Kraft und Ebenmaß. Sein Kopf trug einen Turban, der aus einem bunten Shawl zusammenge schlungen war, und von der Stirn stiegen drei schwarze Straußfedern empor, welche rückwärts über den Wirbel fielen, so daß ihre Spitzen fast die Schultern berührten. Verschiedene Zierrathen hingen an seinem Halse, aber eine auf seiner Brust machte sich ganz besonders bemerkbar. Es war eine kreisrunde Goldplatte mit von einem gemeinsamen Mittelpunkte ausgehendem Strahle. Es war eine Versinnbildlichung der aufgehenden Sonne. Sein Gesicht war mit gleichförmigem Zinnoberroth bemalt, aber trotz der nivellirenden Wirkung dieser Farbe ließen sich die Umrisse edler Züge erkennen. Ein wohlgeformter Mund und Kinn, schmale Lippen, eine Festigkeit verrathende Kinnladenbildung, eine etwas gekrümmte Nase, eine hohe breite Stirn, mit Augen, die wie die des Adlers stark genug zu sein schienen, um in die Sonne zu blicken.

Das Erscheinen dieses merkwürdigen Mannes brachte auf alle Anwesenden eine electrische Wirkung hervor. Sie glich der, welche das Publikum in einem Theater bei dem Aufreten des großen Künsters kund giebt, auf welchen es gewartet hat.

Nicht an dem Benehmen des jungen Häuptlings selbst – denn dieses war ganz bescheiden – sondern an dem Verhalten der Andern gewahrte ich, daß er in der That der Held der Stunde war. Die Personen des Stücks, welche schon ihre Rollen gespielt hatten, waren augenscheinlich nur untergeordnete Charaktere, und dies war der Mann, auf welchen Alle gewartet hatten.

Es folgte eine Bewegung – ein Murmeln von Stimmen – ein Zittern, ein Schauer schien die Menge zu durchrieseln und dann gleichzeitig, wie aus einem einzigen Munde, erscholl der Name:

»Oceola!«

ZEHNTES KAPITEL. DIE AUFGEHENDE SONNE.

Ja, es war Oceola, die aufgehende Sonne¹ – der Mann, dessen Ruf schon bis in den entlegensten Winkel des Landes reichte – dessen Name schon unter den Cadetten der Militairakademie – außerhalb derselben – auf den Straßen – in den eleganten Salons der Gesellschaft – überall ein solches Interesse erweckt hatte; – er war es, der jetzt so unerwartet in dem Kreise der Häuptlinge erschien.

Ein Wort über diesen außerordentlichen jungen Mann.

¹Oceola – auch Osceola, Asseola, Assula, Hasseola und auf noch zehnfach verschiedene Weise geschrieben bedeutet in der Sprache der Seminolen die aufgehende Sonne.

Plötzlich aus der Stellung eines gewöhnlichen Kriegers – eines Unterhäuptlings fast ohne allen Anhang – hervortretend, hatte er sofort und wie durch einen Zauber- schlag das Vertrauen der Nation gewonnen. Er war in diesem Augenblicke die Hoffnung der patriotischen Partei – der Geist, welcher sie zum Widerstande anfeuerte, und jeder Tag sah seinen Einfluß sich vermehren.

Sein Name hätte kaum ein passenderer und angemessenerer sein können. Man hätte glauben können, daß er diesen Namen weniger dem Zufalle als der Absicht ver- danke, wenn es nicht der gewesen wäre, den er stets un- ter seinem eigenen Volke getragen hatte. Es lag gewis- sermaßen eine prophetische Bedeutung darin, denn er war jetzt in der That die aufgehende Sonne der Semino- len. Er ward von diesen dafür angesehen. Ich bemerkte, daß seine Ankunft eine entschiedene Wirkung auf die Krieger äußerte. Er war vielleicht schon den ganzen Tag in der Nähe gewesen, hatte sich aber bis diesen Augen- blick noch nicht in der vordersten Reihe der Häuptlin- ge gezeigt. Die Furchtsamen und Schwankenden wur- den durch sein Erscheinen wieder ermuthigt, und die verrätherischen Häuptlinge bebten sichtbar vor seinem Adlerblicke zurück. Ich bemerkte, daß die Omatalas und selbst der stolze Lusta Hajo ihn mit unruhigen Blicken betrachteten.

Es gab aber auch noch Andere außer den rothen Män- nern, auf welche dieses plötzliche Erscheinen des Helden Eindruck machte.

Von dem Platze aus, wo ich stand, konnte ich das Gesicht des Commissars sehen. Ich bemerkte, daß er plötzlich bleich ward, und der Aerger, der sich in seinen Zügen malte, war nicht zu verkennen. Es war klar, daß die aufgehende Sonne ihm nichts weniger als willkommen war.

Die Worte, die er schnell dem General Clinch zuflüsterte, drangen bis zu meinen Ohren, denn ich stand dicht neben dem General und konnte nicht umhin, sie zu hören.

»Wie unglücklich trifft sich das,« murmelte er in ärgerlichem Tone. »Wenn er nicht gekommen wäre, so wäre es uns gelungen. Ich hoffte die Kerle beim Worte zu fassen, ehe er da sein würde. Ich hatte ihm nicht die rechte Stunde genannt, aber es scheint Alles Nichts zu fruchten. Der Teufel hole den Kerl! Er wird Alles wieder rückgängig machen. Seht, er flüstert Onopa zu und der alte Narr hört ihm zu wie ein Kind. Ja, ja – er wird ihm gehorchen, wie ein großes Kind, welches er auch ist. Nun ist es aus, General – nun müssen die Waffen entscheiden.«

Während ich diese halb geflüsterten Worte hörte, wendete ich meine Augen abermals auf den Mann, welcher der Gegenstand derselben war, und betrachtete ihn aufmerksamer.

Er stand noch hinter dem Könige, aber in gebückter Haltung, und flüsterte dem Letztern in's Ohr – das heißt er flüsterte eigentlich nicht, sondern redete hörbar in ihrer Muttersprache. Nur die Dolmetscher hätten verstehen können, was er sagte, aber diese standen zu entfernt, um es zu hören. Sein eindringlicher Ton jedoch – seine feste,

aber dennoch aufgeregte Art und Weise – das herausfordernde Blitzen seines Auges, als er nach dem Commissar schauete – Alles verrieth, daß er nicht die Absicht hatte, nachzugeben, und daß er seinem Vorgesetzten rieth, sich zu kühnem Widerstande zu entschließen.

Einige Augenblicke lang herrschte Schweigen, welches nur durch das Flüstern des Commissars auf der einen Seite und die gemurmelten Worte zwischen Oceola und dem Mico auf der andern Seite unterbrochen ward.

Nach einer Weile verstummten selbst diese Töne und athemloses Schweigen folgte. Es war ein Augenblick der gespannten Erwartung und von eigenthümlichem Interesse. An den Worten, welche Onopa im Begriff stand zu sprechen, hingen Ereignisse von hoher Wichtigkeit – wichtig für fast Jeden, der dabei zugegen war.

Selbst die in Reih' und Glied stehenden Soldaten lauschten mit vorgestreckten Hälsen, und auf der andern Seite drängten sich die indianischen Knaben und die Weiber mit Säuglingen auf den Armen hinter dem Kreise der Krieger zusammen, während ihre unruhigen Blicke das tiefe Interesse verriethen, welches sie an dem Ausgange nahmen.

Der Commissar ward ungeduldig; sein Gesicht röthete sich wieder. Ich sah, daß er aufgeregzt und zornig war, während er sich doch gleichzeitig alle Mühe gab, ruhig zu scheinen.

Bis jetzt hatte er von Oceola's Anwesenheit noch keine Notiz genommen, sondern that, als ob er Nichts davon wüßte, obschon es außer allem Zweifel stand, daß

Oceola in diesem Augenblicke der Hauptgegenstand seiner Gedanken war. Er sah den jungen Helden jetzt nur ein paar Mal von der Seite an und drehte sich dann wieder herum, um seine Unterredung mit dem General fortzusetzen.

Dieses Nebenspiel war von kurzer Dauer. Thompson konnte die Ungewißheit nicht länger ertragen.

»Sagt Onopa,« sagte er zu dem Dolmetscher, »daß die Conferenz seine Antwort erwartet.«

Der Dolmetscher that, wie ihm befohlen worden.

»Ich habe blos eine Antwort zu geben,« entgegnete der schweigsame König, ohne sich von seiner sitzenden Stellung zu erheben. Ich bin mit meiner gegenwärtigen Heimat zufrieden. *Ich will sie nicht verlassen.*«

Ein lauter Ausbruch des Beifalls von Seiten der Patrioten folgte auf diese Erklärung. Vielleicht waren dies die populärsten Worte, welche der alte Onopa jemals gesprochen. Von diesem Augenblicke an besaß er wirklich königliche Macht und konnte in seiner Nation befehlen.

Ich schauete mich um in dem Kreise der Häuptlinge. Ein Lächeln glänzte auf den feinen Zügen Holata's Mico. Das grimmige Gesicht Hoitle-Mattee's strahlte von Freude. Der Alligator, die Wolke und Arpiucki gaben ihr Entzücken auf weit ungestümere Weise kund und selbst die dicken Lippen Abram's zogen sich flach über sein Zahnfleisch und ließen seine doppelte Reihe von weißen Zähnen grinsend und triumphirend zum Vorschein kommen.

Die Omatlas und ihre Partei dagegen schaueten düster darein. Ihre finstern Blicke verriethen ihre Unzufriedenheit und aus ihren Geberden und Stellungen ging hervor, daß sie sammt und sonders von ernsten Besorgnissen erfüllt waren.

Sie hatten auch Ursache dazu. Sie standen jetzt nicht mehr im bloßen *Verdacht* des Verrathes, sondern ihr Ver Rath war jetzt *offenkundig* – er war erklärt worden.

Es war ein Glück für sie, daß sie Fort King so nahe waren – es war gut, daß sie in der Nähe dieser Militairmacht standen. Sie bedurften vielleicht die Bajonnette derselben zu ihrem Schutze.

Der Commissar hatte mittlerweile seine Selbstbeherrschung verloren. Selbst die amtliche Würde hielt nicht Stand und er ließ sich jetzt zu zornigen Ausrufungen, Drohungen und bitteren Schimpfreden herab.

Zuletzt ward er persönlich, rief die Häuptlinge bei ihren Namen und machte ihnen Treulosigkeit und Falschheit zum Vorwurfe. Er beschuldigte Onopa, den Vertrag vom Oclawaha schon unterzeichnet zu haben, und als der Letztere dies leugnete, nannte der Commissar ihn einen *Lügner*.

Der Wilde erwiderte diese gemeine Beschuldigung nicht, sondern setzte ihr stillschweigende Verachtung entgegen.

Nachdem er seinem Grolle theilweise gegen verschiedene Häuptlinge der Conferenz Luft gemacht, wendete er sich gegen die Front und rief in lautem zornigem Tone:

»*Ihr* seid es, der dies gethan hat – *Ihr*, Powell!«

Ich stutzte bei diesem Worte. Ich bemühte mich, zu sehen, wem es galt, wer der Mann war, der diesen wohlbekannten Namen trug.

Der Commissar leitete meinen Blick durch den seinen und seine Geberde. Er stand mit ausgestrecktem Arme und drohend erhobenem Finger da. Sein Auge war auf den jungen Kriegshäuptling – auf Oceola gerichtet.

Mit einem Male ging mir ein Licht auf. Schon hatten seltsame Erinnerungen mit meiner Phantasie gespielt. Ich glaubte durch die zinnoberrothe Färbung hindurch Züge zu erkennen, die ich schon früher gesehen. Jetzt erkannte ich sie wirklich. In dem jungen indianischen Helden sah ich den Freund meines Knabenalters – den Retter meines Lebens – Maümee's Bruder!

EILFTES KAPITEL. DAS ULTIMATUM.

Ja – Powell und Oceola waren ein und derselbe. Der Knabe hatte sich, wie ich schon vorher gesagt, jetzt zu dem herrlichen Manne – zu einem Helden entwickelt.

Unter dem drängenden Einflusse früherer Freundschaft und gegenwärtiger Bewunderung hätte ich auf ihn zustürzen und ihn mit meinen Armen umschlingen mögen. Es war aber jetzt weder Zeit noch Ort zur Kundgebung einer so kindischen Begeisterung. Die Etikette – die Pflicht gestattete es nicht.

Ich blieb auf meinem Platze stehen und bewahrte, so gut ich konnte, die Ruhe meiner Mienen, obschon ich

nicht im Stande war, meine Augen von Dem abzuwenden, was jetzt in doppelter Beziehung ein Gegenstand der Bewunderung geworden war.

Es war mir wenig Zeit zum Nachdenken vergönnt. Die durch die rauhe Anrede des Commissars veranlaßte Pause war vorüber – das Schweigen ward wieder gebrochen – dies Mal durch Oceola selbst.

Als der junge Häuptling sah, daß man es ganz besonders auf ihn abgesehen hatte, trat er einige Schritte vor, dem Commissar gegenüber und heftete seine Augen mit sanftem, aber festem und forschendem Blicke auf ihn.

»Meint Ihr mich?« fragte er in einem Tone, welcher nicht den mindesten Grad von Zorn oder Aufregung verrieth.

»Wen soll ich sonst meinen, als Euch?« entgegnete der Commissar kurz. »Ich nannte Euch bei Eurem Namen – Powell.«

»Mein Name ist *nicht* Powell.«

»Nicht Powell?«

»Nein!« antwortete der Indianer, indem er seine Stimme so laut als möglich erhob und den Commissar mit stolz herausforderndem Blicke betrachtete. »Ihr könnt mich Powell nennen, wenn Ihr so wollt, Ihr, *General Wiley Thompson*« – langsam und mit spöttischem Ausdrucke sprach er den vollen Titel des Agenten. »Aber wisset, Sir, daß ich die Taufe des Weißen Mannes verachte. Ich bin

ein Indianer, ich bin das Kind meiner Mutter;¹ mein Name ist Oceola.«

Der Commissar bemühte sich, seinen Zorn im Zaume zu halten. Der Spott über seinen plebeischen Namen verwundete ihn auf das Empfindlichste; denn Powell verstand von der englischen Nomenclatur genug, um zu wissen, daß »Thompson« kein aristokratischer Name war, und seine sarkastische Bemerkung traf die verwundbare Stelle.

Der Commissar war so aufgebracht, daß er die sofortige Hinrichtung Oceola's hätte anbefehlen können, wenn es in seiner Macht gestanden hätte; unglücklicher Weise aber war dies nicht der Fall. Dreihundert Krieger standen hier, jeder mit seiner Kugelbüchse in der Faust, den Truppen der Regierung vollkommen gewachsen. Ueberdies wußte der Commissar auch, daß eine solche Uebereilung von seiner Seite von der Regierung durchaus nicht gut geheißen werden würde. Selbst die Ringzold's – seine theuern Freunde und allzeit fertigen Rathgeber – waren trotz des Interesses, welches sie an dem Untergange der aufgehenden Sonne haben mochten, zu klug, als daß sie zu einem solchen Verfahren gerathen hätten.

Anstatt daher auf den Spott des jungen Häuptlings zu antworten, wendete sich der Commissar abermals an die Versammlung.

¹Das Kind folgt dem Loose der Mutter. Dieser Gebrauch herrscht nicht blos bei den Seminolen, sondern bei allen Indianern Amerika's.

»Ich will kein Gerede weiter anhören,« sagte er mit der Miene eines Mannes, der zu seinen Untergebenen spricht. »Wir haben nun genug gehört. Euer Gerede ist gewesen, wie wenn Kinder schwatzen oder Menschen ohne Weisheit oder Glauben. Ich will nicht länger darauf hören. Vernehmet also, was Euer Großer Vater sagt und was er mich beauftragt hat, Euch zu sagen. Er hat mir befohlen, Euch dieses Papier vorzulegen.«

Der Sprecher zog ein zusammengefaltetes Pergament aus der Tasche, öffnete es und fuhr dann fort:

»Es ist der Vertrag vom Oclawaha. Die Meisten von Euch haben ihn schon unterzeichnet. Ich fordere Euch jetzt auf, heranzutreten und Eure Unterschriften zu bestätigen.«

»Ich habe ihn nicht unterschrieben,« sagte Onopa, durch Oceola, welcher hinter ihn stand, zu dieser Erklärung ermuthigt. »Ich werde ihn auch jetzt nicht unterschreiben. Andere mögen handeln, wie sie Lust haben, ich aber gehe nicht aus meiner Heimath fort. Ich werde Florida nicht verlassen.«

»Ich auch nicht,« setzte Hoitlee-Mattee in entschlossenem Tone hinzu; »ich habe fünfzig Fässer Pulver, und so lange noch nicht das letzte Körnchen davon verschossen ist, laß ich mich nicht aus meinem Geburtslande treiben.«

»Diese Gedanken sind auch die meinen,« setzte Holata hinzu.

»Und auch die meinen,« rief Arpiucki.

»Und auch die meinen!« wiederholten Poschalla (der Zwerg), Coa-Hajo (die Wolke) und der Neger Abram.

Nur die Patrioten sprachen; die Verräther sagten kein Wort. Das Unterschreiben war eine zu harte Probe für sie. Sie hatten das Document schon früher am Oclawaha Alle unterzeichnet, aber jetzt, in Gegenwart der Nation, wagten sie nicht, es zu bestätigen. Sie fürchteten sogar, zu vertheidigen, was sie gethan hatten. Sie verhielten sich schweigend.

»Genug!« sagte Oceola, welcher seine Meinung noch nicht öffentlich ausgesprochen, von dem man aber jetzt erwartete, daß er sprechen werde, weißhalb er auch von Allen aufmerksam betrachtet ward. »Die Häuptlinge haben sich erklärt; sie weigern sich, zu unterzeichnen. Es ist die Stimme der Nation, welche durch ihre Häuptlinge spricht, und das Volk wird ihrem Worte Nachdruck geben. Der Agent hat uns Kinder und Thoren genannt – Schimpfen ist sehr leicht. Wir wissen, daß es Narren und Thoren unter uns giebt, auch Kinder und auch etwas noch Schlimmeres – *Verräther!* Aber es sind auch Männer darunter, die eben so wahrhaft und brav sind, als der Agent selbst. Er will kein Gerede mehr – sei es. Für ihn haben wir auch keines mehr – er hat unsere Antwort. Er kann bleiben oder gehen.«

»Brüder!« fuhr der Redner fort, indem er sich zu den Häuptlingen und Kriegern wendete und gleichsam die Anwesenheit der Weißen unbeachtet ließ, »Ihr habt Recht gethan. Ihr habt den Willen der Nation ausgesprochen und das Volk schenkt Euch Beifall. Es ist nicht wahr, daß wir unsere Heimath zu verlassen und nach dem Westen auszuwandern wünschen. Wer dies sagt, ist ein Betrüger

und spricht nicht aus, was wir meinen. Wir haben keine Sehnsucht nach jenem *schönen Lande*, nach welchem man uns schicken möchte. Es ist nicht so schön, wie das unsere. Es ist eine wilde Einöde, wo im Sommer die Quellen vertrocknen und Wasser schwer zu finden ist. Der Jäger muß oft unterwegs vor Durst sterben. Im Winter fallen die Blätter von den Bäumen, Schnee bedeckt den Boden, der Frost macht die Erde hart und erkältet die Körper der Menschen, bis sie Schmerz empfinden und schaudern – das ganze Land sieht aus, als wenn die Erde todt wäre. Brüder, wir wollen kein kaltes Land, wie dieses; das unsere gefällt uns besser. Wenn es zu heiß ist, so haben wir den Schatten der Lebenseiche, den großen Lorbeerbaum und die stattliche Palme. Sollen wir das Land der Palme verlassen? Nein; in ihrem Schatten haben wir gelebt – in ihrem Schatten wollen wir sterben.«

Bis zu diesem Punkte war das Interesse immer höher gestiegen. Ueberhaupt war seit dem Erscheinen Oceola's die Scene eine mächtig eindrucksvolle gewesen – ein Auftritt, der nie wieder aus der Erinnerung verwischt werden konnte, wie schwer er auch in Worten zu schildern sein möchte. Ein Maler, und zwar nur ein solcher, wäre im Stande gewesen, einem solchen Bilde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Es enthielt eine Menge ergreifend dramatischer Züge: Der aufgeregte Agent auf der einen, die ruhigen Häuptlinge auf der andern Seite; der Contrast der Gemüthsbewegungen; sogar die Weiber, welche ihre nackten Kleinen auf dem Grase sich herumwälzen und mit den Blumen spielen ließen, während sie selbst mit den Kriegern sich so dicht als möglich herandrängten, und die Krieger, die jeden Blick und jedes Wort erhaschten, welches von Oceola's Lippen fiel.

Dieser stand mit ruhigem, ernstem Auge da. Seine Haltung war männlich, anmuthig und aufrecht. Seine schmale, festgeschlossene Lippe verrieth den unwiderruflich gefaßten Entschluß. Seine würdevolle, gefaßte Geberde – sein vollkommenes, feierliches Schweigen, ausgenommen während seiner salbungsvollen Rede – der rückwärts gehaltene Kopf, während die Arme sich fest über der gewölbten Brust verschränkten – alles Dies veränderte sich dennoch wie auf einen electrischen Schlag, so oft der Commissar einen Satz aufstellte, von dem Oceola wußte, daß er eine Lüge oder einen Trugschluß enthielt. Dann glich das feurige Blitzen seines entrüsteten Auges – die vernichtende Verachtung auf seiner stolz emporgezogenen Lippe – das heftige und oft wiederholte Stampfen seines Fußes – das Ballen der Faust und die rasche Bewegung des emporgehobenen Armes, das kurze, rasche Athmen seiner breiten Brust der tosenden, schwelenden Woge des vom Sturme gepeitschten Oceans, versank aber bald wieder in melancholische Ruhe und bot dann nur jenen Anblick und die Haltung der Ruhe dar,

mit der der Bildhauer des Alterthums die Götter Griechenlands zu bekleiden liebte.

Oceola's Rede brachte die Sache zu einer Krisis. Die Geduld des Agenten war erschöpft. Die Zeit war da, um die furchtbare Drohung – das Ultimatum – auszusprechen, mit dem der Präsident ihn bewaffnet, und ohne seine rauhe Art und Weise im Mindesten zu mildern, sprach er die schändlichen Worte:

»Ihr wollt nicht unterzeichnen? Ihr wollt Euch nicht dazu verstehen, von hier fortzugehen? Nun gut, dann sage ich: Ihr *müßt*. Der Krieg wird gegen Euch erklärt werden – Soldaten werden in Euer Land rücken und Ihr werdet mit der Spitze des Bajonets daraus vertrieben werden.«

»Wirklich?« rief Oceola mit spöttischem Gelächter. »Nun gut, dann sei es so!« fuhr er fort. »Laßt den Krieg erklärt werden! Obschon wir den Frieden lieben, so fürchten wir doch den Krieg nicht. Wir kennen unsere Stärke. Eure Leute sind uns um Millionen an Zahl überlegen; aber wenn deren auch noch ein Mal so Viele wären, so werden sie uns doch nicht zwingen, uns in Ungerechtigkeit zu fügen. Wir haben den Entschluß gefaßt, lieber den Tod, als Schande zu erdulden. Laßt den Krieg erklärt werden! Schickt Eure Soldaten in unser Land, vielleicht werden sie uns nicht so leicht daraus vertreiben, als

sie glauben. Euern Musketen werden wir unsere Büchsen, Euern Bajonnetten unsere Tomahawks entgegensetzen und Euern steif dressirten Soldaten werden die Krieger der Seminolen gegenüber treten. Laßt den Krieg erklärt werden! Wir sind bereit, den Sturm heranziehen zu sehen! Möge der Hagel herniederschmettern und die Blumen vernichten – die starke Eiche des Waldes wird stolz und unversehrt ihr Haupt zum Himmel erheben!«

Ein trotzig herausforderndes Geheul entfuhr den Kriegern der Indianer beim Schluße dieser ergreifenden Rede, und die gestörte Conferenz drohte, sich aufzulösen. Mehrere der durch die Ansprache aufgeregten Häuptlinge waren auf ihre Füße emporgesprungen und standen mit funkeln den Blicken da, während sie mit zornigdrohender Seberde die Arme ausstreckten. Die Offiziere der Truppen hatten sich an ihre Plätze begeben und in leisem Tone den Truppen befohlen, sich fertig zu halten, während man die Artilleristen auf den Bastionen des Forts neben ihren Geschützen stehen sah und aufsteigende, leicht gekräuselte blaue Rauchwolken verriethen, daß die Lutten angezündet worden.

Trotzdem aber war keine Gefahr vorhanden, daß es zu einem Losbruche kommen würde. Keine von beiden Parteien war in diesem Augenblicke auf einen Zusammenstoß vorbereitet. Die Indianer waren in keiner feindlichen Absicht zu der Conferenz gekommen, sonst würden sie ihre Weiber und Kinder zu Hause gelassen haben. So lange sie diese bei sich hatten, dachten sie gewiß nicht

daran, einen Angriff zu machen, und ihre weißen Gegner wagten es nicht, ohne einen bessern Vorwand zu haben. Die Demonstration war blos das Resultat einer augenblicklichen Aufregung und ging bald wieder in Ruhe über.

Der Commissar hatte seinen Einfluß auf das Aeußerste ausgedehnt. Seine Drohungen blieben jetzt eben so unberücksichtigt wie seine erste schmeichlerische Ansprache, und er sah, daß es nicht mehr in seiner Macht stand, seinen Plan durchzuführen.

Dennoch aber ließ sich von der Zeit Etwas hoffen. Es waren klügere Köpfe, als der seine, zugegen, welche dies einsahen – der schlaue Veteran Clinch und die hinterlistigen Ringzold's.

Diese sammelten sich jetzt um den Agenten und rieten ihm, ein anderes Verfahren einzuschlagen.

»Laßt ihnen Bedenkzeit,« meinten sie. »Setzt auf morgen eine abermalige Zusammenkunft fest. Laßt die Häuptlinge die Sache unter einander selbst besprechen und nicht, wie jetzt, in Gegenwart des Volkes. Bei ruhigerem Nachdenken und wenn sie nicht durch die Menge der Krieger eingeschüchtert werden, entscheiden sie vielleicht ganz anders, besonders jetzt, wo sie die Alternative kennen.«

»Und vielleicht,« setzte Arens Ringzold hinzu – welcher mit andern schlechten Eigenschaften auch die eines hinterlistigen Diplomaten verband – »vielleicht bleiben

die am feindseligsten Gesinnten nicht bis zu der morgenden Berathung. Ihr braucht ja nicht *alle* ihre Unterschriften.«

»Das ist wahr,« entgegnete der Commissar, indem er den Gedanken festhielt. »Ganz recht – so soll es geschehen.«

Und mit diesem lakonischen Versprechen wendete er sich abermals zu den versammelten Häuptlingen.

»Brüder,« sagte er, indem er wieder den Ton annahm, in welchem er zuerst gesprochen hatte, »denn, wie der wackere Hänptling Holata gesagt hat, wir sind Alle Brüder. Warum sollen wir uns daher in Zorn von einander trennen? Euer Großer Vater würde sich sehr bekümmern, wenn er hörte, daß wir so von einander geschieden wären. Ich wünsche nicht, daß Ihr in dieser wichtigen Angelegenheit allzuschnell entscheidet. Kehrt in Eure Zelte zurück – berathet Euch unter einander selbst – besprecht die Sache mit Ruhe und Muße und laßt uns morgen wieder zusammenkommen. Der Verlust eines Tages wird für uns Beide nicht viel zu bedeuten haben. Morgen ist es Zeit genug, Eure Entscheidung abzugeben; bis dahin wollen wir Freunde und Brüder bleiben.«

Auf diese Anrede antworteten mehrere der Häuptlinge. Sie sagten, es sei »gut gesprochen« und sie wollten es so machen, und dann standen Alle auf, um sich von dem Platze zu entfernen. Ich bemerkte, daß in diesen Antworten einige Verwirrung herrschte. Die Häuptlinge waren in ihrer Zustimmung nicht einstimmig. Die, welche einwilligten, gehörten größtentheils der Partei Omatla an; aber

ich hörte auch einige der feindseligen Krieger, als sie von dem Platze hinwegschritten, laut ihre Absicht erklären, nicht wieder zu kommen.

ZWÖLFTES KAPITEL. TISCHGESPRÄCHE.

Bei Tische erfuhr ich so Mancherlei. Während der Wein fließt, spricht man sich viel freier aus und unter dem Einflusse des Champagners werden die Zungen der Weisten beweglich und schnell.

Der Commissar machte kein großes Geheimniß aus seinen eigenen Absichten sowohl als aus den Plänen des Präsidenten, obschon die Meisten von uns sie schon errathen hatten.

Er war etwas verstimmt über die Art und Weise, auf welche die Verhandlungen des Tages geendet hatten, denn er bedachte, daß sein Ruf als Diplomat darunter leiden müßte, ein Ruf, nach welchem alle Agenten der Regierung der Vereinigten Staaten eifrig trachteten.

Auch hatte er von Oceola und Andern persönliche Rücksetzung erfahren, denn der ruhige, kaltblütige Indianer verachtet den Mann von übereilter Gemüthsart, und diese Schwäche hatte der Agent mehrmals während dieses Tages kundgegeben.

Er fühlte sich geschlagen, gedemüthigt und aufgebracht gegen die Männer der Rothen Haut. Morgen schmeichelte er sich, sie die Macht seines Grolles fühlen zu lassen und ihnen zu zeigen, daß er, wenn er auch leidenschaftlich wäre, doch auch Festigkeit und Muth beweisen könne.

So wie er vom Weine erwärmt ward, sagte er dies auf halb prahlerische Weise und ward immer rückhaltloser und jovialer.

Was die Offiziere betraf, so kümmerten sie sich um die Civilpunkte des Falles sehr wenig und nahmen an der Discussion hierüber keinen großen Antheil. Ihre Vermuthungen und Meinungen drehten sich um die Wahrscheinlichkeit eines Kampfes.

Gab es Krieg oder keinen Krieg? Dies war die interessanteste Frage für die Männer vom Degen. Ich hatte viel Prahlgerei in Bezug auf unsere Ueberlegenheit und Herabsetzung der Stärke und des Muthes des in Auswicht stehenden Feindes angehört. In Bezug hierauf aber wurden auch abweichende Meinungen von einigen mit zu Tische sitzenden Offizieren gemacht, welche schon Erfahrung im Kampfe mit Indianern besaßen.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß Oceola's Charakter vielfach besprochen ward, und die Meinungen über den jungen Häuptling waren so verschieden wie Laster von Tugend. Einige erklärten ihn für den edlen Wilden, der er zu sein schien, die Mehrzahl aber war zu meinem Erstaunen anderer Ansteht. Betrunkener Barbar, Rinderdieb, Tiger und dergleichen Benennungen wurden freigebig über ihn ausgeschüttet.

Ich fühlte mich dadurch erbittert. Ich konnte diesen Anklagen nicht glauben. Ich bemerkte, daß die Meisten von Denen, welche dieselben aussprachen, verhältnismäßig Fremdlinge waren, die erst seit Kurzem dieses Land gesehen und nicht viel von der Vergangenheit des

Mannes wissen konnten, mit dessen Namen sie so wenig Umstände machten.

Die Ringzold's stimmten in die Verleumdung ein, ob-schon sie ihn genau kennen mußten. Ich begriff jedoch recht wohl, welche Beweggründe sie hatten.

Ich fühlte, daß ich dem Gegenstande der Conversa-tion ein Wort der Vertheidigung schuldig sei, und zwar aus zwei Gründen: Erstens war er abwesend und zweitens hatte er mir das Leben gerettet. Trotz der Zahl mei-ner Gegner konnte ich daher meiner Zunge nicht länger Schweigen gebieten.

»Meine Herren,« sagte ich, indem ich laut genug sprach, um die Aufmerksamkeit der Sprechenden auf mich zu lenken, »kann irgend einer von Euch diese An-klage gegen Oceola beweisen?«

Diese Aufforderung hatte ein verlegenes Schweigen zur Folge. Niemand konnte weder die Trunkenheit noch den Rinderdiebstahl noch die Betrügerei genau bewei-sen.

»Ha!« rief endlich Arens Ringzold mit seiner gellen-den, kreischenden Stimme, »Ihr seid also sein Vertheidiger, Lieutenant Randolph!«

»Ja, wenigstens so lange, bis ich bessere Beweise als bloße Behauptungen höre, daß er einer Vertheidigung nicht werth sei.«

»O, diese Beweise lassen sich leicht erlangen,« rief Ei-ner. »Jedermann weiß, was der Kerl ist und schon lange gewesen ist – ein Rinderdieb von Profession seit Jahren.«

»Da irrt Ihr Euch,« entgegnete ich diesem zuversichtlichen Sprecher. »Ich weiß Nichts davon. Wißt Ihr es, Sir?«

»Aus persönlicher Erfahrung allerdings nicht,« sagte der Ankläger, durch die plötzliche bestimmte Frage ein wenig eingeschüchtert.

»Da wir einmal vom Rinderdiebstahl sprechen, meine Herren, so kann ich Euch einen merkwürdigen Vorfall in dieser Beziehung erzählen, welcher mir erst gestern selbst passirte. Wenn Ihr es mir erlaubt, so will ich ihn Euch mittheilen.«

»Ja wohl, ja wohl; sei't so gut, uns die Sache zu erzählen.«

Da ich ein Fremder war, so schenkte man mir geduldiges Gehör.

Ich erzählte die Episode in Bezug auf die Rinder des Advocaten Grubb, nannte aber dabei keinen Namen.

Die Sache rief einige Sensation hervor. Ich sah, daß sie auf den Obercommandanten Eindruck machte, während der Commissar eine ärgerliche Miene zeigte, als ob es ihm lieber gewesen wäre, wenn ich geschwiegen hätte.

Die stärkste Wirkung aber äußerte meine Erzählung auf die Ringzold's, Vater und Sohn – Beide sahen bleich und unruhig aus. Vielleicht bemerkte dies Niemand weiter als ich, aber meine Wahrnehmung war deutlich und ich konnte nicht mehr daran zweifeln, daß Beide mehr von der Sache wüßten, als ich.

Die Conversation drehte sich zunächst um Ausreißer – um die Zahl der Neger, die sich unter den Indianerstämmen befänden und um den Einfluß, den sie im Falle eines Zusammenstoßes gegen uns ausüben würden.

Dies waren Themata von ernster Bedeutung. Es war eine bekannte Sache, daß es in der Reserve eine ziemliche Anzahl von Schwarzen und Gelben gab. Einige lebten hier als Ackerbauer – Andere als Viehzüchter, Manche durchstreiften auch mit der Büchse in der Hand die Savannen und Wälder, ganz nach Art der indianischen Jäger.

Die Sprecher schlugen ihre Anzahl verschieden an – die niedrigste Schätzung war 500, während Einige sie auf 1000 angaben.

Alle diese waren ganz gewiß bis auf den letzten Mann gegen uns. Gegen diese Behauptung ward Nichts eingewendet.

Einige meinten, diese entlaufenen Sclaven würden schlecht kämpfen; Andere meinten, sie würden sich tapfer vertheidigen, und diese Letztern sprachen mit mehr Grund.

Alle stimmten überein, daß sie dem Feinde eine mächtige Hülfe gewähren und uns dagegen viel zu schaffen machen würden, und Einige gingen so weit, daß sie sagten, wir hätten von den schwarzen Ausreißern mehr zu fürchten, als von den »rothen Ausreißern«. In diesem Ausdrucke lag ein Wortspiel.¹

¹Die Seminolen gehörten ursprünglich zu dem großen Stämme der Muscogees (Creeks). Nachdem sie sich aus unbekannten Gründen

Es ließ sich nicht bezweifeln, daß die Neger in dem bevorstehenden Kampfe mit zu den Waffen greifen würden, und eben so wenig, daß sie durchaus keine zu verachtenden Gegner waren. Ihre Bekanntschaft mit den Gewohnheiten des Weißen Mannes mußte sie in den Stand setzen, uns mancherlei Schaden zuzufügen.

Ueberdies ist der Neger durchaus kein Feigling und sein Muth ist oft erprobt worden. Man stelle in einem *naturlichen* Feinde – das heißt einem Geschöpfe von Fleisch und Blut, mit Flinte und Bajonnet bewaffnet – gegenüber, und der Neger ist nicht der Mann, welcher furchtsam zurückweicht. Anders ist es aber, wenn der Feind kein physischer ist, sondern der Welt Obeah's angehört. In der Seele des unaufgeklärten Sohnes Afrika's ist der Aberglaube allerdings stark. Er lebt in einer Welt von Geistern, Kobolden und Gespenstern, und seine Furcht vor diesen übernatürlichen Wesen ist wirkliche Feigheit.

Während die Conversation über die Schwarzen weiter fortgesetzt ward, konnte ich nicht umhin, die Gereiztheit zu bemerken, von welcher die Sprechenden beseelt waren – ganz besonders die Pflanzer in Civilkleidung. Einige wurden ganz entrüstet, ergingen sich in gemeinen Schmähungen und drohten den Ausreißern, welche eingefangen würden, mit der grausamsten Züchtigung. Sie

von diesen getrennt, zogen sie südwärts nach Florida und erhielten von ihren frühern Stammesgenossen den Namen, den sie jetzt tragen und welcher in ihrer Sprache einen Abtrünnigen oder Ausreißer bedeutet.

freuten sich über diese Aussicht auf Wiedererlangung ihres Eigenthums, aber eben so sehr auch über die Aussicht auf nicht ferne Rache. Man sprach von Erschießen, von Hängen, von Brennen und einer Menge anderer Folterqualen, welche diesem Lande des Südens eigen sind, und die auserlesenen Züchtigungen wurden dem unglücklichen Deserteur zugeschworen, welcher ihnen in die Hände fiele.

Wer entfernt von dergleichen Umgebungen und Meinungen lebt, kann sich von den moralischen Beziehungen zwischen Kaste und Farbe keinen rechten Begriff machen. Unter gewöhnlichen Umständen besteht zwischen Weiß und Schwarz kein Gefühl der Feindseligkeit, sondern eher das Gegentheil. Der Weiße Mann ist seinem farbigen Bruder freundlich geneigt, aber blos so lange, als sich Letzterer seinem Willen nicht widersetzt. Sobald der Schwarze – wenn auch nur im Mindesten – Widerstand leistet, so ist die Feindschaft sofort da. Von Gerechtigkeit und Milde ist keine Rede mehr, sondern blos von Rache. Dies ist eine allgemeine Wahrheit und leidet auf Jeden Anwendung, der einen Sclaven besitzt.

Ausnahmsweise ist das Verhältniß ein schlimmeres. Es giebt Weiße in den südlichen Staaten, welche das Leben eines Schwarzen als von geringem Werthe betrachten – von blos dem Werthe seines Marktpreises.

Ein Vorfall in der Lebensgeschichte des jungen Ringzold giebt mir hier einen veranschaulichenden Beleg an die Hand. Nur erst den Tag vorher hatte mein »Knappe«, der Schwarze Jake, mir die Sache erzählt.

Der junge Ringzold jagte mit einigen andern Knaben von seiner Bekanntschaft und von eben so zügelloser Gemüths- und Sinnesart im Walde. Die Hunde waren so weit vorangelaufen, daß man sie nicht mehr hörte, und Keiner konnte die Richtung angeben, welche sie eingeschlagen hatten. Es konnte Nichts nützen, weiter zu reiten, und die jungen Jäger machten daher Halt, sprangen aus den Sätteln und banden ihre Pferde an die Bäume.

Lange Zeit war von dem Bellen der Spürhunde Nichts zu hören und den Jägern ward die Zeit sehr lang. Wie sollten sie sich dieselbe vertreiben?

Zufällig war ein Negerknabe in der Nähe, welcher Holz hackte. Sie kannten den Knaben sehr gut; er war einer der Sclaven von einer benachbarten Pflanzung.

»Laßt uns einen Spaß mit dem Schwarzen machen,« schlug der Eine vor.

»Was für einen Spaß denn?«

»Wir wollen ihn zum Spaß aufhängen.«

Dieser Vorschlag rief natürlich ein allgemeines Gelächter hervor.

»Spaß bei Seite,« sagte der erste Sprecher, »io möchte wirklich wissen, wie lange ein Nigger das Hängen aushält, ohne geradezu daran zu sterben.«

»Ja, das möchte ich auch wissen,« entgegnete ein Zweiter. »Und ich auch,« setzte ein Dritter hinzu.

Der Gedanke fand Anklang; das Experiment versprach ihnen Unterhaltung zu gewähren.

»Nun, so laßt uns doch einen Versuch anstellen – das ist das beste Mittel, die Sache zu entscheiden.«

Der Versuch *ward* gemacht. Ich erzähle eine *Thatsache* – der unglückliche Knabe *ward* gepackt, man warf ihm eine Schlinge um den Hals und zog ihn an dem Aste eines Baumes hinauf.

Gerade in diesem Augenblicke rauschte ein Hirsch, mit den Hunden dicht hinterdrein, vorbei. Die Jäger eilten nach ihren Pferden und vergaßen in ihrer Aufregung, das arme Schlachtopfer ihres teuflischen Einfalls zu erlösen. Einer überließ dies dem Andern und Keiner that es.

Als die Jagd beendet war, kehrten sie nach dem Platze zurück. Der Negerknabe hing noch an dem Aste – er war todt!

Es fand eine gerichtliche Untersuchung statt, aber ein bloßes Possenspiel von einer Untersuchung. Sowohl der Richter als die Geschwornen waren die Verwandten der Verbrecher, und das Urtheil lautete dahin, daß der Neger *bezahlt werden solle!* Der Herr des Sclaven ward durch den Preis zufriedengestellt, der Gerechtigkeit war, wie man annahm, Genüge geschehen und Jake hatte Hunderte von weisen Christen gehört, welche wußten, daß die Geschichte in Wahrheit beruhte und sie dennoch als einen köstlichen Spaß belachten.

Als einen solchen pflegte Arens Ringzold sie oft zu erzählen.

Ihr jenseits des atlantischen Meeres hebt die Hände empor und ruft: »Entsetzen!« Ihr lebt in der Einbildung, daß Ihr keine Sclaven habt – daß dergleichen Grausamkeiten bei Euch nicht vorkommen. Da irrt Ihr Euch aber sehr. Ich habe hier blos einen Ausnahmefall erzählt – es

handelte sich hier blos um ein einzelnes Opfer. Land der Armenhäuser und der Gefängnisse – die Zahl *Deiner* Opfer ist Legion!

Das Gespräch über Ausreißer lenkte meine Gedanken sehr natürlich auf das andere und geheimnißvolle Abenteuer des gestrigen Tages, und nachdem ich ein paar Worte über dieses Ereigniß fallen gelassen, ward ich aufgefordert, es ausführlich zu erzählen.

Ich that dies und verlachte natürlich den Gedanken, daß der Meuchelmörder, welcher mir nach dem Leben getrachtet, der Gelbe Jake gewesen sein könne. Viele der Anwesenden kannten die Geschichte des Mulatten und die mit seinem Tode zusammenhängenden Umstände.

Was aber war der Grund, daß, als ich seinen Namen und die feierliche Behauptung meines Negers erwähnte, Arens Ringzold zusammenfuhr, bleich ward und seinem Vater einige Worte in's Ohr flüsterte?

DREIZEHNTES KAPITEL. DIE VERRÄTHERISCHEN HÄUPTLINGE.

Bald nacher stand ich von der Tafel auf und schlenderete hinaus in den Pallisadenraum. Es war jetzt nach Sonnenuntergang. Es war Befehl gegeben worden, daß Niemand das Fort verlassen solle; in der Meinung aber, daß dieser Befehl sich blos auf die gemeinen Soldaten bezöge, beschloß ich, ein wenig hinauszugehen. Der Impuls des Herzens trieb mich dazu. Im Lager der Indianer waren die Weiber der Häuptlinge und Krieger – ihre Schwestern

und Kinder – warum konnte nicht auch *sie* mit unter der Zahl sein?

Ich glaubte, sie sei da, obschon während dieses ganzen Tages meine Augen vergebens forschend umhergeschweift waren. Sie war nicht unter Denen, welche sich um die Conferenz gedrängt hatten, denn nicht ein einziges Gesicht war meinem forschenden Blicke entgangen.

Ich beschloß, das Lager der Seminolen aufzusuchen – unter die Zelte der Micosaucs zu gehen. Dort fand ich aller Wahrscheinlichkeit nach Powell – dort konnte ich auch Maümee wieder finden.

Es konnte keine Gefahr dabei sein, das Lager der Indianer zu betreten – selbst die feindseligen Häuptlinge standen noch in freundschaftlichen Beziehungen zu uns und Powell war ganz gewiß noch mein Freund. Er konnte mich gegen Gefahren oder Beleidigungen schützen.

Ich fühlte eine so gewaltige Sehnsucht, dem jungen Krieger die Hand zu drücken, daß ich schon dadurch allein bestimmt worden wäre, ihn aufzusuchen. Ich sehnte mich, das freundschaftliche Vertrauen der Vergangenheit zu erneuen, über jene wonnigen Zeiten zu sprechen, die Scenen unserer unschuldigen Freuden wieder in die Erinnerung zurückzurufen. Ganz gewiß hatten die strengerden Pflichten des Häuptlings und Anführers noch nicht ein Herz verstockt, welches einst sanft und liebenswürdig war. Allerdings war das Gemüth meines Freundes ohne Zweifel durch die Ungerechtigkeit des Weißen Mannes erbittert; ohne Zweifel fand ich ihn aufgebracht gegen unser Geschlecht – er hatte auch Recht – aber dennoch

fürchtete ich nicht, daß ich selbst keine Ausnahme von diesem Grolle sein würde.

Wie indessen auch der Ausgang sein mochte, so beschloß ich, meinen Freund aufzusuchen und ihm wieder die Hand der Freundschaft zu bieten.

Ich stand schon im Begriff, das Fort zu verlassen, als ein Ruf von dem Obercommandanten mich in sein Quartier beorderte. Mit einem Aerger gehorchte ich dem Befehle. Ich traf bei ihm den Commissar mit den Offizieren von höherem Range – die Ringzold's und mehrere andere angesehene Civilisten.

Als ich eintrat, bemerkte ich, daß sie so eben die Discussion über irgend einen zu verfolgenden Plan beendet hatten.

»Der Plan ist ganz vortrefflich,« bemerkte General Clinch, sich zu den Andern wendend, »aber wie sollen wir mit Omatla und dem Schwarzen Dreck¹ zu sprechen kommen? Wenn wir sie hierher rufen, so kann dies Verdacht erwecken. Sie können nicht unbemerkt in das Fort gelangen.«

»General Clinch,« sagte der ältere Ringzold – der listigste Diplomat von Allen – »wie wäre es, wenn Ihr und General Thompson *außerhalb* des Forts mit den befreundeten Häuptlingen zusammen kämet?«

»Ganz richtig,« unterbrach ihn der Commissar. »Ich habe auch schon daran gedacht. Ich habe einen Boten an

¹So ward Lusta Hajo spottweise von den Amerikanern genannt. Sein voller Name war Fuchta-Lusta-Hajo, was »Wahnsinniger schwarzer Thon« bedeutet.

Omatla gesendet, um ihn fragen zu lassen, ob er uns eine geheime Zusammenfunft gewähren kann. Es wird am besten sein, draußen mit ihm zu sprechen. Der Mann ist wieder da – ich höre ihn.«

In diesem Augenblicke trat ein Mann in's Zimmer, in welchem ich einen der Dolmetscher erkannte, welche bei der Conferenz thätig gewesen waren. Er flüsterte dem Commissar Etwas zu und entfernte sich dann wieder.

»Alles in Ordnung, meine Herren!« rief der Letztere, als der Dolmetscher wieder hinaus war. »Omatla wird binnen einer Stunde mit uns zusammen treffen. Der Schwarze Dreck wird auch mitkommen. Sie haben den Sink als den Platz bezeichnet. Er liegt nördlich vom Fort. Wir können ihn erreichen, ohne das Lager zu passiren, und brauchen nicht zu befürchten, beobachtet zu werden. Wollen wir gehen, General?«

»Ich bin bereit,« entgegnete Clinch, indem er seinen Mantel ergriff und über die Schultern warf. »Aber, General Thompson,« sagte er, indem er sich zu dem Commissar wendete, »wie steht es denn mit unsren Dolmetschern? Kann man ihnen ein Geheimniß von so großer Wichtigkeit anvertrauen?«

Der Commissar schien zu zögern.

»Es möchte nicht ganz gerathen sein,« antwortete er endlich, wie mit sich selbst sprechend.

»Hat Nichts zu sagen – hat Nichts zu sagen,« entgegnete Clinch; »ich glaube, wir können auch ohne sie fertig werden. Lieutenant Randolph,« fuhr er, sich zu mir

wendend, fort, »Ihr sprecht die Sprache der Seminolen geläufig, nicht wahr?«

»Geläufig gerade nicht, General, aber ich spreche sie.«

»Ihr könntet sie richtig übersetzen.«

»Ja, General, das glaube ich zu können.«

»Nun gut, das reicht hin. Kommt mit uns.«

Meinen Aerger darüber, daß mir auf diese Weise die Ausführung meines Vorhabens unmöglich gemacht ward, unterdrückend, folgte ich schweigend. Der Commissar ging voran, während der General, durch Mantel und schlichte Fouragiermütze unkenntlich gemacht, neben ihm herging.

Wir schritten zum Thore hinaus und wendeten uns dann nördlich um die Pallisade herum. Die Zelte der Indianer standen gegen Südwesten in unregelmäßigen Gruppen längs dem Rande eines breiten Gürtels von Hommock-Gehölz, welches sich in dieser Richtung hinzog. Eine zweite Reihe von Hommocks zog sich nach Norden hin und war von der ersteren durch Savannen und offene Tannenwälder getrennt.

Hier war der sogenannte Sink. Er war ziemlich eine halbe englische Meile von der Pallisade entfernt, in der Dunkelheit aber konnten wir ihn bequem erreichen, ohne von irgend einem Theile des Seminolenlagers bemerkt zu werden.

Bald langten wir an Ort und Stelle an. Die Häuptlinge waren schon vor uns da. Sie standen im Schatten der Bäume am Rande des Wassertümpels.

Mein Dienst begann nun. Ich hatte nicht erwartet, daß er so unangenehm sein würde.

»Fragt einmal Omatla, wie groß die Zahl seiner Leute ist, eben so wie der des Schwarzen Dreck und der andern Häuptlinge, welche hier vor uns stehen.«

Ich stellte die Frage, wie mir befohlen worden.

»Ein Drittel der ganzen Seminolen-Nation,« lautete die sofortige Antwort.

»Sagt ihm, daß die freundlich gesinnten Häuptlinge bei ihrer Ankunft im Westen zehntausend Dollars bekommen sollen, welche sie nach Gutedünken unter einander vertheilen können.«

»Es ist gut,« grunzten die Häuptlinge, als dieser Vorschlag ihnen auseinander gesetzt ward.

»Glauben Omatla und seine Häuptlinge, daß sämmtliche Häuptlinge morgen zugegen sein werden?«

»Nein – nicht Alle.«

»Welche von ihnen werden wahrscheinlich abwesend sein?«

»Der Micomico wird nicht da sein.«

»Ha! Weiß Omatla dies gewiß?«

»Ja, ganz gewiß. Onopa's Zelte sind abgebrochen. Er selbst hat den Platz schon verlassen.«

»Wo ist er hingegangen?«

»Zurück in sein Dorf.«

»Und seine Leute?«

»Die meisten sind mit ihm gegangen.«

Einige Augenblicke lang besprachen sich die beiden Generale leise mit einander. Sie standen ein wenig von

mir entfernt und ich hörte nicht, was sie sagten. Die eben erhaltene Mittheilung war von großer Wichtigkeit und schien sie nicht unzufrieden zu machen.

»Ist es wahrscheinlich, daß auch noch andere Häuptlinge morgen abwesend sein werden?« fragten sie nach einer Pause.

»Blos die von dem Stamme der Rothstecken.«¹

»Hoitle-Mattee?«

»Nein – dieser ist da – er wird bleiben.«

»Fragt sie, ob sie glauben, daß Oceola morgen bei der Conferenz sein werde?«

An der Spannung, mit welcher die Antwort hierauf erwartet ward, errieth ich, daß dies die interessanteste Frage von allen war. Ich stellte sie sofort.

»Wie!« riefen die Häuptlinge, als ob sie sich über diese Frage nur wundern könnten. »Die Aufgehende Sonne! O, der ist ganz gewiß da – er wird nicht eher fortgehen, als bis die Sache zu Ende ist.«

»Gut!« entgegnete der Commissar, wendete sich dann zu dem General und sprach wieder leise mit ihm.

Dies Mal aber hörte ich, was zwischen den Beiden gesprochen ward.

»Es scheint, General, als ob die Vorsehung uns in die Hände arbeitete. Mein Plan ist des Erfolges fast sicher.

¹Ein Name, den man den Micosaucs wegen ihrer Gewohnheit gegeben, rothe Stangen vor ihren Häusern aufzupflanzen, wenn sie in den Krieg ziehen. Ein ähnlicher Gebrauch besteht auch unter andern Stämmen; daher der von französischen Colonisten angewendete Name *Bâton rouge*.

Ein einziges Wort wird den unverschämten Schurken zu irgend einer Rohheit – vielleicht zu etwas noch Schlimmeren hinreißen – auf alle Fälle werde ich leicht einen Vorwand finden, ihn einzusperren. Jetzt, wo Onopa seine Leute hinweggeführt hat, werden wir für jeden Fall stark genug sein. Die Zahl der Feindseligen wird größer sein als die der Befreundeten, so daß die Schurken kaum daran denken werden, Widerstand zu leisten.«

»O, das brauchen wir nicht zu fürchten.«

»Gut – ist *er* einmal in unserer Gewalt, so wird der Widerstand zermalmt. Die Uebrigen werden sich schon fügen, denn ohne Zweifel ist hauptsächlich er es, welcher sie jetzt einschüchtert und von Unterzeichnung des Vertrages zurückhält.«

»Das ist wahr,« entgegnete Clinch in nachdenklichem Tone; »aber wie steht es mit der Regierung? Glaubt Ihr, daß sie ein solches Verfahren billigen werde?«

»Sie wird – sie muß –; meine letzte Depesche von dem Präsidenten giebt es fast zu verstehen. Wenn Ihr mit dem Schritte einverstanden seid, so nehme ich die Gefahr auf mich.«

»O, ich stelle mich unter Euern Befehl,« entgegnete der Obercommandant, der augenscheinlich mit den Ansichten des Commissars einverstanden war, aber keine Lust hatte, die Verantwortlichkeit dafür zu theilen. »Es ist meine Pflicht, den Willen der Executivgewalt zur Ausführung zu bringen. Ich bin zur Mitwirkung bereit.«

»Nun denn genug. Es wird Alles geschehen, wie wir es besprochen haben. Fragt einmal die Häuptlinge,« fuhr

der Sprecher zu mir gewendet fort, »fragt sie, ob sie sich fürchten, morgen zu unterzeichnen.«

»Nein – vor dem Unterzeichnen fürchten sie sich nicht, wohl aber vor den späteren Folgen.«

»Wie so?«

»Sie fürchten einen Angriff von der feindlichen Partei – ihr Leben wird in Gefahr kommen.«

»Was wünschen sie denn, das wir thun sollen?«

»Omatla sagt, wenn Ihr ihm und den andern Oberhäuptlingen erlauben wollt, einen Besuch bei ihren Freunden in Tallahassee abzustatten, so werden sie dadurch vor der Gefahr bewahrt bleiben. Sie können dort verweilen, bis die Auswanderung vor sich gehen soll. Sie versprechen, Euch in Tampa oder sonst wo, wohin Ihr sie rufen werdet, wieder zu treffen.«

Die beiden Generale beriethen sich mit einander – abermals flüsternd. Dieser unerwartete Vorschlag wollte überlegt sein.

Omatla setzte hinzu:

»Wenn uns nicht erlaubt wird, nach Tallahassee zu gehen, so können wir nicht zu Hause bleiben. Wir müssen uns dann unter den Schutz des Forts begeben.«

»Was Euren Besuch in Tallahassee betrifft,« entgegnete der Commissar, »so werden wir ihn überlegen und Euch morgen die Antwort mittheilen. Mittlerweile habt Ihr Nichts zu fürchten. Dies da ist der Kriegshäuptling der Weißen – er wird Euch beschützen.«

»Ja,« sagte Clinch, indem er sich stolz aufrichtete, »meine Krieger sind zahlreich und stark. Es sind deren

Viele im Fort und noch weit mehr unterwegs. Ihr habt Nichts zu fürchten.«

»Es ist gut,« entgegneten die Häuptlinge. »Wenn Zwigkeiten entstehen, so werden wir Euren Schutz suchen. Ihr habt ihn uns versprochen – es ist gut.«

»Fragt die Häuptlinge,« sagte der Commissar, dem noch eine Frage einfiel, »fragt sie, ob sie wissen, ob Holata-Mico zur morgenden Conferenz dableiben wird?«

»Das wissen wir nicht. Holata-Mico hat seine Absicht noch nicht erklärt. Wir werden es bald erfahren. Wenn er zu bleiben beabsichtigt, so werden seine Zelte stehen, bis die Sonne aufgeht; wo nicht, so werden sie abgebrochen werden, ehe der Mond untergeht. Der Mond neigt sich seinem Untergange zu – wir werden bald wissen, ob Holata-Mico gehen oder bleiben wird.«

»Die Zelte dieses Häuptlings sind wohl nicht von dem Fort aus sichtbar?«

»Nein, sie stehen unter den Bäumen.«

»Könnt Ihr uns eine Nachricht senden?«

»Ja, aber blos hierher; unser Bote würde gesehen werden, wenn er in das Fort hineinginge. Wir können selbst wieder hierher kommen und Einen von Euch treffen.«

»Das ist wahr – so ist es besser,« entgegnete der Commissar, dem dieser Vorschlag zu gefallen schien.

Es vergingen einige Minuten, während welcher die beiden Generale sich wieder leise mit einander unterredeten, indeß die Häuptlinge schweigend und unbeweglich wie Bildsäulen auf der Seite standen.

Der Obercommandant brach endlich das Schweigen.

»Lieutenant,« sagte er, »Ihr werdet hier bleiben, bis die Häuptlinge zurückkommen. Nehmt ihre Mittheilung in Empfang und bringt sie mir dann sofort in mein Quartier.«

Es wurden Begrüßungen ausgetauscht und die beiden Generale gingen auf dem nach dem Fort führenden Wege davon, während die Häuptlinge in der entgegengesetzten Richtung verschwanden. Ich blieb allein zurück.

VIERZEHNTES KAPITEL. SCHATTEN IM WASSER.

Allein mit meinen Gedanken – mit meinen bittern Gedanken.

Mehr als eine Ursache trug zu dieser Bitterkeit bei. Mein Vorhaben, dessen Ausführung ich mit so vielen Vergnügen entgegen gesehen, war vereitelt – mein Herz dürstete nach Kenntniß – nach Erneuung zärtlicher Bande; es ward von Zweifeln zerrissen und durch die immer länger dauernde Ungewißheit ermüdet.

Abgesehen hiervon ward mein Gemüth auch von andern Regungen beunruhigt. Ich empfand Widerwillen gegen die Rolle, welche ich so eben gespielt. Ich war zum Organ der Chikane und des Unrechtes gemacht worden. Beihülfe zu Verschwörung und Verrath war die erste That meiner kriegerischen Laufbahn gewesen, und obschon sie keine freiwillige war, so fühlte ich doch das Unangenehme der Pflicht und einen immer größeren Ekel gegen die Erfüllung derselben.

Selbst die herrliche Nacht war nicht im Stande, meine Gefühle zu beschwichtigen. Sie äußerte sogar eine entgegengesetzte Wirkung. Sturm und Ungewitter würden mit meiner Stimmung in besserem Einklange gestanden haben.

Und doch war es eine reizende Nacht. Auf der Erde wie in der Luft waltete der tiefste Frieden. Hier und da schwebten kleine weiße Wölkchen am Himmel, die aber so dünn waren, daß die dahinter segelnde Mondscheibe sich hinter einem durchsichtigen Schleier von Silbergaze zu bewegen schien, ohne einen einzigen Strahl von ihrem Glanze zu verlieren. Ihr Licht war außerordentlich glänzend und der Wald funkelte in demselben wie mit einer Million Spiegel behangen.

Um diesen Effect noch zu erhöhen, schwärmtten Feuerfliegen im Schatten der Bäume. Ihre roth, blau und gold leuchtenden Körper schossen bald in geraden Linien dahin, bald wirbelten sie auf- und abwärts und durch einander, als ob sie einen labyrinthischen Tanz aufführten.

Mitten in dieser funkelnden Umgebung lag der kleine See ebenfalls glänzend, aber wie plattirtes Glas – ein Spiegel in einem Goldrahmen.

Die Atmosphäre war erfüllt von den angenehmsten Wohlgerüchen. Die Nacht war kühl genug für menschliche Behaglichkeit, aber nicht kalt. Viele der Blumen schlossen ihre Kelche nicht, denn nicht alle waren Bräute der Sonne. Der Mond bekam seinen Anteil an ihren Süßigkeiten. Der Saffafras und die Lorbeerbäume blühten

und streueten ihren Duft umher, der sich mit dem Aroma des Anis und der Orange mischte.

Es herrschte Stille in der Atmosphäre, aber nicht Schweigen. In den südlichen Wäldern schweigt die Nacht niemals. Baumfrösche und Cicaden erheben ihr grellstes Geschrei, nachdem die Sonne untergegangen ist, und es giebt einen Vogel, der während der mondhellenden Stunden einen köstlichen Gefang ertönen läßt. Es ist der berühmte Spottvogel der amerikanischen Wälder. Auf einem hohen Baume, der am Rande des Wassertümpels stand, saß ebenfalls einer und schien mein unruhiges Gemüth durch seinen süßen Gesang beschwichtigen zu wollen.

Ich hörte auch noch andere Töne – das Geräusch der Soldaten in dem Fort, welches sich mit dem entfernteren des indianischen Lagers mischte. Dann und wann unterbrach eine lautere Stimme als die übrigen, fluchend, rufend der lachend, das eintönige Gemurmel.

Wie lange sollte ich wohl hier auf die Rückkehr der Häuptlinge warten müssen? Es konnte eine Stunde, zwei, auch mehr Stunden dauern. Bis zu einem gewissen Grade konnte ich mich nach dem Monde richten. Die Häuptlinge sagten, Holata werde entweder vor dem Untergange desselben oder gar nicht aufbrechen. In ungefähr zwei Stunden mußte die Sache also entschieden und ich des Wartens überhoben sein.

Ich hatte den halben Tag über gestanden. Die Füße schmerzten mich und ich setzte mich auf ein Felsenstück am Rande des Wassers.

Meine Augen schweiften über den Teich. Die eine Hälfte seiner Fläche lag im Schatten, die andere Hälfte ward von den Mondstrahlen versilbert, welche, das durchsichtige Wasser durchdringend, die weißen Muscheln und glänzenden Kiesel auf dem Boden sichtbar machten. Längs der Linie, wo Licht und Finsterniß sich begegneten, zeigten sich die Umrisse einiger stattlicher Palmen, deren hohe Stämme und gefiederte Kronen sich nach dem Nadir der Erde hinabzustrecken schienen, als ob sie einem andern und schöneren Firmamente unter meinen Füßen angehörten.

Die Bäume, deren Spiegelbild ich auf diese Weise sah, standen auf der Höhe eines Hügelrückens, der sich längs der westlichen Seite des Teiches hinziehend, die Strahlen des Mondes auffing.

Ich saß eine Zeit lang so da und betrachtete diesen Gegensatz zu dem Baldachin des Himmels, während meine Augen mechanisch die großen fächerartigen Zweige verfolgten.

Plötzlich bemerkte ich zu meiner Ueberraschung ein neues Bild auf dem Wasserspiegel. Eine Gestalt oder vielmehr der Schatten einer solchen erschien plötzlich unter den Stämmen der Palmen. Sie war aufrecht und augenscheinlich eine menschliche, obschon von vergrößerten Proportionen, ohne Zweifel eine menschliche Gestalt,

aber doch nicht die eines Mannes. Der kleine, anscheinend unbedeckte Kopf, die sanfte Rundung der Schultern, die weichen Wellenlinien des Körpers und die lange, weite Draperie, welche fast bis auf den Boden herabreichte, überzeugten mich, daß der Schatten der eines Weibes war.

Als ich den Schatten zuerst bemerkte, bewegte er sich unter den Stämmen der Palmen. Gleich darauf blieb er stehen und verharrte einige Secunden lang in dieser Stellung. Nun aber bemerkte ich die Eigenthümlichkeiten, welche das Geschlecht bezeichnen. Mein erster Impuls war, mich herumzudrehen und wo möglich die Gestalt zu sehen, welche diesen interessanten Schatten warf.

Ich befand mich an dem westlichen Rande des Teiches und der Hügelrücken war hinter mir. Wenn ich mich herumdrehete, so konnte ich die Höhe eben so wenig sehen, als die Palmen. Erhob ich mich auf meine Füße, so konnte ich sie immer noch nicht sehen, denn eine große Lebenseiche, unter welcher ich Platz genommen, schnitt die Aussicht ab. Ich trat schnell auf die eine Seite und nun standen sowohl die Umrisse des Hügelrückens als auch die Palmbäume vor meinen Augen, aber ich konnte keine Gestalt sehen, weder eine männliche noch eine weibliche.

Ich betrachtete den Hügelrücken sorgfältig, aber es war nichts Lebendes darauf zu sehen. Einige Zweige der Sagopalme, die längs des Kammes standen, waren die einzigen Formen, die ich wahrnehmen konnte.

Ich kehrte nach dem Platze zurück, auf welchem ich gesessen, nahm wieder dieselbe Stellung ein wie vorher und schauete wieder in das Wasser. Die Palmenschatten waren da, gerade so, wie ich sie verlassen, die Gestalt aber war verschwunden.

Es war weiter nichts Erstaunliches dabei. Ich glaubte keinen Augenblick lang, daß ich in einer Täuschung befangen gewesen sei. Es war Jemand auf dem Hügel gewesen – ein Weib, glaubte ich, und von den Bäumen gedeckt vorübergegangen.

Dies war die natürliche Erklärung Dessen, was ich gesehen, und natürlich befriedigte sie mich.

Gleichzeitig aber konnte die stumme Erscheinung nicht verfehlten, meine Neugier zu erwecken, und anstatt sitzen zu bleiben und träumerischen Betrachtungen nachzuhängen, stand ich auf und schaute und horchte mit gespannter Erwartung.

Wer konnte dieses Weib sein? Natürlich eine Indianerin. Es war nicht wahrscheinlich, daß eine Weiße an einem solchen Orte und zu einer solchen Stunde anzutreffen sein werde. Selbst die eigenthümlichen Umrisse des Schattens waren nicht die, welche von einer mit dem Gewande der Civilisation bekleideten Person geworfen worden wären. Ohne Zweifel war das Weib eine Indianerin.

Was machte sie aber an diesem einssamen Orte und allein? Diese Fragen waren nicht so leicht zu beantworten, und doch lag in der Anwesenheit einer Indianerin an diesem Orte nichts sehr Merkwürdiges.

Für die Kinder des Waldes ist die Zeit nicht Das, was sie für uns ist. Die Stunden der Nacht sind wie die des Tages – oft die Stunden der Thätigkeit oder des Genusses. Sie war vielleicht auf dem Wege nach dem kleinen See, um Wasser zu holen, um ein Bad zu nehmen. Oder vielleicht war es eine Liebende, welche in dem stillen Schatten dieses abgelegenen Haines ihrem Geliebten eine Zusammenkunft versprochen.

Rlöglich fuhr mir ein Stich, wie von einem vergifteten Pfeil durch's Herz. *War es vielleicht Maümee?*

Die Unruhe, welche diese Vermuthung in mir erweckte, war unbeschreiblich. Den ganzen Tag über war ich das Opfer mißtrauischer Regungen gewesen, die ihren Grund hauptsächlich in einigen wenigen Worten hatten, die den Lippen eines jungen Offiziers entfallen waren und welche ich zufällig gehört. Sie bezogen sich auf ein schönes Mädchen unter den Indianern, welches, wie es schien, in dem Fort sehr wohl bekannt war, und ich bemerkte, daß der Ton des jungen Mannes ein entweder triumphirender oder prahlerischer war.

Ich hörte aufmerksam auf jedes Wort und beobachtete nicht blos das Gesicht des Sprechenden, sondern auch das seiner Zuhörer, um zu erfahren, in welche von diesen beiden Kategorieen ich ihn zu stellen hätte. Seine Eitelkeit schien ein Opfer gebracht zu haben wenigstens erklärte er dies selbst, und seine Zuhörer, oder wenigstens die Meisten derselben, schienen an sein gutes Glück zu glauben. Es ward kein Name genannt – keine Andeutung gegeben, welche mich in den Stand gesetzt hätte, den

Gegenstand des Gesprächs mit meinen eigenen Gedanken in Verbindung zu bringen; daß aber das Mädchen eine Indianerin und eine Schönheit war, das waren Punkte, welche mein eifersüchtiges Herz beinahe als zur Ueberzeugung hinreichend betrachtete.

Ich hätte mir leicht Beruhigung verschaffen können. Ein Wort, eine einfache Frage würde mir die Kenntniß verschafft haben, nach welcher ich dürstete; doch wagte ich nicht, dieses Wort zu sagen. Ich zog es vor, lange Stunden – einen ganzen Tag – auf der Folter der Ungewißheit und des Argwohnes zu liegen.

Auf diese Weise war ich vorbereitet auf die peinlichen Muthmaßungen, welche in mir erwachten, als ich diese Gestalt im Wasserspiegel sah.

Der Schmerz war von kurzer Dauer, denn die Linderung erfolgte fast augenblicklich. Eine dunkle Gestalt glitt um den Rand des kleinen Sees herum und trat, kaum sechs Schritte von dem Platze entfernt, auf dem ich stand, in den hellen Mondschein heraus. Ich sah sie vollkommen und deutlich. Es war ein Weib – eine Indianerin, aber nicht Maümee.

FÜNFZEHNTES KAPITEL. HAJ-EWA.

Ich sah vor mir ein Weib von mittlern Jahren – zwischen dreißig und vierzig – ein großes, starkes Weib, welches einst schön gewesen sein mußte. Sie war die Ruine einer Schönheit, deren Umrisse nicht verwischt werden konnten – gleich der Bildsäule einer griechischen Göttin, welche von den Händen eines Vandalen zertrümmert

worden, aber von der selbst noch die Bruchstücke Gegenstände von unschätzbarem Werthe sind.

Nicht als ob ihre Reize alle entschwunden gewesen wären. Es giebt Männer, welche vorzugsweise diese Reife bewundern – für diese wäre sie ein Gegenstand unvergleichlichen Glanzes gewesen. Die Zeit hatte diese runden Arme und die elliptischen Umrisse der stattlichen Büste noch nicht beeinträchtigt. Ich konnte dies beurtheilen – denn sie stand vor meinen Augen in dem hellen Mondscheine, nackt vom Hals bis zum Gürtel, wie in der Stunde der Kindheit. Nur das schwarze wildverworrene, über die Schultern herabhängende Haar bildete eine theilweise Hülle.

Auch dieses hatte die Zeit noch unberührt gelassen, denn in der ganzen Fülle rabenschwarzer Flechten war auch noch nicht ein einziger Silberfaden zu erblicken.

Die Zeit konnte auch die schönen Umrisse des Gesichts nicht berühren. Die Form des Kinns, das Oval dieser Lippen, die Adlernase, die hohe glatte Stirn, das Auge – ha! was ist mit diesem Auge? Was bedeutet dieses gespenstische Funkeln? dieser wilde, stiere Blick? Ha! dieses Auge – barmherziger Himmel! das Weib ist wahnsinnig!

Ach es war nur zu wahr, sie war wahnsinnig. Ihr Blicke würde selbst einen zufälligen Beobachter überzeugt haben, daß die Vernunft hier nicht mehr auf ihrem Throne saß. Ich aber brauchte nicht erst in ihr Auge zu blicken. Ich kannte die Geschichte ihres Unglücks, ihrer Leiden. Es war nicht das erste Mal, daß ich diese Gestalt sah –

mehr als ein Mal hatte ich Haj-Ewa,¹ der wahnsinnigen Königin der Micosaucs, gegenüber gestanden.

So schön sie auch war, so hatte ich doch vor ihrer Nähe Furcht, ja sogar Entsetzen empfinden können, und zwar um so mehr, als ich bemerkte, daß ihr Halsband eine grüne Schlange, daß der Gürtel, der ihren Leib umschloß und in dem Mondlichte so glitzerte, der Körper einer ungeheuern lebendigen, sich krümmenden Klapperschlange war. Ja, beide waren lebendig – die kleinere Schlange, die sie um den Hals gewunden und welche den Kopf auf ihrer Brust ruhen ließ, und eben so das noch gefährlichere Thier, welches sie um ihren Leib geknüpft. Der klappernde Schwanz des Thieres hing an der Seite herunter, während der in ihrer Hand ruhende, durch ihre Finger ragende Kopf ein Paar Augen zeigte, welche funkelten, wie Diamanten.

Auf dem Kopfe trug Haj-Ewa weiter keine Decke, als welche die Natur ihr gegeben, aber diese dichten schwarzen Flechten gewährten ausreichenden Schutz gegen Sonnenhitze und Sturm. An ihren Füßen trug sie Moccasins; diese aber wurden von der langen »Hunna« verdeckt, welche bis auf den Boden herabreichte.

¹Buchstäblich »verrücktes Weib«, von *Hajo*, verrückt, wahnsinnig und *Ewa* oder *Awah*, Weib. Philologen haben auf die Aehnlichkeit dieses Muscogee-Wortes mit dem hebräischen Namen der Mutter des Menschengeschlechts aufmerksam gemacht.

Dies war das einzige Gewand, welches sie trug. Es war verschwenderisch mit Perlen und Stickerei, mit dem bunten Gefieder des grünen Papagei's, der Haut der Sommerente und dem Pelze verschiedener wilder Thiere geschmückt. Es war um ihren Leib herum befestigt, obschon nicht durch den bereits beschriebenen Gürtel.

In der That hätte ich also wohl Schrecken und Entsetzen fühlen können, wenn diese eigenthümliche Erscheinung mir neu gewesen wäre; aber ich hatte Alles schon früher gesehen – die grüne Schlange und den *crotalus*, die langen herabhängenden Flechten, das wilde Blitzen dieses wahnsinnigen Auges – Alles hatte ich schon gesehen und ich wußte, daß Alles unschädlich und harmlos war – wenigstens für mich. Ich wußte das und hatte daher keine Furcht.

»Haj-Ewa!« rief ich, als sie auf mich zukam.

»J-e-ela!«¹ rief sie mit dem Ausdrucke der Ueberraschung. »Der junge Randolph, Kriegshäuptling unter den bleichen Gesichtern! Ihr habt also die arme Haj-Ewa nicht vergessen?«

»Nein, Ewa. Was sucht Ihr hier?«

»Euch selbst, kleiner Mico.«

»Ihr sucht mich?«

»Nein, ich habe Euch gefunden.«

»Und was wollt Ihr von mir?«

»Ich will Euch blos das Leben retten, Euer junges Leben, schöner Mico – Euer gutes Leben – Euer kostbares

¹Ein gewöhnlich langgedehnter Ausdruck des Erstaunens.

Leben – ach, kostbar für sie, den armen Vogel des Waldes! Ah! auch für mich gab es eins, welches kostbar war, aber das ist schon lange, lange her, ho! ho! ho!

»O, warum vertraute ich dem geliebten bleichen Gesicht?

»Ho, ho, ho!

»Warum kam ich mit ihm zusammen im wilden, einsamen Wald?

»Ho, ho, ho!

»Warum schenkte ich Gehör seiner lügenden Zunge,

»Die mein Herz vergiftete, als mein Leben noch jung war?

»Ho, ho, ho!¹

»Nieder, *chitta mico!*² rief sie, sich in ihrem wilden Gesange unterbrechend und die Klapperschlange anredend, welche, durch meine Gegenwart gereizt, den Kopf hervorstreckte und Kennzeichen von Wuth von sich gab; »nieder, großer König der Schlangen! Es ist ein Freund, obschon im Gewande eines Feindes. Ruhig! oder ich zerstrete Dir den Kopf!«

¹Buchstäblich: Ja, ja, ja!

²»Häuptling der Schlangen.« – Die Klapperschlange wird so von den Seminolen genannt, weil sie die merkwürdigste und größte Schlange in ihrem Lande ist. Sie haben vor diesem Thiere eine abergläubische Furcht.

»J-e-ela!« rief sie wieder, wie von einem neuen Gedanken betroffen. »Ich verschwende die Zeit mit meinen alten Liedern. Er ist dahin! er ist dahin! Sie können mir ihn nicht wiederbringen. Nun, junger Mico, weißhalb war ich denn gekommen? weißhalb war ich denn gekommen?«

Während sie diese Fragen aussprach, legte sie die Hand an die Stirn, wie um ihr Gedächtniß zu unterstützen.

»Ha, jetzt fällt's mir wieder ein. *Halwuk!*¹ Ich verliere die Zeit. Ihr könnt ermordet werden, junger Mico – Ihr könnt ermordet werden, und dann. – Geht schnell, schnell, daß Ihr fortkommt. Zurück nach dem Topekee.² Schließt Euch ein; bleibt unter Eurem Volke, entfernt Euch nicht von Euren blauen Soldaten. Schweift nicht im Walde umher. Euer Leben ist in Gefahr.«

Alles Dies ward in einem eindringlichen Tone gesprochen, welcher mich in Erstaunen setzte. Mehr als erstaunt, begann ich einige Unruhe zu empfinden, denn ich hatte das Attentat von gestern nicht vergessen. Ueberdies wußte ich, daß es Zeiten gab, wo dieses seltsame Weib nicht unbedingt wahnsinnig war. Sie hatte ihre lichten Augenblicke, während welcher sie vernünftig sprach und handelte, und zwar oft mit außerordentlicher Intelligenz. Es konnte dies jetzt einer dieser Augenblicke sein. Vielleicht hatte sie Kenntniß von einem Anschlage gegen

¹Es ist schlecht.

²Fort.

mein Leben und war, wie sie sagte, gekommen, um ihn zu vereiteln.

Aber wer war mein Feind? Und wie konnte sie von dem Plane eines solchen unterrichtet worden sein?

Um dies zu ermitteln, sagte ich zu ihr:

»Ich habe keinen Feind, Ewa – warum sollte mein Leben in Gefahr sein?«

»Ich sage Euch aber, schöner Mico, daß dies der Fall ist – Ihr habt Feinde. *J-e-ela!* Wißt Ihr es denn nicht?«

»Ich habe in meinem Leben keinem Rothen Manne Etwas zu Leide gethan.«

»Roth – habe ich vom Rothen Manne gesprochen? *Coo-ree!*¹ Schöner Randolph, in dem ganzen Lande der Seminolen giebt es keinen Rothen Mann, der Euch auch nur ein Haar krümmen würde. O wenn es einer thäte, was würde dann die Aufgehende Sonne sagen? Er würde ihn verzehren wie ein Waldbrand. Fürchtet nicht die Rothen Männer, Euere Feinde sind nicht von dieser Farbe.«

»Ha! Nicht die Rothen Männer – wen denn?«

»Einige Weiße, einige Gelbe..«

»Unsinn, Ewa! Ich habe niemals einem Weißen Manne Grund gegeben, mein Feind zu sein.«

»*Chepawnee!*² Ihr seid wie ein junges Hirschkalb, dem seine Mutter Nichts von den wilden Thieren gesagt hat, welche im Walde umherschweifen. Es giebt gottlose Menschen, welche Feinde sind, ohne Ursache dazu zu haben.

¹Nein.

²Knabe.

Es giebt Menschen, welche Euch nach dem Leben trachten, obschon Ihr ihnen niemals Etwas zu Leide gethan habt.«

»Aber wer sind sie? Und aus welchem Grunde?«

»Fragt nicht, *Chepawnee!* Es ist jetzt keine Zeit dazu. Genug, wenn ich Euch sage, Ihr seid der Besitzer einer großen Plantage, wo schwarze Männer die blaue Farbe machen. Ihr habt eine schöne Schwester – eine sehr schöne Schwester. Ist sie nicht wie ein Strahl von jenem Monde? Und ich war einst auch schön – er sagte es. – Ach, es ist ein Unglück, schön zu sein – ho! ho! ho!

»O, warum vertraute ich dem geliebten bleichen Gesicht?

»Ho! ho! ho!

»Warum kam ich mit ihm zusammen? –

»*Halwuk!*« rief sie, sich plötzlich unterbrechend, »ich bin von Sinnen, aber ich habe Gedächtniß. Geht schnell, daß Ihr fortkommt. Ich sage Euch, geht. Ihr seid blos ein *Echochee*¹ und die Jäger sind Euch auf der Spur. Zurück nach dem *Topekee* – geht! geht!«

»Ich kann nicht, Ema. Ich habe Befehl, hier zu bleiben. Ich muß warten, bis Jemand kommt.«

»Bis Jemand kommt! *Halwuk!* Sie werden bald kommen.«

»Wer denn?«

»Eure Feinde. – Die, welche Euch umbringen möchten, und dann wird das schöne Reh bluten, die arme Taube

¹Rehkalb.

bluten – ihr armes Herz wird bluten – sie wird den Verstand verlieren – sie wird sein wie Haj-Ewa.«

»Von wem sprecht Ihr?«

»Von – Doch still! still! still! Es ist zu spät – sie kommen – sie kommen. Seht ihre Schatten auf dem Wasser!«

Ich schaute hin, während Haj-Ewa zeigte. Ganz gewiß waren Schatten auf dem Wasser, gerade da, wo ich den ihrigen gesehen. Es waren die Gestalten von Männern – vier waren es. Sie bewegten sich unter den Palmbäumen den Hügelrücken entlang.

Nach wenigen Secunden verschwanden die Schatten. Die Männer waren den Abhang hinunter gestiegen und nun in das Gehölz hinein.

»Es ist zu spät,« flüsterte die Wahnsinnige, die aber jetzt augenscheinlich im vollen Besitze ihres Verstandes war. »Ihr dürft nicht wagen, in den offenen Wald hinauszugehen. Sie würden Euch sehen – ihr müßt in dem Dickicht bleiben. Da!« fuhr sie fort, indem sie mich bei dem Handgelenke faßte und mit einem kräftigen Rucke an den Stamm der Lebenzeiche zerrte; »dies ist Eure einzige Aussicht auf Rettung. Schnell – steigt hinauf – versteckt Euch unter dem Moose. Sei's still – röhrt Euch nicht, bis ich wiederkomme, *Hinklas!*¹«

Mit diesen Worten trat meine seltsame Rathgeberin in den Schatten des Baumes zurück, glitt von hier in das schattige Dickicht des Gehölzes und entschwand meinen Blicken. Ich war ihrer Weisung gefolgt und saß jetzt auf

¹Es ist gut – es ist recht so.

einem der großen Aeste der Lebenseiche, durch Festons von silberner *Tillandsia* den Augen eines Untenstehenden vollkommen verborgen.

Diese Schlingpflanzen, die auch von den noch höher befindlichen Aesten herabhingen, umgaben mich wie Vorhänge von dichter Gaze und hüllten meinen ganzen Körper vollständig ein, während ich selbst die Aussicht auf den kleinen See behielt, wenigstens auf die Seite, auf welcher der Mond schien. Eine kleine Oeffnung zwischen den Blättern machte mir dies möglich.

Anfangs glaubte ich, ich spielte eine sehr lächerliche Rolle. Die Geschichte von Feinden und daß mein Leben in Gefahr sei, war im Grunde genommen vielleicht weiter Nichts, als irgend eine verrückte Idee der armen Wahnsinnigen.

Die Männer, deren Schatten ich gesehen, konnten die zurückkehrenden Häuptlinge sein. Wahrscheinlich kamen sie zu der Stelle, wo ich versprochen, sie zu erwarten, und wenn sie mich nicht fanden, so gingen sie wieder fort.

Welche Meldung sollte ich nun in das Hauptquartier überbringen? Die Sache war wirklich sehr lächerlich und für mich konnten die Folgen schlimmer als lächerlich sein.

So bei mir denkend, fühlte ich mich stark versucht, wieder von dem Baume hinabzuklettern und den Männern – mochten sie sein wer sie wollten – gegenüber zu treten.

Andere Gedanken hinderten mich jedoch hieran. Die Häuptlinge waren blos ihrer zwei, hier aber sah ich vier Schatten. Allerdings konnten die Häuptlinge von einigen ihrer Leute begleitet sein – der größeren Sicherheit für sich selbst halber auf einem so verrätherischen Wege – aber ich hatte bemerkt, als die Schatten über den Wasserspiegel gingen – und trotz der Schnelligkeit, mit welcher sie sich bewegten, daß es *nicht die von Indianern* waren. Ich bemerkte keine hängende Draperie, keine Federbü sche. Im Gegentheile war es mir, als trügen sie *Hüte* auf den Köpfen, so wie sie nur von weißen Männern getragen werden.

Diese Eigenthümlichkeit war es eben, welche mich so geneigt machte, den Aufforderungen Haj-Ewa's Folge zu leisten.

Auch noch andere Umstände hatten nicht verfehlt, Eindruck auf mich zu machen. Die seltsamen Behauptungen der Indianerin – ihre Kenntniß von gewissen Ereignissen und die sonderbaren Anspielungen auf gewisse Personen – der Vorfall des gestrigen Tages – alles Dies zusammen genommen bestimmte mich, auf meinem Platze wenigstens noch für die nächsten Minuten auszuharren. Vielleicht ward ich aus meiner unangenehmen Lage eher erlöst, als ich erwartete.

Ohne Bewegung, fast ohne zu athmen, blieb ich auf meinem Sitze, sah mich sorgfältig so viel als möglich nach allen Seiten um und lauschte auf jedes Geräusch.

Meine Ungewißheit war von kurzer Dauer. Die Schärfe meiner Augen ward durch einen Anblick und die meiner

Ohren durch Worte belohnt, bei welchen mir das Blut in den Adern erstarre.

Binnen fünf Minuten erhielt ich Kenntniß von einer Verruchtheit des menschlichen Herzens, welche an Ungeheuerlichkeit Alles übertraf, was ich jemals gelesen oder gehört.

Vier Dämonen gingen, einer hinter dem andern, an mir vorüber – Dämonen ohne Zweifel, denn ihre Blicke, welche ich wohl bemerkte – ihre Worte, die ich hörte – ihre Geberden, die ich sah – ihre Anschläge, mit welchen ich in dieser Stunde bekannt ward – berechtigten sie vollständig zu dieser Benennung.

Sie kamen um den kleinen See herum. Ich sah ihre Gesichter eins nach dem andern, so wie sie in den Mondschein heraustraten.

Zuerst erschien das bleiche Gesicht des jungen Pflanzers Arens Ringzold, sodann die unheimlich markirten Züge Ned's Spence und dann das plumpe, rohe Gesicht des Raufbolds Williams.

Es waren ja aber *vier* – wer war denn der Vierte?

Träume ich? – Täuschen mich meine Augen? – Ist es eine Wirklichkeit? Ist es eine Täuschung? haben meine Sinne sich verwirrt – oder ist es blos eine Aehnlichkeit?

Nein – nein – nein! Es ist keine Aehnlichkeit, es ist kein Doppelgänger, sondern der Mann selbst! Dieses schwarze gekräuselte Haar, diese dunkle Haut, die Gestalt, der Gang – Alles läßt keinen Zweifel weiter zu: *es ist der Gelbe Jake!*

SECHZEHNTES KAPITEL. EIN COMPLOTT.

Diese Persönlichkeit bezweifeln wollen, hätte an der Richtigkeit meiner Sinne zweifeln heißen – der Mulatte stand vor mir – gerade so, wie er in meiner Erinnerung lebte – obschon in anderer Kleidung und vielleicht am Körper etwas stärker geworden. Die Züge aber waren dieselben – das Ensemble war ganz dasselbe, wie das, welches der Gelbe Jake, der ehemalige Holzhauer unserer Pflanzung, darbot.

Und dennoch, wie war es *möglich*, daß er es war, und noch dazu in Gesellschaft von Arens Ringzold, eines der thätigsten seiner ehemaligen Verfolger? Nein, nein, nein; es war ganz und gar unwahrscheinlich – es war unmöglich! Ich mußte mich also getäuscht haben, meine Augen mußten mich trügen – denn so gewiß als ich einen Menschen sah, sah ich hier Jake, den Mulatten, vor mit. Er stand nicht zwanzig Fuß von dem Platze entfernt, wo ich versteckt war. Sein Gesicht war voll gegen mich gewendet, und der Mond schien darauf mit einem Glanze, welcher kaum geringer war, als das Licht des Tages. Ich bemerkte den alten teuflischen Ausdruck in seinen Augen und beobachtete das Spiel seiner Züge. Es war der Gelbe Jake.

Um diesen Eindruck zu bestärken, entsann ich mich, daß trotz aller Gegenvorstellungen und alles Spottes der Schwarze hartnäckig bei seiner Geschichte geblieben

war. Er hatte von keiner auf Aehnlichkeit sich gründenden Täuschung Etwas wissen wollen. Er hatte den Gelben Jake oder seinen Geist gesehen. Dies war sein fester Glaube, und ich war nicht im Stande gewesen, ihn zu erschüttern.

Ich entsann mich jetzt auch noch eines anders weiten Umstandes, nämlich des seltsamen Benehmens der Ringzold's während des Gespräches nach Tische – der Geberde, welche Arens gemacht, als ich den Namen des Mulatten nannte. Sie hatte damals meine Aufmerksamkeit erregt, aber was mußte ich nun denken?

Hier stand ein Mann, den man todt glaubte, in Gesellschaft von drei andern, welche damals seinen Tod verlangt – von welchen Einer gerade der allereifrigste seiner Henker gewesen, und gleichwohl standen jetzt alle Vier auf die vertraulichste Weise beisammen. Wie sollte ich mir in einem und demselben Augenblicke diese wunderbare Auferstehung und Aussöhnung erklären?

Ich konnte sie mir nicht erklären – sie war ein zu complicirtes Geheimniß, als daß es durch wenige Augenblicke Nachdenken hätte gelös't werden können, und es wäre mir dies auch nicht gelungen, wenn nicht die betreffenden Personen selbst einigen Aufschluß gewährt hätten.

Ich war bei dem einzigen natürlichen Schlusse angelangt – und, dieser war, daß der Mulatte trotz der vollkommenen Aehnlichkeit *dennoch der Gelbe Jake gar nicht sein könne.*

Dadurch ward natürlich auf gewisse Weise Alles erklärt, und wären die vier Männer, ohne mit einander zu sprechen, wieder fortgegangen, so würde ich mich mit dieser Hypothese begnügt haben. Aber sie gingen nicht eher wieder fort, als bis sie mir Gelegenheit gegeben, eine Unterredung mit anzuhören, durch welche ich erfuhr, daß nicht blos der Gelbe Jake *sich noch unter der Zahl der Lebenden befand*, sondern auch, daß Haj-Ewa die Wahrheit gesprochen, als sie mir sagte, mein Leben sei in Gefahr.

»Verdammmt, er ist nicht hier – und doch, wo könnte er hin sein?«

Diese Frage that Arens Ringzold und zwar im Tone ärgerlicher Ueberraschung.

Es ward also Jemand gesucht, den man nicht fand. Wer dieser Jemand war, erhellt aus den Worten des nächsten Sprechers.

Es trat eine Pause ein und dann schlug Bill Williams' Stimme an mein Ohr, die ich mit leicherer Mühe erkannete, da ich sie ja erst am Tage vorher gehört.

»Wißt Ihr auch gewiß, Master Arens, daß er nicht mit dem General wieder in das Fort zurückgekehrt ist?«

»Das weiß ich ganz gewiß,« entgegnete Master Arens. »Ich stand am Thore, als sie wiederkamen – es waren blos ihrer Zwei – der General und der Commissar. Die Hauptfrage aber ist, ob er den Hommock zugleich mit ihnen verlassen hat. In dieser Beziehung sind wir nicht achtsam genug gewesen. Wir hätten eher hier sein sollen. Aber wer zum Teufel konnte denn denken, daß er

zurückbleiben würde? Wenn ich dies gewußt hätte, so – Du sagst,« fuhr er, sich zu dem Mulatten wendend, fort, »Du sagst, *Jake*, Du kämest direct aus dem Lager der Indianer? Er ist Dir doch nicht etwa unterwegs begegnet?«

»*Carajo!* Sennor Arens! Nein!«

Die Stimme, der alte bekannte spanische Fluch, gerade so, wie ich ihn in meiner früheren Jugend gehört! Wenn noch ein Zweifel an der Persönlichkeit des Mulatten in mir bestanden hatte, so war er nun verschwunden. Das Zeugniß meiner Ohren bestätigte das meiner Augen. Der Sprecher war der Gelbe Jake.

»Ich komme stracks aus dem Lager der Seminolen. Es hätte keine Katze an mir vorüber kommen können, ohne daß ich sie gesehen hätte, Zwei Häuptlinge begegneten mir; ich versteckte mich unter den Palmettos, und sie haben mich nicht gesehen. *Carrambo*, nein!«

»Der Teufel hole die ganze Sache. Wo kann er nur hin sein? Hier ist keine Spur von ihm. Ich weiß, daß er *Grund haben konnte*, bei den Indianern einen Besuch abzustatten – das weiß ich – aber wie hat er nur dorthin gelangen können, ohne daß Jake ihn gesehen hat? Was könnte ihn abgehalten haben, den andern Weg zu gehen?«

»Ueber die offene Ebene?«

»Ja wohl – dorthin.«

»Nein – das ist nicht wahrscheinlich. Die Sache läßt sich blos auf *eine* Weise erklären. Er muß mit dem General bis an das Thor und dann längs der Pallisade an dem Hause des Garkochs vorübergegangen sein – das ist sehr leicht möglich.«

Ringzold sagte dies, wie mit sich selbst sprechend.

»Zum Teufel!« rief er im Tone der Ungeduld, »eine solche Gelegenheit wird sich uns nicht sogleich wieder darbieten.«

»O, fürchtet das nicht, Master Arens,« sagte Williams, »fürchtet das nicht. Es werden sich noch viele dergleichen Gelegenheiten darbieten, glaube ich.«

»Wir werden Gelegenheit machen,« setzte Spence, welcher jetzt zum ersten Male sprach, nachdrücklich hinzu.

»Ja, aber hier war eine Gelegenheit für *Jake*, denn dieser muß den Streich ausführen. Von Euch Beiden darf sich Keiner daran betheiligen. Es könnte herauskommen, und dann kämen wir Alle in eine niedliche Patsche. Jake dagegen kann es thun, ohne daß Schaden oder Gefahr für ihn daraus hervorgeht, denn er ist *todt*, wißt Ihr, und das Gesetz kann ihn nicht erreichen. Ist es nicht so, mein gelber Junge?«

»*Carrambo! Si, sennor*; habt nur keine Furcht, Don Arens Ringzold. Es soll nicht lange dauern, so wird Jake wieder eine Gelegenheit finden. Jake wird Euch von einem Feinde befreien – Ihr sollt nie wieder Etwas von ihm hören; bald wird Gelbe Jake wieder Gelegenheit finden. Gestern hat er gefehlt. Aber Flinte war schlecht, Don Arens – ganz schlecht.«

»Er ist noch nicht in das Fort zurückgekehrt,« bemerkte Ringzold wieder, wie halb mit sich selbst sprechend. »Ich glaube es wenigstens nicht. Wenn er aber nicht im Fort ist, so muß er im Indianerlager sein und wird während

der Nacht in das Fort zurückkehren. Vielleicht wenn, der Mond untergegangen ist. Er muß dann in der Dunkelheit den freien Platz passiren. Du hörst, Jake, was ich sage.«

»*Si, senor;* Jake hört Alles.«

»Und Du wirst diesen Wink zu benutzen wissen, wie?«

»*Carrambo! Si, senor.* Jake weiß.«

»Nun gut – jetzt müssen wir wieder zurückkehren. Höre, Jake – wenn –«

Hier sank die Stimme des Sprechers zu einem halben Flüstern herab und ich konnte nicht hören, was weiter gesprochen ward. Dann und wann wurden einzelne Redesätze so laut gemurmelt, daß ich in Verbindung mit Dem, was ich schon erlauscht, in den Stand gesetzt ward, Etwas von ihrer Bedeutung zu verstehen. Zu wiederholten Malen hörte ich den Namen Viola's, der Quadronin, und den meiner Schwester nennen, und hörte Worte wie – »nur er steht uns noch im Wege« – »Mutter wird schon einwilligen« – »wenn ich Herr der Pflanzung bin« – »bezahlte zweihundert Dollars.«

Diese Worte in Verbindung mit andern ähnlichen überzeugten mich, daß zwischen den beiden Teufeln ein Vertrag abgeschlossen worden, bei welchem es sich um mein Leben handelte, und daß dieses gemurmelte Zwiegespräch blos eine Wiederholung der Bedingungen des scheußlichen Handels sei!

Kein Wunder, daß mir der kalte Schweiß von den Schläfen sickerte und in perlenähnlichen Tropfen auf meiner Stirn stand. Kein Wunder, daß ich auf meinem Aste saß und zitterte wie ein Espenlaub – weit weniger

vor Furcht als vor Entsetzen über das beabsichtigte Verbrechen. Ich hätte vielleicht in noch weit höherem Grade gezittert, wenn meine Nerven nicht in gewissem Maße durch die furchtbare Entrüstung gestählt worden wären, welche in meiner Brust sich regte.

Ich besaß so viel Selbstbeherrschung, daß ich mich still verhielt. Es war klug, daß ich dies that. Hätte ich in diesem Augenblicke meine Gegenwart verrathen, so wäre ich nicht lebendig vom Platze gekommen. Davon war ich überzeugt und trug Sorge, kein Geräusch zu machen, welches mich verrathen konnte.

Und dennoch war es hart, ruhig da zu sitzen und zuhören, wie vier Männer sich kaltblütig gegen mein Leben verschworen – wie sie es verhandelten wie ein Stück Waare, und Jeder einen Gewinn von der Spekulation erwartete!

Mein Zorn war eben so mächtig als meine Furcht – fast zu stark für die Klugheit. Es waren ihrer Vier, Alle bewaffnet. Ich hatte Säbel und Pistolen; aber dies hätte mich nicht befähigt, es mit vier solchen Banditen aufzunehmen. Wären es blos ihrer Zwei – nur Ringzold und der Mulatte – gewesen, so wäre ich – so verzweifelt war in diesem Augenblicke meine Entrüstung – von dem Baume heruntergesprungen und hätte es, *coûte qui coûte*, darauf ankommen lassen.

Ich gebot jedoch dem Antriebe der Leidenschaft Schwei gen und verhielt mich still, bis meine Feinde wieder fort waren.

Ich bemerkte, daß Ringzold und seine beiden Spießgesellen den Weg nach dem Fort nahmen, während der Mulatte die Richtung nach dem Lager der Indianer einschlug.

SIEBZEHNTES KAPITEL. LICHT NACH DER FINSTERNISS.

Ich rührte mich nicht eher, als bis sie schon lange fort waren. Ueberhaupt befand sich mein Gemüth in einem Zustande von Verblüfftheit, der es mir einige Augenblicke lang unmöglich machte, zu denken oder zu handeln – und ich saß da wie auf den Baumast festgenagelt. Endlich jedoch ward es mir allmählig möglich, über Das nachzudenken, was ich so eben gehört und gesehen.

War es vielleicht blos ein Possenspiel gewesen, um mich zu schrecken und mir Angst zu machen? Nein, nein – diese Menschen taugten nicht zu den Personen eines Possenspiels – nicht ein Einziger von ihnen, und das Wiedererscheinen des Gelben Jake, welches an das Abenteuerliche und Uebernaturliche streifte, war zu dramatisch und zu ernst, um eine Episode in einem Lustspiele zu bilden.

Im Gegentheil hatte ich so eben den Prolog eines beabsichtigten Trauerspiels angehört, dessen Opfer ich selbst sein sollte. Ohne Zweifel hatten diese Menschen es auf mein Leben abgesehen.

Und noch dazu vier Menschen, von welchen auch nicht ein Einziger mir vorwerfen konnte, daß ich ihm jemals etwas Ernstliches zu Leide gethan. Ich wußte, daß sie alle Vier mich haßten und mich von jeher gehaßt hatten –

obschon Spence und Williams keinen andern Grund dazu haben konnten, als vielleicht einen Groll aus unserer Knabenzeit, den ich längst vergessen – ohne Zweifel aber war ihr Beweggrund derselbe, den Ringzold hatte.

Was den Mulatten betraf, so konnte ich mir seine Feindseligkeit nicht erklären, obschon sie von der tödlichsten Art war.

Was aber sollte ich von Arens Ringzold denken, dem Anführer dieses beabsichtigten Meuchelmordes? Er war ein Mann von gewissem Bildungsgrade – in socialer Beziehung meines Gleichen – ein Gentleman!

O, Arens Ringzold – Arens Ringzold! Wie sollte ich es erklären? Was veranlaßte ihn zu einer so schändlichen, so teuflischen Handlungsweise?

Ich wußte, daß dieser junge Mann mir nicht sehr gewogen war – in der letzten Zeit weniger als je. Ich kannte auch die Ursache. Ich stand seinen Beziehungen zu meiner Schwester im Wege – wenigstens glaubte er es. Und er hatte Grund dazu, denn seit dem Tode meines Vaters hatte ich mich in Familienangelegenheiten freier ausgesprochen als früher. Ich hatte offen erklärt, daß er mit meiner Einwilligung niemals mein Schwager werden sollte, und diese Erklärung war ihm wieder hinterbracht worden. Ich konnte daher leicht glauben, daß er böse auf mich sei; aber einen Zorn, der einen Menschen zu solchen teuflischen Anschlägen trieb, konnte ich nicht begreifen.

Und was bedeuteten jene nur halb gehörten Worte: – »er nur steht uns im Wege« – »Mutter wird schon einwilligen« – »wenn ich Herr der Pflanzung bin« – in Verbindung mit den Namen Viola's und meiner Schwester? Was bedeuteten sie?

Ich konnte ihnen nur Eine und zwar eine furchtbare Auslegung geben – eine Auslegung, die zu entsetzlich war, um dabei zu verweilen.

Ich konnte kaum meinen Sinnen trauen, ich konnte kaum glauben, daß ich nicht in einer furchtbaren Sinnes-täuschung begriffen sei, in einer Verwirrung des Gehirns, welche dadurch hervorgebracht worden, daß ich mit der Wahnsinnigen in Rapport gestanden.

»Aber nein. Der Mond hatte über ihnen gestanden – meine Augen hatten auf ihnen geruht – meine Ohren waren offen gewesen und ich konnte mich nicht getäuscht haben. Ich sah, was sie thaten – ich hörte, was sie sagten. Sie hatten die Absicht, mich umzubringen!

»Ho, ho, junger Mico, Ihr könnt nun wieder herunter kommen. Die *Honowawhulwa*¹ sind fort. *Hinklas!* kommt herunter, schöner Mico – herunter, herunter, herunter.«

Ich beeilte mich, zu gehorchen, und stand wieder in der Gegenwart der wahnsinnigen Königin.

»Nun glaubt Ihr wohl Haj-Ewa? Habt Ihr Einen Feind, junger Mico? – Ho – vier Feinde. Ist Euer Leben in Gefahr? Ho? ho?«

¹Böse Menschen.

»Ewa, Ihr habt mir das Leben gerettet; wie soll ich Euch für den Dienst danken, den Ihr mir geleistet?«

»Sei't *ihr* treu – treu – treu – treu.«

»Wem denn?«

»Großer Geist! Er hat sie vergessen! Falscher junger Mico! Falsches bleiches Gesicht! Warum rettete ich ihn? Warum ließ ich nicht sein Blut auf den Boden fallen?«

»Ewa!«

»*Hulwak, hulwak!* Armer Waldvogel! Der Schönheitsvogel von allen. Ihr Herz wird krank werden und sterben; ihr Kopf wird den Verstand verlieren.«

»Ewa, erklärt Euch.«

»*Hulwak!* Besser ist es, er stirbt, als daß er sie verläßt. Ho! ho! falsches bleiches Gesicht – es wäre auch besser gewesen, er wäre gestorben, ehe er der armen Ewa das Herz brach. Dann hätte Ewa blos ihr Herz verloren, aber ihren Kopf, ihren Kopf, das ist viel schlimmer. Ho, ho, ho!

»Warum trauete ich dem bleichen Gesicht?

»Ho, ho, ho!

»Warum erwartete ich ihn –«

»Ewa,« rief ich mit einem Nachdruck, welcher das Weib bewog, sich in ihrem wilden Gesange zu unterbrechen, »sage mir, von wem sprichst Du?«

»Großer Geist, höre, was er fragt! Von wem? – von wem? Es giebt mehr als eine. Ho, ho! Es giebt mehr als eine, und die Treue ist vergessen. *Hulwak, hulwak!* Was soll Ewa sagen? Welche Geschichte kann Ewa erzählen?«

Die arme Taube! Ihr Herz wird bluten und ihr Kopf zer-
malmt werden. Ho, ho! Es wird zwei Haj-Ewa's geben –
zwei wahnsinnige Königinnen der Micosaucds«

»Um's Himmels willen laßt mich nicht länger in Unge-
wißheit. Sagt mir, Ewa, gute Ewa, von wem spreicht Ihr?
Ist es –«

Der Name zitterte auf meiner Zunge; ich zögerte, ihn
auszusprechen. Trotzdem daß mein Herz in Folge des
Vertrauens, weiches ich fühlte, eine bejahende Antwort
zu erhalten, von wonniger Hoffnung erfüllt war, so fürch-
tete ich doch, die Frage zu stellen.

Aber nicht lange zögerte ich. Ich war zu weit gegan-
gen, um zurückzutreten. Ich hatte lange gewartet, den
Wunsch eines sehnenden Herzens zu befriedigen – ich
konnte nicht länger warten. Ewa konnte mir Gewißheit
geben. Ich sprach die Worte:

»Ist es – Maümee?«

Die Wahnsinnige schauete mich einige Augenblicke
lang an, ohne zu sprechen. Den Ausdruck ihres Auges
konnte ich nicht lesen – während der letzten Minuten
war es ein Ausdruck des Vorwurfs und der Verachtung
gewesen. Während ich den Namen nannte, ging dieser
Ausdruck in eine Miene der Verwirrung über und dann
heftete sich ihr Blick auf mich, als ob er meine Gedanken
erforschte.

»Weun es Maümee ist,« fuhr ich fort, ohne ihre Ant-
wort abzuwarten – denn ich ward jetzt von dem Zeu-
er meiner wiedererweckten Leidenschaft hingerissen –

»wenn sie es, dann wisset, Ewa, daß ich sie liebe – ich liebe Maümee.«

»Ihr liebt Maümee? Ihr liebt Maümee noch?« fragte die Wahnsinnige mit auffallender Hast.

»Ja, Ewa – bei meinem Leben – bei meinem –«

»*Cooree, coree!* Schwört nicht – gerade so schwur auch er. *Hulwak!* und er war falsch. Sprecht wieder, junger Mico! sagt, daß ihr Maümee liebt – sagt, daß Ihr treu seid, aber schwört nicht.«

»Ich bin treu – treu!«

»*Hinklas!*« rief das Weib laut und anscheinend in freudigem Tone, »*Hinklas!* der Mico ist treu – das schöne bleiche Gesicht ist treu und, die *Haintclitz*¹ wird glücklich sein,

»Ho, ho!

Nun zu der Liebe, der süßen jungen Liebe
Unter dem Tala-Baum.²

Wer wollte nicht lieben jene Taube,

Die wilde, kleine Taube,

Die sanfte, kleine Taube –

Die da sitzt neben ihrem Gatten in dem Schatten
des Hains

Und ihm zugirrt in dem Schatten des Hains,
Wo Niemand sie sieht oder hört.«

¹Die Schöne.

²Die Palme (*Chamaerops palmetto*).

»Nieder, *chitta mico!*« rief sie, abermals die Klapperschlange anredend, »und Du auch, *ocola chitta*.¹ Verhaltet beide Euch ruhig. Er ist kein Feind. Verhalte Dich ruhig, oder ich zertrete Euch die Köpfe!«

»Gute Ewa –«

»Ho! Ihr nennt mich gute Ewa. Eines Tages wirst Du mich vielleicht schlechte Ewa nennen. Höre mich,« fuhr sie fort, indem sie ihre Stimme erhob und mit vermehrter Eindringlichkeit sprach, »hört mich, Georg Randolph, wenn Ihr jemals schlecht seid – falsch wie *er*, wie *er*, dann wird Haj-Ewa Eure Feindin sein, die *chitta mico* wird Euch vernichten. Nicht wahr, das wirst Du thun, König der Schlangen? Nicht wahr, das wirst Du thun? Ho! ho! ho!«

Während sie dies sagte, schien das Thier sie zu verstehen, denn es richtete plötzlich den Kopf in die Höhe, seine hellen Basiliken-Augen schimmerten, als ob sie Feuerfunken sprühten – seine gespaltene Zunge fuhr aus dem Rachen hervor und das »Skr-r-r-r« seiner Klappern hörte man einige Minuten lang ununterbrochen.

»Ruhig! jetzt ruhig,« sagte sie mit einer Bewegung ihrer Finger und indem sie die Schlange bewog, wieder ihre ruhige Haltung anzunehmen. »Er ist es nicht, *chitta*; er ist es nicht, Du König der Schlangen! Ruhig, sage ich.«

»Warum drohest Du mir, Ewa? Du hast keine Ursache dazu.«

¹Die grüne Schlange.

»*Hinklas!* Ich glaub' es, schöner Mico, tapferer Mico, ich glaub' es.«

»Aber, gute Ewa, erkläre mir – sag' mir –«

»*Cooree, cooree!* jetzt nicht – heute Abend nicht – es ist jetzt keine Zeit hazu, *chepawnee!* Sieh! Schau hinüber nach dem Westen. *Netlehasse*¹ geht zu Bett. Ihr müßt auch gehen. Im Finstern darf Ihr nicht wagen, zu gehen. Ihr müßt zurück nach dem *topekee* kehren, ehe der Mond untergegangen ist. – Geht, geht, geht!«

»Aber ich sagte Euch, Ewa, daß ich hier zu thun habe. Ich darf nicht eher fort, als bis ich meinen Auftrag vollzogen habe.«

»*Hulwak!* dann ist Gefahr vorhanden. Was für einen Auftrag habt Ihr, Mico? Ha, ich errathe, Seht, sie kommen, auf die Ihr wartet.«

»Ja, ich glaube, sie sind es.«

Indem ich dies sagte, bemerkte ich die langen Schatten der beiden Häuptlinge, welche sich an dem entgegengesetzten Rande des kleinen Sees hinbewegten.

»Nun denn rasch! Thut, was Ihr thun müßt, aber verschwendet keine Zeit. In der Finsterniß werdet Ihr auf Gefahr stoßen. Haj-Ewa muß nun fort. Gute Nacht, junger Mico. Gute Nacht.«

Ich erwiderte den Gruß, drehete mich herum, um die Ankunft der Häuptlinge zu erwarten, und verlor meine seltsame Gefährtin aus den Augen.

¹Die Nachtsonne – der Mond.

Es dauerte nicht lange, so kamen die Indianer zur Stelle und erstatteten in aller Stille ihren Bericht.

Holata hatte seine Zelte abgebrochen und entfernte sich aus dem Lager.

Die Verräther waren mir zu widerwärtig, als daß ich nur einen Augenblick länger als nöthig in ihrer Gesellschaft hätte zubringen sollen, und sobald ich die verlangte Mittheilung erhalten, eilte ich aus ihrer Gegenwart hinweg.

Von Haj-Ewa sowohl, als von Arens Ringzold's Worten gewarnt, verlor ich keine Zeit, nach dem Fort zurückzukehren. Der Mond stand noch über dem Horizonte und sein Licht schützte mich vor einem plötzlichen unvermuhten Ueberfalle.

Ich ging rasch und gebrauchte die Vorsicht, mich immer im freien Raume zu halten und jeder Deckung, hinter welcher ein Meuchelmörder sich verborgen halten konnte, aus dem Wege zu gehen.

Ich sah Niemanden auf dem Wege und eben so wenig in der Nähe der Pallisaden. Als ich jedoch dem Thore des Forts gegenüber kam, sah ich die Gestalt eines Mannes – nicht weit von der Garküche – der sich anscheinend hinter einigen Baumklötzen umherschlich. Ich glaubte, den Mann zu kennen – ich glaubte, es sei der Mulatte.

Ich würde ihm nachgegangen sein und mich überzeugt haben. Aber schon hatte ich die Schildwache angerufen und die Parole gegeben, und ich wünschte nicht, eine Bewegung unter der Wache hervorzurufen, besonders da

ich Instruction erhalten hatte, so still als möglich einzupassiren. Wahrscheinlich begegnete ich diesem Jakob *redivivus* bald wieder, wo ich freiere Hand und vielleicht bessere Gelegenheit hatte, ihn und seine teuflischen Genossen zur Rede zu stellen. Mit dieser Betrachtung pasirte ich das Thor und machte dem Obercommandanten meinen Rapport.

DRITTER BAND.

ERSTES KAPITEL. EIN FREUND IN DER NOTH.

Die Nacht unter einem und demselben Dache mit einem Menschen zuzubringen, welcher die Absicht hat, uns zu ermorden, ist nichts weniger als angenehm, und Ruhe ist unter solchen Umständen fast unmöglich. Ich schließ daher nur wenig, und der geringe Schlaf, den ich hatte, war nicht ruhig.

Ehe ich mich niederlegte, hatte ich von den Ringzold's keinen gesehen – weder den Vater noch den Sohn. Aber ich wußte, daß sie noch in dem Fort waren, wo sie noch einige Tage als Gäste bleiben sollten. Entweder waren sie schon vor meiner Rückkehr zu Bett gegangen, oder sie wurden in dem Quartiere irgend eines befreundeten Ofiziers bewirthet. Auf alle Fälle kamen sie während der noch übrigen Nacht nicht wieder zum Vorschein.

Eben so wenig sah ich Spence und Williams. Diese würdigen Leute logirten, wenn sie noch in dem Fort waren, unter den Soldaten, aber ich suchte sie nicht auf.

Den größten Theil der Nacht hindurch lag ich wach und dachte über die seltsamen Ereignisse des Tages oder vielmehr über die eine Episode nach, welche mich mit solchen tödtlichen Feinden bekannt gemacht hatte.

Ich befand mich in Bezug auf das Verfahren, welches ich einhalten sollte, in einem Zustande großer Verlegenheit. Die ganze Nacht hindurch war ich unschlüaaig, und als das Tageslicht durch die Fensterläden schien, war ich es immer noch.

Mein erster Impuls war gewesen, die ganze Sache im Hauptquartier anzuzeigen und auf Untersuchung und Bestrafung zu dringen. Bei weiterem Nachdenken überzeugte ich mich jedoch, daß dieses Verfahren nicht gerathen sein würde. Welche Beweise konnte ich für eine so schwere Anklage beibringen? Blos meine eigenen Behauptungen, die durch kein anderes Indicum, ja nicht einmal durch die Wahrscheinlichkeit unterstützt wurden; denn wer hätte einem so beispiellos fluchwürdigen Plane Glauben beigemessen?

Obschon die Mörder sicherlich mich meinten, so konnte ich doch nicht behaupten, daß sie auch nur meinen Namen genannt hätten.

Ganz gewiß begegnete man meiner Geschichte mit Spott, mir selbst vielleicht mit etwas Schlimmerem.

Die Ringzold's waren angesehene Leute – persönliche Freunde sowohl des Generals als auch des Commissars – und obschon man wußte, daß sie in weltlichen Dingen ein wenig schuftig und gewissenlos waren, so behaupteten sie doch immer den Rang von Gentlemen. Es bedurfte daher ganz gewiß besserer Beweise als ich bieten konnte, um darzuthun, daß Arens Ringzold mir nach dem Leben trachtete.

Ich sah die Schwierigkeit und bewahrte mein Geheimniß. Ein anderer Plan schien mir leichter ausführbar – nämlich Arens Ringzold offen vor Allen anzuklagen und ihn zu einem Kampfe auf Tod und Leben herauszufordern. Dies mußte wenigstens beweisen, daß ich selbst von meinen Anführungen überzeugt war.

Der Zweikampf war durch die Kriegsgesetze verboten. Es bedurfte großer Gewandtheit, um einer Arretur zu entgehen, welche natürlich den ganzen Plan vereitelt hätte, ehe man Satisfaktion hätte erlangen können. Ich hatte über Master Arens Ringzold meine eigenen Gedanken. Ich wußte, daß sein Muth schlüpfrig und keineswegs zuverlässig war. Ganz wahrscheinlich spielte er den Feigling; mochte er dies nun thun oder nicht, so mußte doch meine Beschuldigung und Herausforderung dazu beitragen, ihn bloßzustellen.

Ich war fest entschlossen, dieses Verfahren einzuhalten, obschon es Morgen war, ehe ich zu einem Entschluß hatte kommen können.

Ich bedurfte sehr eines Freundes, nicht blos eines Secundanten – denn diesen konnte ich mir mit leichter Mühe verschaffen –, sondern eines wirklichen Freundes, dem ich vertrauen konnte und der mich durch seinen Rath unterstützte.

Zum Unglücke waren sämmtliche Offiziere im Fort mir vollkommen unbekannt. Nur mit den Ringzold's hatte ich einige frühere Bekanntschaft gehabt.

In meiner Bedrängniß besann ich mich endlich auf einen Mann, dessen Rath mir vielleicht gute Dienste leisten konnte, und ich beschloß, ihn zu suchen.

Der Schwarze Jake war der Mann – er sollte mein Rathgeber sein.

Kurz nach Tagesanbruch war der wackere Bursche bei mir. Ich erzählte ihm Alles. Er schien nicht sehr überrascht zu werden. Er hatte bereits ein solches Complot

geargwohnt und es war seine Absicht gewesen, es mir eben an diesem Morgen zu offenbaren.

Am allerwenigsten verrieth er Ueberraschung in Bezug auf den Gelben Jake. Dies war blos die Bestätigung eines Glaubens, welchen er schon ohne den Schatten eines Zweifels hegte. Er wußte ganz bestimmt, daß der Mulatte noch lebte – noch mehr, er hatte die Art und Weise ermittelt, auf welche der Letztere seine fast wunderbare Flucht bewerkstelligt hatte.

Und doch war sie ziemlich einfach. Der Alligator hatte ihn allerdings gefaßt, der Mulatte aber hatte ihm geschickt mit seinem Messer die Augen durchbohrt und ihn auf diese Weise gezwungen, seine Beute loszulassen. Er war dem Beispiele des jungen Indianers gefolgt und hatte sich dabei derselben Waffe bedient.

Dies geschah unter dem Wasser, denn der Mulatte war ein guter Taucher. Seine Beine waren zerfleischt worden, daher das Blut – aber die Wunden waren nicht gefährlich und eben so wenig hinderten sie ihn, weitere Versuche zum Entrinnen zu machen.

Er trug Sorge, nicht eher wieder auf die Oberfläche emporzukommen, als bis er ganz nahe an das Ufer hingeschwommen war.

Hier war er, von den herabhängenden Zweigen verdeckt, heraus- und auf eine Lebenseiche hinaufgeklettert, deren Moos ihn den Augen seiner rachsüchtigen Verfolger entzog. Da er ganz nackt war, so waren nicht durch triefende Kleider Spuren zurückgelassen worden, die ihn verrathen hätten, und überdies hatte das Blut auf dem

Wasser ihm gute Dienste geleistet. Als die Jäger dieses sahen, waren sie vollkommen überzeugt, daß er untergegangen sei, und gaben sich daher nicht viel Mühe, weiter zu suchen.

So erzählte der Schwarze Jake die Sache. Er hatte sie den Abend vorher von einem der befreundeten Indianer in dem Fort gehört, welcher gestand, die Erzählung aus des Mulatten eigenem Munde vernommen zu haben. Es lag durchaus nichts Unwahrscheinliches in der Geschichte, sondern eher das Gegentheil. Höchst wahrscheinlich war sie streng wahr und zerstreute sofort die Räthsel, deren Lösung ich bis jetzt umsonst gesucht.

Der Schwarze hatte noch weitere Mittheilungen erhalten. Der Ausreißer hatte sich zu einem der Halbneger-Stämme geflüchtet, welche in den Sümpfen hausen, von welchen die Quellen des Amazura umgeben sind. Er hatte Gunst gefunden unter seinen neuen Kameraden, war bis zur Würde eines Häuptlings emporgestiegen und führte jetzt den Beinamen der Mulatten-Mico.

Noch aber war nicht Alles klar. Wie kam er mit Arens Ringzold zusammen?

Im Grunde genommen ließ sich auch dies leicht erklären. Der Pflanzer hatte keinen besondern Grund, den Ausreißer zu hassen. Seine Thätigkeit während des Schauspiels der vereitelten Hinrichtung war bloße Spiegelfechterei. Der Mulatte hatte mehr Ursache zu Groll, aber die Liebe und der Haß solcher Menschen lassen sich leicht Schweigen gebieten, wenn der Eigennutz in's Spiel

kommt, und können zu jeder Zeit durch Gold verwandelt werden.

Ohne Zweifel hatte der weiße Schurke den gelben zu irgend einem schändlichen Unternehmen verwendbar gefunden und *vice versa*. Auf alle Fälle war es klar, daß die Streitaxt zwischen ihnen vergraben war, und daß sie jetzt auf dem freundschaftlichen Fuße mit einander standen.

»Jake,« sagte ich, indem ich zu dem Punkte kam, über welchen ich seine Meinung zu hören wünschte, »was soll ich mit Arens Ringzold machen? Soll ich ihn herausfordern?«

»O, Massa Georg, er sein schon heraus – ich sehen ihn schon seit zwei Stunden – er scheinen nicht gut geschlafen – er haben kein gut Gewissen, ich glaube.«

»O, das ist es nicht, was ich meine, lieber Jake.«

»Nun, was meinen Massa denn?«

»Ihn herausfordern will ich zum *Kampfe* mit mir.«

»Hui, Massa! Degen und Pistolen wohl?«

»Degen, Pistolen oder Kugelbüchse – es ich mir gleich, welche Waffe er wählt.«

»Allmächtige Gott, Massa Georg, sprechen nicht von solchen Dingen! O Gott – Massa haben Mutter – Massa haben Schwester. Wenn nun Massa bleiben todt – wer wissen? – Stiere stoßen manchmal Fleischer todt – dann, Massa Georg, wer sorgen für Mutter – wer schützen Schwester Virginie? wer schützen Viola – wer schützen uns Alle vor diese böse Menschen? Gott allmächtige! Massa, lassen ihn gehen – fordern ihn nicht heraus!«

In diesem Augenblicke ward ich selbst herausgerufen. Die Ansprache des treuen Negers ward durch das Schmettern der Hörner und das Trommeln unterbrochen, welches die Versammlung der Conferenz verkündete, und ohne die uneigennützigen Vorstellungen meines Negers zu beantworten, eilte ich auf den Schauplatz meiner Pflichten.

ZWEITES KAPITEL. DIE LETZTE CONFERENZ.

Das Schauspiel von gestern wiederholte sich. Die Truppen standen in enggeschlossenen Linien von Blau und Stahl – die Offiziere in voller Uniform mit glänzenden Epauletten – in der Mitte der Stab um den General herum.

Diesem gegenüber befand sich der Halbkreis von Häuptlingen, dahinter concentrische Linien von gefieder-ten bemalten Kriegern. Pferde standen in der Nähe, einige fertig gesattelt, wiehernd, einige an Pfähle angebun-den und ruhig weidend – Indianerinnen in ihren langen *hunnas* eilten hin und her, Kinder und Säuglinge spiel-ten auf dem Grase – Fahnen wehten über den Soldaten – Banner und Wimpel flatterten über den Häuptern der rothen Krieger, Trommeln wirbelten – Hörner schmetter-ten.

Wieder war das Schauspiel imposant, aber kaum so sehr, wie das des vorigen Tages. Das Auge entdeckte so-fort eine Lücke in dem Kreise der Häuptlinge und beinahe die Hälfte der Krieger fehlte. Die Versammlung machte nicht mehr den Eindruck einer zahlreichen Menge – und

es war Raum genug für Alle, sich dicht an die Mitglieder der Conferenz heranzudrängen.

Die Abwesenheit vieler Häuptlinge ward sofort bemerkt. König Onopa war nicht da. Die Krone von britischem Messing – das blanke Symbol der Königswürde, welches gestern in der Mitte zu sehen gewesen – war heute nicht mehr da. Holato Mico fehlte nebst andern Anführern von geringerer Bedeutung, und die gelichteten Reihen der gemeinen Krieger verriethen, daß diese Häuptlinge ihre Anhänger mit fortgenommen hatten.

Die meisten der noch anwesenden Indianer schienen den Clans von Omatla, »Schwarzer Dreck« und Ohala anzugehören.

Trotz der geringen Anzahl ihrer Leute sah ich doch, daß Hoitle-Mattee, Arpiucki, der Neger Abram und der »Zwerg« anwesend waren. Ganz gewiß waren diese doch nicht dageblieben, um den Vertrag zu unterzeichnen?

Ich sah mich nach Oreola um. Es war nicht schwer, seine sowohl durch Gestalt als Gesichtszüge hervorragende Persönlichkeit herauszufinden.

Er bildete das letzte Glied in der jetzt zusammengeschmolzenen Curve der Häuptlinge. Er war der niedrigste dem Range nach, aber dies hatte in Bezug auf seine Stellung Nichts zu bedeuten, vielleicht hatte er sich aus Bescheidenheit hierher gestellt, denn diese war ein wohlbekanntes Kennzeichen seines Charakters.

Er war in der That der allerjüngste der Häuptlinge und nach dem Geburtsrechte zu einem geringern Commando berechtigt, als irgend einer der andern Anwesenden; aber

wenn man ihn sah, wie er so dastand – wenn auch zu unterst – konnte man nicht umhin, zu glauben, er sei das Oberhaupt Aller.

Wie am Tage vorher war durchaus nichts Prahlerisches an ihm zu bemerken. Seine Haltung war, obschon stattlich und statüenhaft, vollkommen ungezwungen. Seine Arme waren über seine volle Brust gekreuzt – die Wucht seines Körpers ruhte auf dem einen Fuße, den andern hatte er ein wenig rückwärts gesetzt und seine Züge trugen den Ausdruck der Sanftmuth und Milde. Er schien die Verkörperung eines Apollo zu sein, oder, um weniger mythologisch zu sprechen, die eines anständigen Mannes, der auf eine Ceremonie wartet, bei welcher er die Rolle eines einfachen Zuschauers spielt.

Bis jetzt war noch Nichts vorgekommen, was ihn aufgeregt hätte. Es war noch kein Wort gesprochen worden, welches einen Geist aufgerüttelt hätte, der nur zu schlummern *schien*.

Es konnte aber nicht lange dauern, so mußte diese ruhige Haltung verschwinden und dieses sanfte Lächeln sich in das Zürnen der Leidenschaft verwandeln.

Wenn man sein Gesicht betrachtete, so konnte man eine solche Umwandlung kaum für möglich halten, und doch konnte es durch einen genauen Beobachter geschehen. Dieses Gesicht glich dem ruhigen Himmel, ehe das Ungewitter heraufzieht; dem stillen Ocean, der in einem

Augenblicke durch einen Sturm in seinen Tiefen aufgewühlt wird – dem ruhenden Löwen, der durch die mindeste Herausforderung zu unbändiger Wuth aufgereizt werden kann.

Während der Augenblicke, welche der Eröffnung der Conferenz vorangingen, hielt ich meine Augen auf den jungen Häuptling geheftet. Andere Augen betrachteten ihn ebenfalls – er war das Gestirn Vieler – mein Blick aber haftete mit ganz besonderem Interesse an ihm. Ich erwartete ein Zeichen der Erkennung, erhielt aber keins – weder einen Blick noch ein Kopfnicken. Ein oder zwei Mal fiel sein Auge auf mich, schweifte aber weiter nach Jemandem anders, als ob ich blos eins unter der Menge der ihm feindlich gesinnten bleichen Gesichter wäre. Er schien sich nicht mehr auf mich zu besinnen. War dies wirklich so, oder hinderte sein mit großen Gedanken beschäftigtes Gemüth ihn, Notiz von mir zu nehmen?

Ich verfehlte nicht, meine Augen auch weiter hinausschweifen zu lassen – über die Ebene – nach den Zelten – nach den Gruppen der herumschlendernden Weiber. Ich betrachtete genau ihre Formen, eine nach der andern.

Ich glaubte die wahnsinnige Königin in ihrer Mitte zu sehen. Ich hoffte, daß die Schützlingin derselben auch in der Nähe sein könnte; aber nein. Keine der Gestalten befriedigte mein Auge. Sie waren alle zu Squaw-ähnlich – zu klein oder zu lang – zu wohlbelebt oder zu mager.

Sie war nicht da. Selbst unter der weiten *hunna* würde ich ihre prachtvolle Gestalt erkannt haben, nämlich wenn dieselbe noch unverändert war.

Wenn – diese Hypothese überrascht Dich, lieber Leser. Warum verändert? fragst Du. Wachsthum? – Entwicklung? – Reife? Rasch ist in diesem südlichen Klima der Uebergang von der jungfräulichen Gestalt zu der des Weibes.

Nein, dies war es nicht. Obschon noch so jung, hatten doch die wellenförmigen Umrisse sich schon gezeigt. Als ich sie das letzte Mal sah, hatte ihre Gestalt die Grenzen des Wachsthums erreicht und zeigte die kühnen Wellenlinien Hogarth's, welche die vollendete Weiblichkeit charakterisiren. Dies fürchtete ich also nicht.

Aber was denn sonst? Das Gegentheil? Veränderung in Folge von Abmagerung – von Krankheit oder Kummer? Auch dies nicht.

Ich kann mir nicht den Argwohn erklären, welcher mich folterte – einen Argwohn, der seinen Grund in einem flüchtigen Worte hatte. Jener schwarze Vogel, welcher gestern so munter schwatzte, hatte Gift in mein Herz geträufelt. Aber nein, es konnte nicht Maümee sein. Sie war zu unschuldig. Ah, warum rase ich? Die Liebe hat keine Schuld. Wenn sie treu war, so fiel das Verbrechen nicht ihr zur Last, er allein war der Schuldige.

Ich habe die Qual, die ich in Folge meines unglücklichen Lauschens empfand, nur unzureichend geschildert. Während des ganzen vorigen Tages war sie eine Quelle wirklichen Leidens gewesen. Ich befand mich in der Lage eines Menschen, welcher zu viel und zu wenig gehört hatte.

Du wirst Dich, lieber Leser, kaum wundern, daß die Worte der wahnsinnigen Haj-Ewa mich aufheiterten. Sie trieben den unwürdigen Verdacht aus meinem Gemüthe und flüsterten mir neue Hoffnungen ein. Allerdings hatte sie keinen Namen genannt, bis ich ihn selbst ausgesprochen, aber auf wen konnten sich ihre Worte sonst beziehen? »Armer Vogel des Waldes, – ihr Herz wird bluten und brechen.« Sie sprach von der »Aufgehenden Sonne!« Diese war Oceola. Wer konnte die *Haintclitz* weiter sein als Maümee?

Es war aber vielleicht auch nur eine Geschichte der Vergangenheit, die ich dem Gedächtnisse der Wahnsinnigen setzt eingeprägt und noch in ihrer Erinnerung lebte. Dies war möglich. Haj-Ewa hatte uns in jenen Tagen gekannt. Sie war uns oft auf unseren Streifzügen im Walde begegnet; sie war sogar mit uns auf der Insel gewesen, denn die wahnsinnige Königin konnte ihr Canoe mit Geschicklichkeit rudern, ihr wildes Roß reiten, und irgendwohin gehen; auch ging sie überall hin.

Es war vielleicht blos eine Erinnerung an jene glücklichen Tage, welche sie bewog, zu sprechen, wie sie gethan, und wobei sie in dem Chaos ihres Verstandes die Vergangenheit für die Gegenwart hielt.

Dieser Gedanke beunruhigte mich, aber nicht lange, denn ich hegte ihn nicht lange. Ich klammerte mich an den angenehmen Glauben. Ihre Worte waren süß wie Honig und bildeten ein angenehmes Gegengewicht zu der Furcht, die ich außerdem bei Entdeckung des Complots

gegen mein Leben gefühlt haben würde. Mit der Ueberzeugung, daß Maümee mich einst geliebt – daß sie mich noch liebte – hätte ich Gefahren trotzen können, welche hundert Mal größer gewesen wären, als diese. Es ist nur ein schwaches Herz, welches unter dem Einflusse der Liebe nicht tapfer wird. Durch das Lächeln der Schönheit ermuthigt, können selbst Feiglinge Thaten der Kühnheit vollbringen.

Arens Ringzold stand neben mir. In dem Gedränge berührten sich unsere Kleider; wir sprachen mit einander!

Er war gegen mich sogar noch höflicher, als er sonst zu sein pflegte. Seine Worte verriethen kaum den gewohnten Cynismus seines Wesens, obschon, so oft ich ihm in's Gesicht sah, sein Auge unsicher ward und den Boden suchte.

Dennoch aber hatte er nicht die mindeste Ahnung, daß ich wußte, wie nahe ich jetzt neben dem Manne stand, welcher die Absicht hatte, mich zu ermorden.

DRITTES KAPITEL. DIE ABSETZUNG DER HÄUPTLINGE.

Heute zeigte der Commissar eine kühnere Stirn. Er war entschlossen, eine keckre Rolle zu spielen; aber er fühlte sich des Erfolges sicher, und folglich lag etwas Triumphirendes in seinen Blicken. Er betrachtete die Häuptlinge mit dem gebieterischen Blicke eines Mannes, welcher entschlossen war, sie zu beherrschen, fest darauf vertrauend, daß sie seinen Wünschen nachgeben würden.

Dann und wann ruhete sein Auge mit eigenthümlichem, zugleich unheimlichem und triumphirendem Blicke auf Oceola. Ich war in das Geheimniß dieses Blickes eingeweiht. Ich errieth die Bedeutung desselben. Ich wußte, daß diese Bedeutung für den jungen Seminolen-Häuptling keine gute war. Hätte ich mich ihm in diesem Augenblicke nähern können, so würde ich ein Mal die Dienstpflicht aus den Augen gesetzt und ihm ein Wort der Warnung in's Ohr geflüstert haben.

Ich war unwillig auf mich selbst, daß ich nicht früher daran gedacht. Haj-Ewa hätte in der vorigen Nacht eine Botschaft bestellen können. Warum ertheilte ich ihr keinen Auftrag dazu?

Meine Gedanken waren schon zu vielfach in Anspruch genommen. Mit meiner eigenen Gefahr beschäftigt, hatte ich nicht an die Gefahr gedacht, welche meinem Freunde drohte, denn als solchen betrachtete ich Powell noch.

Ich hatte keine genaue Kenntniß von Dem, was beabsichtigt ward, obschon ich aus der Unterredung, die ich mit angehört, die Absicht des Commissars mehr als halb errieth. *Oceola sollte nämlich unter irgend einem Vorwande festgenommen werden.*

Einen Vorwand bedurfte man. Ohne einen solchen konnte die Gewaltthat nicht verübt werden. Selbst der gewissenlose Commissar durfte nicht eine solche Ueberschreitung seiner Vollmacht ohne plausibeln Vorwand wagen, und wie sollte dieser Vorwand gefunden werden?

Die Entfernung Onopa's und der »Feindlich-gesinnten«, während Omatla mit den »Gutgesinnten« zurückgeblieben war, hatte dem Agenten die Gelegenheit gegeben. *Oceola selbst sollte den Vorwand liefern.* Wollte Gott, ich hätte nur ein einziges Wort der Warnung ihm in's Ohr flüstern können!

Es war zu spät. Die Netze waren gestellt und das edle Wild stand im Begriffe, hineinzugehen. Es war zu spät für mich, meinen Freund zu warnen. Ich mußte müssig dabeistehen – als Zuschauer eines Actes der Ungerechtigkeit – einer groben Rechtsverletzung.

Ein Tisch war vor dem Platze aufgestellt, welchen der General und sein Stab einnahm. Der Commissar stand unmittelbar dahinter. Auf diesem Tische stand ein Dintefäß mit Federn, während ein breites Pergament beinahe die ganze Tischfläche bedeckte. Dieses Pergament war der Tractat von Oclawaha.

»Gestern,« begann der Commiffar ohne weitere Einleitung, »haben wir Nichts weiter gethan, als gesprochen – heute haben wir uns wieder versammelt, aber um zu handeln. Dies,« sagte er, indem er auf das Pergament zeigte, »ist der Tractat von Payne's Landing. Ich hoffe, Ihr habt Alle überlegt, was ich gestern sagte, und seid nun bereit, zu unterzeichnen?«

»Wir haben überlegt,« entgegnete Omatla für sich selbst und Die, welche zu seiner Partei gehörten. »Wir sind bereit, zu unterzeichnen.«

»Onopa ist der erste Häuptling,« sagte der Commissar.
»Laßt diesen daher zuerst unterzeichnen. Wo ist denn Miconopa?« setzte er hinzu, indem er sich mit erheuchelter Ueberraschung in dem Cirkel umsah.

»Der Mico-Mico ist nicht hier,« sagte Hoitle-Mattee.

»Und warum ist er nicht hier? Er sollte doch hier sein. Warum ist er abwesend?«

»Er ist krank – er ist nicht im Stande, der Conferenz beizuwohnen.«

»Das ist eine Lüge! Miconopa will uns hintergehen – Du weißt, daß dies seine Absicht ist.«

Hoitle-Mattee's dunkle Stirn ward bei dieser Beleidigung noch dunkler, und sein ganzer Körper zitterte vor Wuth. Ein verächtliches Grunzen aber war die ganze Antwort, die er gab, und indem er seine Arme verschränkte, fiel er wieder in seine frühere Haltung zurück.

»Abram, Ihr seid Miconopa's vertrauter Rathgeber – Ihr kennt seine Absichten. Warum hat er sich entfernt?«

»O Massa General,« entgegnete der Schwarze in gebrochenem Englisch und ohne viel Respect für Den zu zeigen, der ihn befragte, »wie soll der alte Abe die Absicht des Königs Nopa kennen? Der Mico sagt mir nicht Alles; er geht, wenn es ihm beliebt; er kommt, wenn es ihm beliebt – er ist ein großer Häuptling und sagt Niemandem seine Absicht.«

»Hat er die Absicht, zu unterzeichnen? Sagt Ja oder Nein.«

»Nun denn, *Nein!*« entgegnete der Dolmetscher mit fester Stimme, als wenn er zu der Antwort gezwungen würde. »So viel weiß Abe von seiner Absicht. Er will das Document nicht unterschreiben. Er sagt Nein, Nein.«

»Genug! rief der Commissar laut, »genug! Jetzt hört mich, Ihr Häuptlinge und Krieger der Nation der Seminolen! Ich erscheine vor Euch bewaffnet mit einer Vollmacht von unserem Großen Vater, dem Präsidenten – von ihm, der unser Aller Häuptling ist. Diese Vollmacht setzt mich in den Stand, die Untreue und den Ungehorsam zu bestrafen, und ich übe jetzt dieses Recht an Miconopa aus. *Er ist nicht mehr König der Seminolen!*«

Diese unerwartete Ankündigung brachte eine Wirkung auf die Zuhörer hervor, gleich der eines electrischen Schläges. Die Häuptlinge und Krieger nahmen plötzlich eine andere Haltung an, und Alle standen da und schauten den Sprecher begierig an.

Der Ausdruck auf ihren Gesichtern war aber nicht von gleicher Bedeutung, sondern sehr verschieden. Einige verriethen Anzeichen von Zorn sowohl, als von Ueberraschung. Einige schienen sich zu freuen, während die Mehrzahl die Verkündigung augenscheinlich mit Unglauen aufnahm.

Ganz gewiß scherzte der Commissar. Wie, konnte er einen König der Seminolen machen oder absetzen? Wie konnte selbst der Große Vater Dies thun? Die Seminolen waren eine freie Nation – sie waren den Weißen nicht einmal tributpflichtig und standen zu ihnen in gar keiner politischen Beziehung. Nur sie allein konnten ihren König

wählen – sie allein konnten ihn absetzen. Ganz gewiß erlaubte der Commissar sich einen Scherz.

Nein, durchaus nicht. Einen Augenblick später gewahrten sie, daß es sein Ernst war. So thörigt auch das Project war, den König Onopa abzusetzen, so ging er doch in allem Ernste damit um. Er hatte beschlossen, es in Ausführung zu bringen und so weit als Dies mit Decreten geschehen konnte, that er es ohne weitern Aufschub.

»Omatla! Ihr seid Eurem Worte und Eurer Ehre treu gewesen. Ihr seid würdig, eine tapfere Nation anzuführen. Von heute an seid *Ihr* König der Seminolen. Unser Großer Vater und das Volk der Vereinigten Staaten begrüßen Euch als solchen; sie werden keinen Andern anerkennen. Nun laßt uns zum Unterzeichnen schreiten.«

Auf einen Wink von dem Commissar trat Omatla an den Tisch, nahm die Feder in die Hand und schrieb seinen Namen auf das Pergament.

Dies geschah unter vollkommenem Schweigen. Aber eine einzige Stimme unterbrach die tiefe Stille – ein einziges Wort ward mit zorniger Betonung hervorgestoßen – es war das Wort: »Verräther!«

Ich sah mich um, ob ich entdecken könnte, wer das Wort gesprochen. Das Zischen zitterte noch auf Oceola's Lippen, während sein Auge mit einem Blicke unaussprechlicher Verachtung auf Omatla geheftet war.

Der »Schwarze Verrückte Thon« ergriff zunächst die Feder und bewirkte seine Unterschrift, was einfach dadurch geschah, daß er sein »Zeichen« machte.

Nach ihm folgten Ohala, Itolasse Omatla und ungefähr ein Dutzend Andere – sämmtlich als die Häuptlinge bekannt, welche das Auswanderungsproject begünstigten.

Die feindseligen Häuptlinge standen – ich weiß nicht, ob zufällig oder absichtlich – beisammen und bildeten den rechten Flügel des Halbcirkels. Die Reihe, sich zu erklären, war jetzt an ihnen.

Hoitle-Mattee war der Erste, in Bezug auf dessen Unterschrift der Commissar Zweifel hegte. Es trat eine Pause ein, welche diesen Zweifel zu erkennen gab.

»Nun seid Ihr an der Reihe, *Jumper* (Springer),« sagte der Commissar endlich, indem er den Häuptling bei seinem englischen Namen anredete.

»Nun, dann überspringt mich nur,« entgegnete der beredte und witzige Häuptling, indem er aus seinem Ernste einen Scherz machte.

»Wie? Ihr weigert Euch, zu unterzeichnen?«

»Hoitle-Mattee kann nicht schreiben.«

»Das ist auch nicht nöthig. Euer Name ist schon geschrieben. Ihr braucht blos Euern Finger darauf zu setzen.«

»Ich könnte meinen Finger leicht auf die unrechte Stelle setzen.«

»Ihr könnte dadurch unterschreiben, daß Ihr ein Kreuz macht,« fuhr der Agent fort, immer noch in der Hoffnung, daß der Häuptling einwilligen würde.

»Wir Seminolen haben keine große Vorliebe für das Kreuz. Wir haben in den Tagen der Spanier genug davon gehabt. *Hulwak!*«

»Dann weigert Ihr Euch also entschieden, zu unterzeichnen?«

»Ja wohl, Mister Commissar, überrascht Euch Das?«

»Gut – sei es so. Nun hört, was ich Euch zu sagen habe.«

»Hoitle-Mattee's Ohren sind eben so offen, als der Mund des Commissars,« lautete die höhnische Antwort.

»Dann erkläre ich, daß Hoitle-Mattee nicht mehr Häuptling seines Clans ist. Der Große Vater wird ihn nicht mehr als einen Häuptling der Seminolen anerkennen.«

»Ha! ha! ha!« lachte der Häuptling verächtlich. »Wirklich? wirklich? Und sagt mir,« fragte er, immer noch lachend und die feierliche Erklärung des Commissars mit Spott behandelnd, »von wem soll ich denn nun Häuptling sein, General Thompson?«

»Ich habe erklärt,« sagte der Agent, durch das ironische Benehmen des Indianers augenscheinlich verlegen und ärgerlich gemacht, »Ihr seid nicht mehr Häuptling – wir werden Euch nicht mehr als einen solchen anerkennen.«

»Aber meine Leute? – wie steht es mit diesen?« fragte Hoitle-Mattee wieder in sein ironischem Tone, »haben diese in dieser Angelegenheit Nichts zu sagen?«

»Eure Leute werden verständig handeln. Sie werden dem Rathe ihres Großen Vaters Gehör schenken. Sie werden nicht mehr einem Anführer gehorchen, welcher ohne Treue und Glauben gehandelt hat.«

»Ihr spreicht die Wahrheit, Agent,« entgegnete der Häuptling nicht mehr ironisch. »Meine Leute werden mit Verstand handeln; aber auch mit Patriotismus und Treue. Schmeichelt Euch nicht mit der Macht Eures Großen Vaters. Wenn er ihnen seinen Rath als Vater giebt, so werden sie ihm Gehör schenken; wo nicht, so werden sie ihr Ohr davor verschließen. Was Eure Verfügung über mich selbst betrifft, so lache ich blos über die Abgeschmacktheit eines solchen Ausspruches. Ich setze sowohl diesem Ausspruche, als Dem, der ihn gethan, meine Verachtung entgegen. Ich fürchte Eure Macht nicht. Es ist mir nicht bange um die Treue meines Volkes. Säet Zwietracht unter ihnen, wie Ihr wollt. Es ist Euch anderwärts gelungen, Verräther zu machen – hier warf der Sprecher einen bedeutsamen Blick auf Omatla und seine Krieger – »aber ich verachte Eure listigen Künste. Es giebt unter meinem Stamme nicht einen einzigen Mann, welcher Hoitle-Mattee den Rücken kehren wird – nicht einen einzigen.«

Der Häuptling schwieg, kreuzte die Arme über der Brust und fiel in eine Haltung stumm herausfordernden Trotzes zurück. Er sah, daß der Commissar mit ihm fertig war; denn Letzterer rief jetzt Abram zur Unterzeichnung auf.

Die erste Antwort des Schwarzen war eine entschiedene Verneinung – ein einfaches Nein. Als er aufgefordert ward, seine Weigerung zu wiederholen, setzte er hinzu:

»Nein, ich unterschreibe nimmermehr das verdammte Papier – nimmermehr. Das ist genug – meint Ihr nicht auch, General Thompson?«

Dies machte natürlich der weitern Aufforderung ein Ende und Abram ward aus der Liste der Häuptlinge ausgestrichen.

Arpiucki folgte zunächst und »Wolke« und Alligator und dann der Zwerp Poschalla. Alle Diese verweigerten ihre Unterschriften und wurden nach der Reihe in aller Form ihrer Würden entsetzt. Dasselbe geschah mit Holata, Mico und Andern, welche abwesend waren.

Die meisten der Häuptlinge lachten nur, als sie diese Absetzung *en gros* anhörten. Es war auch in der That sehr komisch, diesen winzigen Beamten eine Stunde seine Edicte mit der sich selbst beigelegten Autorität eines Kaisers aussprechen zu hören.¹

Poschalla, der Letzte, welcher in Ungnade gefallen, lachte eben so, wie die Andern; aber der Zwerp hatte eine bittere Zunge und konnte sich nicht enthalten, Etwas darauf zu entgegnen.

»Sagt dem dicken Agenten,« rief er dem Dolmetscher zu, »sagt ihm, daß ich noch ein Häuptling der Seminolen sein werde, wenn das Gras schon lange über seinem fetten Leichname wuchert – ha! ha! ha!«

Diese Hohnrede drang nicht bis zu den Ohren des Commissars. Er hörte nicht einmal das verächtliche Wiehern, welches darauf folgte, denn seine Aufmerksamkeit ward jetzt gänzlich durch eine einzige Persönlichkeit –

¹Die Regierung der Vereinigten Staaten desavouirte später diese abgeschmackte Entthronung der Häuptlinge; es läßt sich aber nicht bezweifeln, daß Thompson geheimen Instructionen vom Präsidenten gemäß handelte.

den Jüngsten der Häuptlinge – den Letzten in der Reihe – in Anspruch genommen.

VIERTES KAPITEL. OCEOLA'S UNTERSCHRIFT.

Bis diesen Augenblick hatte der junge Häuptling fast gar nicht gesprochen. Blos als Charles Omatla die Feder ergriff, hatte er das Wort Verräther gezischt.

Er war nicht die ganze Zeit in einer und derselben Stellung geblieben, und eben so wenig hatte sein Gesicht Gleichgültigkeit gegen Das verrathen, was vorging. Seine Geberden und Blicke hatten aber auch nichts Gezwungenes – keine Miene von affectirtem Stoicismus, denn dieser lag nicht in seinem Charakter. Er hatte über Jumper's Witz gelacht und dem Patriotismus Abram's und der Andern eben so herzlichen Beifall geschenkt, als gegen das Verhalten der Verräther seine Mißbilligung zu erkennen gegeben.

Die Reihe, sich zu erklären, war nun an ihm und er stand mit bescheidener Haltung da, in der Erwartung, gefragt zu werden. Die Andern waren Alle mit ihren Namen aufgerufen worden, denn diese Namen waren dem Agenten sämmtlich bekannt.

Ich brauche kaum zu sagen, daß in diesem kritischen Augenblicke die tiefste Stille herrschte. In den Reihen der Soldaten – unter den indianischen Kriegern – überall war ein Augenblick athemloser Spannung eingetreten, als ob Jeder von der Ahnung eines bedeutungsvollen Auftrittes durchdrungen wäre. Ich für meinen Theil fühlte mich

überzeugt, daß eine Explosion im Begriffe stand, loszubrechen, und eben so, wie die Uebrigen, stand ich erwartungsvoll da.

Der Commissar brach das Schweigen mit den Worten:

»Endlich kommen wir zu Euch, Powell. Ehe wir aber etwas Weiteres vornehmen, laßt mich Euch fragen: Seid Ihr als Häuptling anerkannt?«

Es lag etwas Beleidigendes in dem Tone. Die Beleidigung war eine absichtliche und directe, wie das Mienenspiel des Sprechers deutlich bewies. Es lag Bosheit in seinem Auge – Bosheit mit dem Vertrauen auf in Aussicht stehenden Triumph gemischt. Die Frage war eine zwecklose und überflüssige. Thompson wußte recht wohl, daß Powell Häuptling war – allerdings Unterhäuptling, aber immer doch Häuptling – ein Kriegshäuptling der Rothstecken, des kriegerischsten Stammes der Nation. Die Frage ward blos gethan, um zu reizen und herauszufordern. Der Agent wollte das Gemüth erbittern, welches, wie Alle wußten, keines der sanftesten war.

Seltsamer Weise aber verfehlte die Beleidigung ihre Wirkung, oder es schien wenigstens so; die, welche eine zornige Antwort erwarteten, sahen sich getäuscht. Oceola gab keine Antwort. Nur ein eigenthümliches Lächeln war auf seinem Gesichte zu bemerken. Es war kein Lächeln des Zornes, aber auch nicht des Hohnes. Es war vielmehr ein Lächeln stummer, stolzer Verachtung – der Blick, welchen ein Mann von Rang und Bildung auf einen gemeinen Menschen wirft, der ihn schimpft. Die, welche diesen Blick sahen, waren der Meinung, daß der junge

Häuptling seinen Beleidiger einer Antwort für unwürdig, und die Beleidigung für – was sie auch wirklich war – zu gemein erachte, um Etwas darauf zu entgegnen. Dieser Meinung war ich eben so, wie die Andern, welche in meiner Nähe standen. Oceola's Blick hätte den Commis-sar zum Schweigen bringen oder ihn wenigstens veran-lassen sollen, seine Taktik zu ändern, wenn er nämlich für Verachtung und Spott überhaupt empfindlich gewe-sen wäre. Aber nein – die gemeine Seele des plebeischen Beamten war der Scham eben so verschlossen, als der Ge-rechtigkeit, und ohne weiter auf den ihm zugeworfenen Blick zu achten, verfolgte er seinen Plan weiter.

»Ich frage, seid Ihr Häuptling?« fuhr er fort, indem er das Verhör in noch beleidigenderem Tone wiederholte. »Habt Ihr das Recht, zu unterzeichnen?«

Dies Mal ward die Frage beantwortet, und zwar durch ein Dutzend Stimmen zu gleicher Zeit, Häuptlinge im Kreise, und Krieger, welche dahinter standen, schrieen:

»Die »Aufgehende Sonne«? Ob er ein Häuptling ist – ja wohl ist er ein Häuptling. Er hat das Recht, zu unter-zeichnen.«

»Warum will man sein Recht in Frage zichen?« frug Jumper mit höhnischem Gelächter. »Dazu ist es noch Zeit genug, wenn er es auszuüben wünscht. Jetzt wird er Dies wahrscheinlich nicht thun.«

»Aber ich *werde* es thun,« sagte Oceola, indem er sich an den Redner wendete und mit Nachdruck sprach. »Ich habe das Recht, zu unterzeichnen, und – *ich werde* unter-zeichnen.«

Es möchte schwer sein, die Wirkung zu schildern, welche durch diese unerwartete Erklärung hervorgerufen ward. Die ganze Versammlung – Weiße sowohl als Rothe – wurden davon überrascht, und einige Augenblicke lang war eine vibrirende Bewegung in der ganzen Menge zu bemerken und ward von einem verworrenen Murmeln begleitet. Auf allen Seiten hörte man Ausrufungen verschiedenen Inhalts, je nach der politischen Richtung Derer, von welchen sie ausgingen.

Alle aber verriethen Erstaunen. Bei Einigen geschah Dies im Tone der Freude, bei Andern in dem des Zornes oder Aergers. War es Oceola, welcher gesprochen? hatten sie recht gehört? Sollte die »Aufgehende Sonne« so bald wieder hinter den Wolken versinken? Stand Oceola nach Allem, was von ihm bekannt geworden – nach Allem, was er versprochen – ebenfalls im Begriffe, ein Verräther zu werden?

Solche Fragen gingen rasch unter den feindlichen Häuptlingen und Kriegern von Einem zum Andern, während die von der entgegengesetzten Partei ihre Freude kaum bergen konnten. Alle wußten, daß Oceola's Unterschrift der Sache ein Ende machen würde, und die Auswanderung ward dann Etwas, was sich von selbst verstand. Die Omatla's hatten dann Nichts mehr zu fürchten. Die feindlichen Krieger, welche es geschworen, konnten noch Widerstand leisten, aber es war kein Anführer unter ihnen, welcher die Patrioten an einander fesseln konnte, wie Oceola gethan. Wenn er abtrünnig ward, so ward der

Geist des Widerstandes ein schwacher Gegenstand und die Patrioten mußten an ihrer Sache verzweifeln.

Jumper, Wolke, Coa Hajo, Abram, Arpiucki und der Zwerg schienen Alle eben so von Erstaunen betroffen zu sein. Oceola – der Mann, auf den sie ihr volles Vertrauen gesetzt – der den kühnen Plan zur Opposition entworfen – der offene Feind Aller, welche bis jetzt für die Auswanderung das Wort ergriffen – er, der reine Patriot, an welchen Alle geglaubt – dem Alle getraut, stand jetzt im Begriffe, sie zu verlassen – jetzt, in der eilften Stunde, wo seine Abtrünnigkeit ihrer Sache verderblich werden mußte.

»Er ist bestochen worden,« sagten sie; »sein Patriotismus ist Verstellung, sein Widerstand Betrug gewesen. Er ist von dem Agenten erkauft worden; er ist fortwährend für ihn thätig gewesen. *Holywaugus! Iste-hulwa-stchay.*¹ Dies ist ein Verrath, schwärzer, als der Omatla's!«

So murmelten die Häuptlinge unter einander, während sie gleichzeitig Oceola mit dem grimmigen Blicke von Tigern betrachteten.

Ich wußte selbst nicht, was ich von Powell's Abtrünnigkeit denken sollte. Er hatte seinen Entschluß erklärt, den Vertrag zu unterzeichnen. Was bedurfte es mehr? Daß er bereit war, Dies zu thun, war seiner Haltung nach augenscheinlich, denn er schien blos darauf zu warten, daß der Agent ihn aufforderte.

¹Schlechter Mensich – Schurke.

Was die Frage betraf, ob der Commissar von seiner Absicht unterrichtet sei, so wußte ich, daß Dies nicht der Fall war. Jeder, der ihn in diesem Augenblicke ansah, würde ihn von aller Mitwissenschaft freigesprochen haben. Er war augenscheinlich über Oceola's Erklärung eben so sehr erstaunt, als irgend einer der andern Anwesenden, oder vielleicht noch mehr. Ja, die unerwartete Erklärung schien ihn förmlich verblüfft zu machen, so daß es einige Zeit dauerte, ehe er Etwas entgegnen konnte.

Endlich stammelte er:

»Sehr gut, Oceola! So tretet denn näher und unterschreibt.«

Thompson's Ton war ein anderer – er sprach besänftigend. Eine neue Aussicht eröffnete sich ihm. Oceola wollte unterschreiben und auf diese Weise in die Auswanderung willigen. Das Geschäft, mit dem ihn die oberste Regierung beauftragt, ward sonach zu Stande gebracht, und zwar mit einer Schnelligkeit, die ihm zum großen Verdienste angerechnet werden mußte. Der »alte Hickory« ward zufriedengestellt, und was war für den geschickten Agenten die nächste Folge? Nicht eine Mission zu einem Stamme von Wilden, sondern eine Gesandtschaft an irgend einen Hof der civilisirten Welt – vielleicht nach Spanien?

Ach, lieber Thompson, Deine Luftschlösser (*chateaux en Espagne*) wurden bald wieder über den Haufen geworfen! Sie stürzten eben so schnell ein, als sie erbauet worden – sie brachen zusammen, wie ein Kartenhaus.

Oceola trat an den Tisch und neigte sich darüber, wie um das Document genau durchzulesen. Seine Augen ließen rasch über das Pergament. Er schien eine besondere Stelle zu suchen.

Er fand sie – es war ein Name – er las ihn laut: »Charles Omatla!«

Dann richtete er sich wieder empor, sah den Commis-sar an und fragte ihn in ironischem Tone, ob er noch wün-sche, daß er unterzeichne?

»Ihr habt es versprochen, Oceola.«

»Dann will ich mein Versprechen halten.«

Während er diese Worte sprach, zog er sein langes spa-nisches Messer aus der Scheide, hob es hoch empor und stieß die Klinge durch das Pergament, so daß die Spitze tief in das Holz hineinfuhr.

»Das ist meine Unterschrift,« rief er, indem er den Stahl wieder herausriß. »Seht, Omatla! der Stich ist durch *Euer* Namen gegangen. Nehmt Euch in Acht, Verräther! Macht wieder ungeschehen, was Ihr gethan habt, oder diese Klinge findet vielleicht den Weg durch Euer Herz!«

»Also *das* meinte er!« rief der Commissar, indem er sich wüthend erhob. »Gut! Ich war auf diese Unverschämtheit – auf diese Gewaltthat vorbereitet. General Clinch, ich fordere Sie auf – Ihre Soldaten – lassen Sie ihn ergreifen – lassen Sie ihn festnehmen!«

Diese abgebrochenen Worte hörte ich mitten unter dem Gewirre der Stimmen. Ich hörte Clinch einem in seiner Nähe stehenden Offiziere einige Befehle ertheilen. Ich sah eine Anzahl Soldaten herbeistürzen und Oceola

umzingeln – der im nächsten Augenblicke von ihnen gepackt ward.

Erst als mehrere der blauröckigen Soldaten zur Erde niedergeworfen, erst als mehrere Musketen auf die Seite geschleudert worden und ein Dutzend starke Arme den jungen Häuptling festhielten, gab er sein verzweifeltes Bemühen, zu entrinnen, auf und stand dann, sich anscheinend ergebend, starr und unbeweglich da, als ob sein Körper von Eisen gewesen wäre.

Es war eine unerwartete Entwickelung – von den Weißen eben so unerwartet, als von den Indianern. Es war ein gewaltsames und durchaus nicht zu rechtfertigendes Verfahren. Hier war kein Gerichtshof, dessen Richter das Recht gehabt hätte, Jemanden wegen eines Ausdruckes der Verachtung festzunehmen. Es war eine Conferenz, und selbst die Insolenz einer einzigen Person konnte nicht ohne Zustimmung beider Parteien gestraft werden. General Thompson hatte seine Befugniß überschritten und eine eben so willkürliche, als illegale Macht ausgeübt.

Der Auftritt, welcher nun folgte, war so verworren, daß er aller Beschreibung spottet. Die Luft hallte wider von lauten Ausrufungen. Das Geschrei der Männer, das Gekreisch der Frauen, das Weinen der Kinder, das Geheul der indianischen Krieger – alles Dies schlug gleichzeitig an das Ohr. Es wurde kein Versuch zur Befreiung des jungen Häuptlings gemacht – im Beisein so vieler Truppen, so vieler Verräther wäre Dies unmöglich gewesen. Wohl aber ließen die patriotischen Häuptlinge, als sie von

dem Platze hinwegeilten, ihr wildes »Yo—ho—ehee!« hören — den Kriegsruf der Seminolen, welcher Vergeltung und Rache athmete.

Die Soldaten begannen Oceola in das Fort hineinzuschleppen.

»Tyrann!« rief er, indem er sein Auge auf den Commissar heftete, , Ihr habt durch Verrath triumphirt; aber glaubt nicht, daß die Sache zu Ende sei! Ihr könnt Oceola in's Gefängniß werfen — Ihr könnt ihn aufhängen, wenn Ihr wollt — aber glaubt nicht, daß sein Geist sterben werde. Nein; er wird leben und laut nach Rache schreien. Hört Ihr jene Töne? Kennt Ihr den Kriegsruf der Rothstecken? Merkt ihn Euch wohl, denn es ist nicht das letzte Mal, daß er an Euer Ohr schlagen wird: *Ho—yo—ho—eheeheee! yo—ho—ehee!* Höret Ihr, Tyrann! Es ist Euer Todtenruf — es ist Euer Todtenruf.«

Während er diese wilden Drohungen hervorstieß, ward er durch das Thor hindurchgezerrt und in das innerhalb der Pallisade stehende Wachthaus geschleppt.

Als ich unter der Menge nachfolgte, berührte mich Jemand am Arme, wie um meine Aufmerksamkeit zu erregen. Ich drehte mich herum und sah Haj-Ewa.

»Heute Abend an dem *We-wa*,¹« sagte sie, indem sie so sprach, daß sie von den Umstehenden nicht gehört werden konnte. »Es werden wieder Schatten auf dem Wasser sein, noch mehr Schatten vielleicht —«

¹Teich, Tümpel, kleiner See.

Weiter hörte ich Nichts. Das Gedränge trennte uns, und als ich wieder hinsah, hatte die wahnsinnige Königin den Platz verlassen.

FÜNTES KAPITEL. DER FECHTENDE GALLAGHER.

Der Gefangene ward in ein festes, fensterloses Blockhaus gesperrt. Der Zutritt zu ihm mußte ziemlich leicht sein, besonders für Die, welche Epauletten trugen. Es war meine Absicht, ihn zu besuchen; aus gewissen Gründen aber enthielt ich mich, diesen Plan in Ausführung zu bringen, so lange es noch Tag war. Ich wünschte, daß meine Unterredung so geheim als möglich stattfinden möchte, und wartete deßhalb auf die Nacht.

Ich ward hierzu auch noch durch andere Gründe bestimmt – ich hatte alle Hände voll zu thun, denn mit Arens Ringzold war ich noch nicht fertig.

Es kostete mir Mühe, mich für ein bestimmtes Verfahren zu entscheiden. Mein Gemüth war ein Chaos von Gemüthsbewegungen: Haß gegen die Verschwörer – Entrüstung über die ungerechte Handlungsweise des Agenten gegen Oceola – Liebe zu Maümee – bald zärtlich und vertrauensvoll – bald zweifelnd und eifersüchtig. Wie konnte ich unter solcher Verwirrung mit Klarheit denken!

Dennoch aber behauptete eins dieser Gefühle den Vorrang – Zorn gegen den Bösewicht, der mir nach dem Leben trachtete, war in diesem Augenblicke die stärkste Leidenschaft in meiner Brust.

Eine so herzlose, so ungerechtfertigte, so tödtliche Feindschaft hatte nicht verfehlt, mir den heißen Wunsch

nach Rache einzuflößen, und ich beschloß, meinen Feind auf jede Gefahr hin zu züchtigen.

Nur Der, nach dessen Leben durch einen Meuchelmörder getrachtet worden, kann die tödtliche Antipathie begreifen, welche ich gegen Arens Ringzold fühlte. Einen offenen Feind, welcher unter dem Impuls des Zornes, der Eifersucht oder eingebildeten Unrechts handelt, kann man achten. Selbst die beiden weißen Schurken und den gelben Ausreißer betrachtete ich nur mit Verachtung als Werkzeuge, die sich jedem Zwecke fügen; den Erzverschwörer selbst aber haßte und verachtete ich jetzt.

Dieses Gefühl war so stark, daß ich mich gedrungen fühlte, irgend einen Act der Vergeltung, eine Bemühung, meinen Beleidiger zu züchtigen, zu unternehmen.

Aber wie? Hierin lag die Ungewißheit. Wie? durch einen Zweikampf? Ein anderes Mittel konnte ich mir nicht denken. Der Verbrecher ward jetzt noch vom Gesetz geschützt. Ich konnte ihn nicht anders als durch meinen eigenen Arm erreichen.

Wohl erwog ich die Worte meines schwarzen Rathgebers, aber der treue Sclave hatte vergebens gesprochen und ich beschloß seinem Rathe entgegenzuhandeln, mochte nun der Zufall entscheiden, wie er wollte. Ich schickte mich an, die Herausforderung ergehen zu lassen.

Eine einzige Rücksicht bewog mich noch, zu zögern. Ich mußte Ringzold meine Gründe angeben.

Gern hätte ich sie ihm als Sterbeangedenken mitgegeben; aber wenn es mir nur gelang, ihn *halb* zu tödten,

oder wenn er *mich* halb tödtete, wie stand es dann mit der Zukunft? Dann wußte er um meine Pläne und konnte sich dieselben zu Nutze machen, während ich jetzt, ohne daß er es ahnte, die seinen kannte und seine Anschläge mit leichter Mühe vereiteln konnte.

Solche Berechnungen gingen mir rasch durch den Kopf, obschon ich sie mit einer Kaltblütigkeit betrachtete, welche mich bei späterer Ueberlegung selbst überraschte.

Die Ereignisse, welche mir in der letzten Zeit begegnet waren, hatten – in Verbindung mit dem Haß und Zorn gegen diesen heuchlerischen Schurken – mich wild, kalt und grausam gemacht. Ich war nicht mehr ich selbst und, so gottlos es auch scheinen mag, ich konnte meine Sehnsucht nach Rache nicht zähmen.

Ich bedurfte einen Freund und Rathgeber. Wen konnte ich zum Vertrauten meines furchtbaren Geheimnisse machen?

Täuschte mich nicht mein Ohr? Nein, es war die Stimme meines alten Schulkameraden Charley Gallagher. Ich hörte sie draußen und erkannte den Klang seines lustigen Gelächters.

Ein Detachement Scharfschützen war so eben von Charley geführt in das Fort eingerückt. Einen Augenblick später umarmten wir uns.

Was konnte gelegener kommen? Charley war auf der Militairakademie mein Stubenbursche – mein Busenfreund gewesen. Er verdiente mein Vertrauen und fast augenblicklich machte ich ihn mit dem Stande der Angelegenheit bekannt.

Es bedurfte einer langen Erklärung, um seinen Unglauben zu beseitigen. Er war nämlich geneigt, die ganze Sache – das heißt die Verschwörung gegen mein Leben – als einen Scherz zu betrachten. Der Büchsenschuß aber war wirklich gefallen und der Schwarze Jake stand dabei, um meine Erzählung zu bestätigen, so daß mein Freund sich endlich veranlaßt sah, die Sache von der ernsthaften Seite zu betrachten.

»Ich muß gestehen,« sagte er in seinem irischem Dialekte, »es ist dies der merkwürdigste Fall, der jemals in das Bereich meiner Erfahrung gekommen ist. Der Kerl muß doch ein eingefleischter Teufel sein. Hast Du noch nicht nachgesehen, lieber Georg, ob er nicht einen Pferdefuß hat?«

Trotz seines Namens und Dialektes war Charley kein geborener Irländer, sondern nur der Sohn einer Irländerin. Er war von Geburt ein New Yorker und konnte ganz gut Englisch sprechen, wenn er Lust hatte; aus exzentrischer Laune aber gefiel er sich, wenn er unter Freunden war, in dem so komischen Dialekte der Smaragdinsel und wußte diesen mit allerhand Redefiguren zu verzieren und noch mehr auszuschmücken.

Er war im Ganzen genommen ein seltsamer Kauz, dabei aber ehrenhaft und mit einem Herzen treu wie Stahl. Dabei war er auch kein Dummkopf und ließ sich weniger als irgend Jemand beleidigen oder hänseln. Er war schon wegen seiner Theilnahme an zwei oder drei Affairen berühmt, in welchen er sowohl die Hauptperson

als auch den Secundanten gespielt und sich den kriegerischen Beinamen des »fechtenden Gallagher« erworben hatte. Ich wußte, ehe ich ihn darum fragte, daß er mir den Rath geben würde: »Fordre den Hundsfott.« Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß es mir schwer werden würde, einen Grund für diese Herausforderung anzugeben.

»Das ist wahr, lieber Freund; da hast Du Recht. Aber dennoch würde die Sache sich machen lassen.«

»Wie denn?«

»Nun, der Kerl muß Dich fordern, das ist viel besser und Du erhältst dadurch zugleich die Wahl der Waffen.«

»Auf welche Weise aber kann ich ihn dazu bringen?«

»Ach, Du unschuldiges Lamm! Das ist ja so leicht wie nur was! Nenne ihn einen Lügner, und wenn das noch nicht unangenehm genug ist, so zupfe ihn an der Nase und spucke ihm Deinen Tabak in sein häßliches Gesicht. Da wird er sich schon zu einer Forderung verstehen müssen. – Komm', lieber Freund!« fuhr mein bereitwilliger Rathgeber fort, indem er sich nach der Thür bewegte. »Wo ist denn dieser Mr. Ringzold zu finden? Sage mir das und ich will Dir zeigen, wie Du an ihn kommen kannst! Rasch! rasch!«

Obschon mir dieser Vorschlag nicht recht gefiel, so hatte ich doch auch nicht moralische Kraft genug, ihm Widerstand zu leisten, und folgte diesem ungestümen Sohne eines Celten durch das geöffnete Thor.

SECHSTES KAPITEL. WIE MAN ZU EINEM DUELL REIZT.

Kaum waren wir draußen, so sahen wir auch schon Den, welchen wir suchten. Er stand in kurzer Entfernung von der Vorhalle und unterhielt sich mit einer Gruppe von Offizieren, unter welchen sich der schon erwähnte Zierbengel befand, welcher unter dem angemessenen Namen des »Stutzer Scott« bekannt war. Er war Adjutant des Obercommandanten und mit ihm überdies auch verwandt.

Ich machte meinem Begleiter bemerklich, wer Ringzold sei.

»Der in Civilkleidung,« sagte ich.

»O, Du brauchst mir ihn gar nicht erst zu bezeichnen; dieser Schlangenblick verräth sich schon selbst. Dieser Kerl braucht sich vor keinem Sturme zu fürchten, denn das Meer ersäuft ihn nicht. Nun paß auf, lieber Georg,« fuhr Gallagher fort, indem er sich zu mir herumdrehte und in ernsterem Tone sprach: »Befolge buchstäblich meinen Rath. Erst tritt ihm auf die Zehen und sieh, wie ihm das gefällt. Der Kerl muß Hühneraugen haben, denn er trägt enge Stiefel. Tritt ihn aber tüchtig, daß er gleich schreien muß. Natürlich wird er von Dir verlangen, Du sollest Dich entschuldigen – das muß er – aber Du wirst es nicht thun. Ganz gewiß wird sich dann die Sache ohne weitere Umstände machen. Wäre dies nicht der Fall, nun, dann versetze ihm einen Stoß vor das Hinterkastell.«

»Nein, Gallagher,« sagte ich, denn dieses Programm gefiel mir durchaus nicht, »so geht es nicht.«

»Warum denn nicht? Du wirst doch nicht etwa wieder zurücktreten wollen? Bedenke doch! Ein Kerl, der Dich hat ermorden wollen und es vielleicht auch früher oder später thun wird, wenn Du ihn entwischen lässest!«

»Das ist wohl wahr, aber –«

»Ach, schweig' doch mit Deinem Aber. Vorwärts und laß uns sehen, wovon die Leutchen sprechen Ich werde Dir eine Gelegenheit verschaffen oder mein Name ist nicht Gallagher.«

Immer noch unschlüssig, wie ich verfahren sollte, ging ich hinter meinem Begleiter drein und trat mit zu der Gruppe von Offizieren.

Natürlich fiel es mir nicht ein, Gallagher's Rathe folgen zu wollen. Ich hoffte, daß irgend eine Wendung in der Conversation mir die Gelegenheit verschaffen würde, die ich wünschte, ohne daß ich zu so rohen Extremen zu schreiten brauchte.

Meine Hoffnung täuschte mich auch nicht. Arens Ringzold schien sein Schicksal zu versuchen; denn kaum war ich mit zu der Gruppe hinzugetreten, so fand ich auch schon hinreichende Ursache zu meinem Zwecke.

»Da wir eben von indianischen Schönheiten sprechen,« sagte er, »so muß man gestehen, daß Niemand so viel Glück unter ihnen gemacht hat wie Scott hier. Er hat den Don Juan gespielt, seitdem er in das Fort gekommen ist.«

»O!« rief einer der kürzlich angelangten Offiziere, »das nimmt uns nicht Wunder. Er hat sich in dieser Hinsicht ausgezeichnet, seitdem ich ihn kenne. Ein Mann, welcher unter den Schönheiten von Saratoga unwiderstehlich ist,

wird sicherlich auch keine große Mühe haben, das Herz eines Indianermädchen zu erobern.

»Davon sei't nicht allzufest überzeugt, Capitain Roberts. Zuweilen sind diese Waldmamsells gegen uns Ritter mit den bleichen Gesichtern sehr schüchtern. Lieutenant Scott's gegenwärtiges Liebchen kostete ihm eine lange Belagerung, ehe er sie besiegen konnte. Ist es nicht so, Lieutenant?«

»Ach, dummes Zeug!« entgegnete der Stutzer mit selbstgefälligem Lächeln.

»Aber endlich ergab sie sich doch, nicht wahr?« sagte Roberts, indem er sich fragend zu Scott wendete.

Der Stutzer gab keine Antwort; sein Lächeln aber hatte offenbar den Zweck, die Stelle einer Bejahung zu vertreten.

»Ja wohl,« mischte Ringzold sich ein, »sie ergab sich endlich und ist jetzt, wie man sagt, die Favoritin.«

»Ihr Name – ihr Name!«

»Powell – Miß Powell.«

»Was? Dieser Name ist doch nicht indianisch.«

»Nein, meine Herren – die Dame ist auch keine Wilde, wie ich Ihnen versichern kann. Sie kann spielen und singen und auch lesen und schreiben – ganz allerliebste Liebesbriefchen. Ist es nicht so, Lieutenant?«

Ehe der Letztere antworten konnte, sprach ein Anderer:

»Ist das nicht der Name des jungen Häuptlings, welcher so eben festgenommen worden ist?«

»Allerdings,« antwortete Ringzold, »so ist der Name des Burschen. Ich hatte vergessen zu sagen, daß sie seine Schwester ist.«

»Wie, die Schwester von Oceola?«

»Weder mehr, noch weniger – sie ist ein Halbblut wie er. Unter den Weißen sind sie unter dem Namen Powell bekannt, denn dies war der Name des würdigen alten Herrn, der sie gezeugt hat. Oceola, was die »Aufgehende Sonne« bedeutet, ist der Name, unter welchem er unter den Seminolen bekannt ist und *ihr* indianischer Name ist ebenfalls ein sehr hübscher.«

»Wie lautet er denn? Lassen Sie uns ihn hören, damit wir selbst urtheilen können.«

»Maümee.«

»Das ist wirklich ein sehr hübscher Name.«

»Ja wohl! Wenn das Mädchen nur halb so hübsch ist, wie ihr Name, so ist Scott ein glücklicher Kauz.«

»O, sie ist ein wahres Wunder von Schönheit. – Ihre Augen schwimmen wie im flüssigen Feuer der Liebe; ihre Lippen sind lecker und süß wie Honigwaben. Ihre Gestalt ist lang, die Büste voll und fest; ihr Gliederbau ist wie der der cyprischen Göttin, und ihre Füße gleichen denen Aschenbrödels – mit Einem Worte, sie ist die Vollkommenheit selbst.«

»Aber, Scott, dann sind Sie wirklich der glücklichste Sterbliche, den es giebt. Indessen gestehen Sie, Ringzold! Sprechen Sie im Ernst? Hat er wirklich diese indianische Gottheit besiegt? Hat er Erfolge errungen? Sie verstehen, was ich meine?«

»Ganz gewiß,« lautete die rasche Antwort.

Bis zu diesem Augenblicke hatte ich mich nicht eingemischt. Die ersten Worte der Conversation hatten mich gefesselt wie ein Zauberspruch, und ich stand wie angewurzelt. Der Kopf schwindelte mir, und in meinem Herzen war es, als ob geschmolzenes Blei anstatt des Blutes pulsirte. Die kühnen Behauptungen hatten mich so betroffen gemacht, daß es einige Zeit dauerte, ehe ich wieder Athem bekam, und mehr als einer der Umstehenden bemerkte die Wirkung, welche das Gespräch auf mich äußerte.

Nach kurzer Zeit ward ich ruhiger oder vielmehr entschlossener. Gerade die Verzweiflung, welche in meiner Brust entwacht war, hatte die Wirkung, daß sie meine Nerven stählte, und gerade, als Ringzold die schlüpfrige Behauptung aussprach, war ich für ihn bereit.

»Lügner!« rief ich, und ehe noch die Röthe in seine Wange emporsteigen konnte, versetzte ich ihm mit der umgewendeten Hand einen Schlag darauf, der ohne Zweifel dazu beitrug, die Farbe zu erhöhen.

»Sehr schön gemacht!« rief Gallagher. »Darüber kann kein Mißverständniß obwalten.«

Es waltete auch keins ob. Mein Gegner nahm die That für das an, was sie sein sollte – eine tödtliche Beleidigung. In solcher Umgebung konnte es nicht anders sein, und indem er einige unverständliche Drohungen murmelte, ging er, von seinem speciellen Freunde, dem Don Juan, und zwei oder drei Anderen begleitet, von dem Platze hinweg.

Der Vorfall äußerte, anstatt eine größere Menge herbeizulocken, die entgegengesetzte Wirkung. Er zerstreuete die kleine Gruppe, welche Augenzeugen desselben gewesen. Die Offiziere zogen sich in das Fort zurück, um sich über die Beweggründe zu meiner That zu unterreden und Vermuthungen über die Frage anzustellen, wann und wo die Sache wohl ausgesprochen werden würde.

Gallagher und ich verließen den Platz ebenfalls und begannen uns in meinem Quartier auf das kommende Ereigniß vorzubereiten.

SIEBENTES KAPITEL. – DIE HERAUSFORDERUNG.

Zu der Zeit, von welcher ich schreibe, war das Duellieren in der Armee der Vereinigten Staaten nichts Ungewöhnliches. In Kriegszeiten ist es auch jetzt noch selten, wie ich aus kürzlicher Erfahrung bezeugen kann. Es ist den Gesetzen des amerikanischen Militairdienstes eben so zuwider wie, glaube ich, jedem andern Militairgesetze in der civilisirten Welt. Trotzdem wird eine Verletzung dieses Gesetzes in dieser Hinsicht gewöhnlich mit Nachsicht betrachtet und öfter vertuscht als bestraft. So Viel wenigstens kann ich versichern, daß jeder Offizier in der amerikanischen Armee, welcher ein Lügner genannt worden ist, in der Uebertretung dieses Gesetzes mehr Ehre finden wird, als in der Beobachtung desselben.

Nach Allem, was über das Duell gesagt und geschrieben worden, ist das Geschrei dagegen eine elende Spiegelefchterei, wenigstens in den Vereinigten Staaten von

Amerika – weiter Nichts, als süperbe Heuchelei. So allgemein auch die Verdammung des Duells ausgesprochen worden, so möchte ich mich doch nicht dahinter flüchten. Ich weiß, daß sie mich nicht davor schützen würde, mit dem häßlichen Namen eines Feiglings belegt zu werden. Ich habe wenigstens wiederholt bemerkt, daß die Zeitungen, welche in ihren Declamationen gegen das Duell am lautesten sind, auch gewöhnlich die sind, welche Dem, der sich nicht schlagen will, den Namen einer »Memme« in's Gesicht schleudern.

Es ist einmal so. In Amerika findet der moralische Muth, obschon man ihm viele Lobsprüche spendet, nicht bereitwilligen Glauben. Eine Weigerung, sich auf eine ergangene Forderung zu stellen, wird nicht auf diese Weise erklärt. Man nennt es »den Kopf aus der Schlinge ziehen«, »klein zugeben«, »Chamade schlagen« u. s. w. und der Mann, welcher dies thut, darf seiner Geliebten nicht wieder vor die Augen kommen – sie würde ihn »mit ihren Strumpfbändern peitschen«.

Mehr als ein Mal habe ich diese Drohung von schönen Lippen und mitten in einem glänzenden Cirkel aussprechen hören. Der moralische Muth eines Mannes, der sich einer solchen Züchtigung preisgabe, müßte sehr groß sein.

Bei einer herrschenden Meinung dieser Art hatte ich daher Arens Ringzold gezwungen, mich zu fordern, und ich freute mich, wenn ich daran dachte, daß ich dies gethan, ohne mein Geheimniß zu compromittiren.

Aber ach, der Anlaß, den er mir gegeben, war ein sehr schmerzlicher, und wenn er der größte Feigling in der Welt gewesen wäre, so hätte er sich nicht elender fühlen können als ich, während ich in mein Quartier zurückkehrte.

Mein jovialer Freund konnte mich nicht mehr erheitern, obschon es nicht Furcht vor dem bevorstehenden Kampfe war, was meinen Geist umwölkte.

Fern davon! Daran dachte ich kaum. Meine Gedanken galten Maümee; Dem, was ich so eben gehört. Sie war falsch – falsch – sie verrieth und ward selbst verrathen – sie war verloren – verloren auf immer. Ich war wirklich elend!

Nur Eins hätte mich noch elender machen können – ein Hinderniß, welches sich dem erwarteten Kampfe entgegengestellt – irgend Etwas, was meine Rache vereitelt hätte. Auf dem Duell ruhten jetzt meine Hoffnungen. Es konnte mich in den Stand setzen, mein Herz des heißen Blutes zu entledigen, welches dasselbe verbrannte. Aber nicht alles Blutes. Er hatte auch vor mir gestanden – er, der Verführer, welcher dieses Elend herbeigeführt. Ich wünschte einen Vorwand zu finden, um ihn ebenfalls zu fordern. Ich wollte es auch thun, Warum hatte ich es nicht schon gethan? Warum schlug ich ihn nicht um dieses Lächelns willen ebenfalls in's Gesicht? Ich hätte mich ja gleichzeitig mit ihnen Beiden schlagen können, mit Einem nach dem Andern.

So rasete ich, während Gallagher neben mir stand. Mein Freund kannte nicht mein ganzes Geheimniß. Er fragte, was ich gegen den Adjutanten hätte.

»Sprich ein Wort, Georg, und wir wollen ein vierhändiges Spiel aus der Sache machen. Bei Sanct Patrick! Ich hätte große Lust, diesem dämmrigen Pfauhahn einige Federn auszurupfen.«

»Nein, Gallagher, nein. Die Sache geht Dich Nichts an – *mir* könntest Du keine Satisfaction dafür geben. Laß uns warten, bis wir mehr wissen. Ich kann es nicht glauben – ich kann es nicht glauben.«

»Was denn?«

»Jetzt nicht, mein Freund. Wenn es vorüber ist, werde ich mich genauer erklären.«

»Gut, lieber Freund. Charley Gallagher ist nicht der Mann, der Deine Geheimnisse stört. Laß uns jetzt nach unseren Bullenbeißern sehen und uns überzeugen, daß sie in geeignetem Zustande sind, um tüchtig beißen zu können. Ich hoffe nur, daß die Kerls nicht etwa im Hauptquartier von der Sache plappern und uns um die ganze Geschichte bringen.«

Das war aus meine einzige Furcht. Ich wußte, daß Verhaftung möglich – wahrscheinlich – ja gewiß war, wenn mein Gegner es wünschte. Meine Verhaftung aber hätte der Sache ein Ende gemacht, und ich hätte mich dann in einer schlimmern Lage befunden als vorher.

Ringzold's Vater war fort; diesen günstigen Umstand hatte ich ermittelt; aber deßwegen war die Sache immer noch nicht sicher. Der Obercommandant war der Freund

der Familie – ein Wort in sein Ohr wäre hinreichend gewesen. Ich fürchtete, daß der Adjutant Scott, von Arens instruiert, dieses Wort flüstern würde.

»Er wird es aber nicht wagen,« sagte Gallagher. »Du hast die Sache zu gut gemacht. Er wird nicht wagen, sich schmutzig zu zeigen. Es könnte herauskommen und dann könnte er sich nur gratuliren. Ueberdies ist es ja sein Wunsch, Dich umzubringen, und er sollte daher eigentlich froh sein über diese schöne Gelegenheit, die Du ihm dazu giebst. Er ist kein schlechter Schütze, sagt man. Also nur nicht ängstlich, Georg. Er kann den Kopf nicht aus der Schlinge ziehen. – Er muß sich schlagen und er wird sich schlagen. Ha! sagte ich es nicht! Sieh', dort kommt der Apollo von Belvedere! Heiliger Moses! wie Phöbus scheint!«

Es ward an meine Thür gepocht; ich rief: »Herein!« die Thür öffnete sich und der Adjutant erschien in voller Uniform.

»Er will mich verhaften,« dachte ich, und der Muth entsank mir.

Aber nein; das frisch geschriebene Billet verrieth einen andern Zweck und ich fühlte mich erleichtert. Es war die Herausforderung.

»Sie sind der Lieutenant Randolph, nicht wahr?« sagte der Adjutant, indem er auf mich zukam.

Ich zeigte auf Gallagher, gab aber keine Antwort.

»Soll dies bedeuten, daß Capitain Gallagher Ihr Freund und Secundant ist?«

Ich nickte.

Die Beiden näherten sich einander und begannen die Sache kaltblütig und freundlich zu besprechen.

Meine Erfahrung berechtigt mich, die Behauptung auszusprechen, daß die Höflichkeit, welche die Secundanten bei einem Duell gegen einander an den Tag legen, selbst von den vollendetsten Höflingen in der Welt nicht übertrffen werden kann.

Die Zeit, welche auf das Geschäft zu verwenden war, dauerte nicht lange. Gallagher hatte Routine in der Sache, und ich sah, daß der Adjutant ebenfalls nicht unbekannt damit war. Binnen fünf Minuten war Alles besprochen – Zeit, Ort, Waffen und Distanz.

Ich nickte; Gallagher machte eine tiefe Verbeugung; der Adjutant verneigte sich steif und verließ mein Zimmer.

Ich will den Leser nicht mit meinen Betrachtungen vor dem Duell noch mit vielen Einzelheiten der Sache selbst langweilen. Schilderungen von dergleichen Kämpfen kommen in Büchern sehr häufig vor, und ihre genaue Aehnlichkeit mag mir zur Entschuldigung gereichen, daß ich diese Schilderungen nicht noch um eine vermehre.

Unser Kampf unterschied sich von der gewöhnlichen Art blos durch die Waffe, der wir uns bedienten. Wir schlugen uns auf *Kugelbüchsen*, anstatt auf Degen oder Pistolen – es war meine Wahl – denn ich war der Geforderte. Ich hatte das Recht, aber mein Gegner war gern

damit einverstanden, denn er war in dem Gebrauche der Büchse eben so bewandert als ich. Ich wählte diese Waffe, weil sie die *tödtlichste* war.

Die festgesetzte Zeit war eine Stunde vor Sonnenuntergang. Ich hatte diese baldige Entscheidung verlangt, weil ich immer fürchtete, daß wir unterbrochen werden könnten. Der Ort war ein ebener Platz am Rande des kleinen Teiches, wo ich Haj-Ewa getroffen – die Entfernung war zehn Schritte.

Wir fanden uns ein – nahmen, einander den Rücken zukehrend, unsere Stellungen – warteten auf das verhängnißvolle Signal: »Eins, zwei, drei,« – empfingen es, drehten uns rasch herum und gaben Feuer auf einander.

Ich hörte das Zischen der bleiernen Kugel, als sie an meinem Ohr vorbeisaus'te, fühlte aber keinen Schlag.

Der Rauch verzog sich. Ich sah meinen Gegner auf der Erde liegen – er war nicht todt – er krümmte sich und stöhnte. Die Secundanten und mehrere Zuschauer, welche mit zugegen waren, liefen auf ihn zu; ich aber blieb auf meinem Platze stehen.

»Nun, Gallagher? fragte ich, als mein Freund zu mir zurückkam.

»Du hast ihn dicht über dem Ellnbogen in den rechten Arm getroffen.«

»Weiter Nichts?

»Na, ist das nicht genug? Höre, wie der Hund winselt!«

Es war mir zu Muthe, wie wahrscheinlich dem Tiger zu Muthe ist, nachdem er einmal Blut gekostet, obschon ich mir meine Wildheit jetzt nicht erklären kann. Mein

Feind hatte nach meinem Leben getrachtet – ich dürstete nach dem seinen. Dieser Gedanke hatte in Verbindung mit dem andern mich fast zum Wahnsinn getrieben.

Ich war nicht zufriedengestellt und wollte keine darauf gerichtete Erklärung abgeben. Mein Gegner dagegen hatte genug, und es lag ihm daran, unter irgend einer Bedingung vom Platze hinweggeschafft zu werden. So mit war die Sache zu Ende.

Es war mein erstes Duell, aber nicht mein letztes.

ACHTES KAPITEL. DAS STELLDICHEIN.

Unsere Gegner gingen schweigend fort – die Zuschauer mit ihnen – während mein Secundant und ich auf dem Platze zurückblieben.

Es war meine Absicht, bei dem kleinen See zu bleiben. Ich gedachte der von Haj-Ewa an mich ergangenen Einladung. Wenn ich blieb, so ersparte ich den doppelten Weg. Besser war es, wenn ich wartete, bis sie kam. Ein Blick nach dem westlichen Horizonte zeigte mir, daß die Sonne schon hinter den Wipfeln der Bäume hinabgesunken war; die Dämmerung war jedenfalls kurz. Der junge Mond stand schon am Himmel. Vielleicht dauerte es nur wenige Minuten, bis Haj-Ewa kam. Ich beschloß zu bleiben.

Ich wünschte nicht, daß Gallagher bei mir bliebe, und gab daher den Wunsch zu erkennen, allein zu sein.

Mein Begleiter ward durch diese Bitte ein wenig überrascht und betroffen, doch besaß er zu viel Lebensart, um sich nicht sofort darein zu fügen.

»Aber, Georg, lieber Freund,« sagte er, als er im Begriff stand, sich zu entfernen, »ganz gewiß fehlt Dir Etwas. Ist das Duell nicht ganz nach Deiner Zufriedenheit ausgefallen? Ich weiß, Du bist ärgerlich, daß Du ihn nicht todtgeschossen hast. Meiner Treu, Du machst ein so trauriges Gesicht, als ob er Dich todtgeschossen hätte!«

»Lieber Freund, laß mich allein. Wenn ich wieder in's Quartier zurückkomme, sollst Du die Ursache meiner Niedergeschlagenheit erfahren und warum ich mich jetzt von Deiner angenehmen Gesellschaft zu trennen wünsche.«

»O, ich kann es fast errathen,« entgegnete er mit bedeutsamem Gelächter; »wenn Schüsse gewechselt werden, so ist alle Mal eine Schürze mit im Spiel. Doch laß das nur gut sein – ich bin nicht böse, wenn Du mir Deine Geheimnisse nicht anvertraust, denn ich verstehe nicht, sie zu bewahren. Natürlich wirst Du jetzt bessere Gesellschaft bekommen als die meinige ist. Nach Dem, was Du mir gesagt, ist dies gar nicht außerhalb der Grenzen der Wahrscheinlichkeit.«

Indem mein Freund dies sagte, machte er eine kleine silberne Pfeife von einem Knopfe seines Rockes los und überreichte sie mir.

»Wenn sich irgend ein Uebelstand oder eine Unannehmlichkeit ereignen sollte,« fuhr er fort, »so setze diese Pfeife an den Mund und Charley Gallagher wird an Deiner Seite sein, ehe Du Jack Robinson sagen kannst. Also, Cupido möge Dir günstig sein. Ich will mittlerweile gehen und mir die Zeit bei einem Glase Negus vertreiben.«

Mit diesen Worten überließ mich mein gutmüthiger Freund mir selbst.

Ich hörte auf, an ihn zu denken, ehe er meinen Augen entchwunden war. Selbst der blutige Kampf, an welchem ich so eben betheiligt gewesen, entschwand aus meinen Gedanken. Maümee – ihre Untreue und ihr Fall – beschäftigten allein meine Gedanken.

Eine lange Weile zweifelte ich nicht an Dem, was ich gehört. Wie konnte ich auch, wo so umständliche Beweise vorlagen – das Zeugniß Derer, welche von dem Scandal Kenntniß hatten, des Hauptthäters, dessen schweigendes Lächeln mehr verrieth als Worte – jenes triumphirende Lächeln – warum hatte ich es ohne Herausforderung vorübergehen lassen? Es war noch nicht zu spät – ich wollte den Menschen auffordern, sich rund heraus und ohne Umschweife zu erklären. Ja oder Nein. Sagte er Ja, nun dann war ein zweites Duell vor der Thür, tödtlicher als das erste.

Troß dieser Entschlüsse, meinen Nebenbuhler zu einer Erklärung zu zwingen, zweifelte ich nicht an der verdamgenden Wahrheit. Ich war bemüht, mich in diese Tortur zu fügen.

Lange lag meine Seele so auf der Folter – über eine Stunde lang. Dann, als mein Blut kälter ward, tauchten Gedanken von ruhigerer Art in meinem Gemüthe auf und dann und wann erfuhr ich den beschwichtigenden Einfluß der Hoffnung, ganz besonders wenn ich an die Worte Haj-Ewa's dachte, die sie in der vorigen Nacht gesprochen.

Die Wahnsinnige hatte doch nicht etwa meiner gespottet? Ganz gewiß war es nicht ein Traum ihres wahnsinnigen Gehirns, ein verzerrtes Spiegelbild des Gedächtnisses – der Erinnerung an irgend einen längst vergangenen, längst vergessenen Auftritt, an den nur noch sie dachte. Nein, nein; ihre Geschichte war nicht verzerrt – ihre Gedanken waren nicht wahnsinnig – ihre Worte waren kein Spott. Wie süß war es, dies zu denken!

Ja – ich begann Anwandlungen von sanften, von mehr als sanften – von angenehmen Gedanken zu empfinden.

Ach, sie entschwanden sehr bald wieder! Die Erinnerung an jene kecken Worte – an jene lächelnden Hindeutungen zerstreute oder verfinsterte sie wieder, wie Flecken die Sonne verfinstern. Er hatte Erfolge errungen – sie war jetzt seine Favoritin – »Ganz gewiß« – diese Worte waren schlimmer als der Tod. Dennoch aber verdiente ein solches Zeugniß nicht, daß man festen Gläuben darauf bauete.

Ich sehnte mich nach Licht – nach jenem wahren Lichte – dem Augenschein der Sinne – welcher Nichts ungewiß läßt. Ich wollte es mit rascher Gerechtigkeit suchen, ohne Rücksicht auf den Ausgang, bis es ihre ganze Geschichte beleuchtete, und bewies, daß die Vergangenheit eine Schmach, die Zukunft ein Chaos wilder Verzweiflung war. Ich sehnte mich nach Licht – ich sehnte mich nach Haj-Ewa's Ankunft. Ich wußte nicht, was die Wahnsinnige von mir wollte – wahrscheinlich Etwas in Bezug auf den Gefangenen. Seit Mittag hatte ich wenig an ihn gedacht. Die wahnsinnige Königin ging überall hin und

kannte Jeden und Alles – sie verstand auch Alles – und verstand es gut, denn auch sie war ja verrathen worden.

Ich begab mich nach dem Platze, wo wir uns am Abend vorher getroffen. Dort konnte ich sie erwarten. Ich überschritt die kleine Anhöhe zwischen den Stämmen der Palmetto's. Es war der gerade Weg nach der schattigen Seite des kleinen Sees. Ich ging den Abhang hinunter und stand wie vorher unter den sich ausbreitenden Armen der Lebenseiche.

Haj-Ewa stand vor mir. Ein einziger schräg durch die Blätter fallender Mondstrahl beleuchtete ihre majestatische Gestalt. In diesem Lichte funkelten die beiden Schlangen mit metallähnlichem Glanze und es war, als ob Hals und Leib der Wahnsinnigen mit kostbaren Juwelen umgürtet wäre.

»*Hinklas*, schöner Mico! Du bist da! Tapferer Mico! wo war Dein Auge und Dein Arm, daß Du den *Iste hulwa* nicht tödtetest?

»Ach, der Jäger des Rehes,
Er war so betroffen von Furcht,
Als er stand vor dem Wolf,
Dem blutgierigen, bösen Wolf;
Als er sah den schnaubenden Wolf,
Zitterte er so vor Furcht,
Daß unverletzt der grimmige Wolf davonlief.«

»Ha, ha, ha! War es nicht so, wackerer Mico?«

»Es war nicht Furcht, was mich hinderte, Ewa. Ueberdies kam auch der Wolf nicht unversehrt davon.«

»Ho! der Wolf ist in's Bein verwundet worden – er wird sich aber wieder gesund lecken – er wird so stark sein wie je. *Hulwak!* Du hättest ihn tödten sollen, schöner Mico, ehe er die ganze Meute über Dich bringt.«

»Wer kann für Mißgeschick? ich bin in jeder Hinsicht unglücklich.«

»Coree, coree – nein. Du sollst glücklich sein, junger Mico; Du sollst glücklich werden, Freund der rothen Seminolin – warte, bis Du siehst –«

»Was soll ich sehen?«

»Geduld, *chepawnee!* Heute Nacht unter diesem selben Baume wirst Du sehen, was schön ist – wirst Du sehen, was süß ist – und vielleicht wird Haj-Ewa gerächt werden.«

Diese letzten Worte wurden mit ernstem Nachdruck und in einem Tone gesprochen, welcher ein starkes Gefühl des Grolles gegen eine unbekannte Person verrieth. Ich konnte die Art und Weise der erwarteten Rache nicht begreifen.

»Sein Sohn – ja,« fuhr die Wahnsinnige jetzt mit sich allein sprechend fort, »er muß es sein – er muß. Seine Augen, sein Haar, seine Gestalt, sein Gang, sein Name; sein Sohn und der *ihrige*. O, Haj-Ewa wird Rache finden.«

War ich vielleicht selbst der Gegenstand dieser Drohung? Ein solcher Gedanke kam mir ein.

»Gute Ewa! von wem sprecht Ihr?«

Durch meine Stimme wieder aufgerüttelt, sah sie mich mit verstörtem Blicke an und stimmte dann ihren gewöhnlichen Gesang an:

»Warum traute ich einem bleichen Gesicht,
Ho, ho, ho!« u. s. w.

Plötzlich schwieg sie. Sie schien sich wieder zu besinnen und versuchte meine Frage zu beantworten.

»Von wem ich spreche, junger Mico? – von ihm, dem Schönen, – dem Gottlosen – dem Falschen – dem *Wykomé hulwa*.¹ Sieh'! er kommt, er kommt! Sieh' ihn im Wasser. Ho, ho! er ist es! Auf, junger Mico; auf in Deine blattreiche Laube. Warte, bis Ewa kommt! Höre, was Du hören kannst – sieh', was Du sehen kannst; aber so lieb Dir Dein Leben ist, röhre Dich nicht, bis ich das Zeichen gebe. Hinauf! hinauf! hinauf!«

Gerade so, wie am Abend vorher, glitt die Wahnsinnige, nachdem sie mich halb in die Äste der Lebenseiche hinaufgehoben, in den Schatten hinweg.

Ich verlor keine Zeit, wieder meine frühere Position einzunehmen, wo ich still und erwartungsvoll saß.

Der Schatten war kürzer geworden, aber es war noch genug davon da, um mir zu zeigen, daß es die Stimme eines Mannes war. Noch ein Augenblick, und er war verschwunden.

Nur wenige Secunden waren vergangen, es ward ein zweiter Schatten auf das Wasser geworfen, der über die Anhöhe näher kam und gleichsam der Spur des ersten folgte, obschon die beiden Personen nicht zusammen zu gehören schienen.

¹Der böse Geist.

Diesen zweiten Schatten konnte ich seinen vollen Umrissen nach verfolgen. Es war die Gestalt eines Weibes, einer Person, deren aufrechte und ungezwungene Haltung bewies, daß sie jung war. Selbst der Schatten zeigte eine gewisse Symmetrie der Formen und Anmuth der Bewegung, welche mit dem Alter nicht vereinbar war.

War es wieder Haj-Ewa? War sie rund um das Dickicht herumgegangen und folgte sie jetzt den Tritten des Mannes?

Einen Augenblick lang glaubte ich dies, bald aber bemerkte ich, daß ich mich getäuscht hatte.

Der Mann kam näher unter den Baum. Derselbe Mondstrahl, der nur einen Augenblick vorher auf Haj-Ewa gefallen war, fiel jetzt auf ihn und ich sah ihn mit hinreichender Deutlichkeit – es war der Adjutant.

Er blieb stehen, zog seine Uhr heraus, hielt sie gegen das Licht und schien genau die Stunde zu ermitteln.

Ich adtete jedoch nicht weiter auf ihn; ein zweites Gesicht erschien unter diesem silbernen Strahle – falsch und glänzend, wie dieser Strahl selbst. Es war das Gesicht, welches mir das liebreizendste auf der Welt zu sein schien – das Gesicht Maümee's.

NEUNTES KAPITEL. EINE AUFKLÄRUNG.

Dies waren also die Schatten auf dem Wasser, welche Haj-Ewa mir versprochen – schwarze Schatten auf meinem Herzen!

Wahnsinnige Königin der Micosaucs! Was habe ich gethan, um diese Qual zu verdienen? Auch Du mein

Feind? Wäre ich Dein tödtlichster Gegner gewesen, so hättest Du kaum einen schärferen Stachel für Deine Rache finden können!

Auge im Auge standen Maümee und ihr Geliebter – Verführte und Verführer. Ich hatte an der Persönlichkeit Beider keinen Zweifel. Das Mondlicht fiel auf Beide – nicht mehr mit sanftem silbernem Lichte, sondern roth und grell schimmernd, gleich den Lichtern in einem Bagnو. Es war vielleicht nur eine Täuschung – der Widerschein einer entflammten Phantasie, welche mich von innen heraus gefangen nahm, aber mein Glaube an ihre Unschuld war dahin – hoffnungslos dahin; sogar die Luft schien von ihrer Schuld verpestet zu werden – die Welt schien ein Chaos von Verworfenheit und Schmach.

Ich hatte keinen andern Gedanken, als daß ich einem vorher verabredeten Stelldichein beiwohnte. Wie konnte ich auch etwas Anderes denken! Keins von Beiden ließ eine Spur von Ueberraschung blicken, als sie sich einander näherten. Sie sahen sich, wie Personen, welche versprochen haben, zu kommen die einander schon auf diese Weise getroffen haben. Augenscheinlich erwartete Eins das Andere. Obschon andere Gemüthsbewegungen sich zu erkennen gaben, so war doch nicht der mindeste Anschein von Neuheit bei dieser Begegnung vorhanden.

Für mich war es eine furchtbare Krisis. Die Angst und Furcht eines ganzen Lebens in den Raum einer einzigen Minute zusammengedrängt, hätte nicht unerträglicher sein können. Das Blut schien mir das Herz zu verbrennen, während es hindurchströmte. Dieser Schmerz

war so heftig, daß ich mich kaum enthalten konnte, laut aufzuschreien.

Eine Anstrengung – eine gewaltige, entschlossene Anstrengung, und der Krampf war vorüber. Fest meine Nerven anspannend – fest die Aeste des Baumes packend – klammerte ich mich an meinen Sitz, entschlossen, mehr zu erfahren.

Es war dies ein glücklicher Entschluß. Hätte ich in diesem Augenblicke dem wilden Impulse der Leidenschaft nachgegeben und eine rücksichtslose Rache zu nehmen gesucht, so hätte ich mir wahrscheinlich selbst ein langes Leben der Reue und des Schmerzes bereitet. Die Geduld war mein Schutzengel und das Ende kam ganz anders.

Nicht ein Wort, nicht eine Bewegung, nicht ein Hauch! Was werden sie sagen? Was werden sie thun?

Meine Situation glich der des Mannes, dem das Schwert über dem Haupte hing. Indessen, wenn ich mir die Sache recht überlege, so ist das Gleichniß nicht blos ein abgenutztes, sondern auch ein unrichtiges. Das Schwert war schon gefallen, es konnte mich nicht mehr verwunden. Ich war wie gelähmt an Körper und Geist, unempfänglich für noch weiteren Schmerz. Kein Wort – keine Bewegung – kein Hauch. Was werden sie sagen? – Was werden sie thun?

Das Licht des Mondes ruht voll auf Maümee. Ich sehe sie vom Kopf bis zum Fuße. Wie ist sie gewachsen! – ein Weib in allen vollständigen Umrissen. Und ihre Liebenswürdigkeit hat mit ihrem Wachsthum Schritt gehalten. Ja, sie ist lieblicher als je.

Dämon der Eifersucht! bist Du nicht zufrieden mit Dem, was Du schon gethan hast? Hab' ich nicht genug gelitten? Warum hast Du sie mir in so bezaubernder Gestalt gezeigt? O daß sie häßlich und mit Runzeln bedeckt wäre – wie sie noch werden wird! Auch nur sie so zu sehen, wäre eine Genugthuung, eine Schmerzlinderung für meine gequälte Seele.

Aber es ist nicht so. Ihr Gesicht ist schön – nie war es schöner. Sanft und unschuldig wie immer – nicht eine Linie von Schuld läßt sich in diesen sanften Zügen auffinden – nicht ein Schimmer von Bösem weilt in diesem runden, rollenden Auge! Die Engel des Himmels sind schön, aber sie sind auch gut. O, wer könnte glauben, daß das Verbrechen sich hinter solchem Liebreiz verstecken würde!

Man glaube nicht, daß diese Betrachtungen viel Zeit beanspruchten. In wenigen Secunden zuckten sie durch meinen Sinn, denn der Gedanke ist schneller als der electrische Schlag. Sie durchzuckten mich, während ich darauf wartete, die ersten Worte zu hören, welche zu meinem Erstaunen einige Augenblicke lang ungesprochen blieben. Zu meinem Erstaunen, sage ich, denn *ich* hätte nicht auf diese Weise mit ihr zusammentreffen können. Mein Herz wäre auf meiner Zunge gewesen und meine Lippen –

Jetzt weiß ich es. Der heiße Ausbruch der Leidenschaft ist vorüber – die Fluth der Liebe ist gefallen – eine solche Zusammenkunft ist nichts Neues mehr. Vielleicht

wird der Wüstling ihrer schon überdrüssig. Sehet! Sie beggnen sich mit einer gewissen Schüchternheit. Kälte ist zwischen ihnen entstanden – vielleicht ein Liebeszwist – denn er ist nicht blos ein Schurke, sondern auch ein Narr – ein Narr, daß er sich nicht in diese Arme stürzt und sofort den Zwist wieder versöhnt.

Ha, würde diese Gelegenheit mir geboten! Die ganze Welt sollte mich nicht zurückhalten, die süße Umarmung zu suchen.

So bitter meine Gedanken auch waren, so wurden sie doch weniger bitter, als ich diese Haltung der Liebenden beobachtete. Es kam mir vor, als wäre sie eine halb feindselige. Kein Wort – keine Bewegung – kein Hauch. Was werden sie sagen? – was werden sie thun?

Meine Ungewißheit erreichte ihr Ende. Der Adjutant fand endlich Worte.

»Liebliche Maümee! Ihr habt Euer Versprechen gehalten.«

»Aber Ihr, Sir, wohl das Eure nicht? Nein – Ich lese es in Euren Blicken. Ihr habt noch Nichts für uns gethan.«

»Sei't versichert, Maümee, daß ich noch nicht Gelegenheit dazu gehabt habe. Der General ist so beschäftigt gewesen, daß es mir nicht möglich gewesen ist, ihm die Sache vorzutragen. Aber verlieret deßwegen die Geduld nicht. Ich bin überzeugt, daß es mir gelingen wird, ihn zu überreden, und Euer Besitzthum soll Euch, sobald es Zeit ist, wieder zurückgegeben werden. Sagt Eurer Mutter, sie solle sich keine Unruhe machen. Um Euretwillen, schöne Maümee, werde ich keine Mühe sparen. Glaubt

mir, es liegt mir an der Sache eben so viel als Euch selbst, aber Ihr müßt die schroffe Gemüthsart meines Onkels kennen und überdies, da er mit der Familie Ringzold auf dem freundschaftlichsten Fuße steht. Hierin liegt eben die Hauptschwierigkeit; aber ich fürchte nicht, daß es mir unmöglich sein werde, sie zu überwinden.«

»O, Sir, Eure Worte sind schön, aber sie haben für uns jetzt wenig Werth. Wir haben lange auf Euer Versprechen gewartet, uns als Freund zur Seite zu stehen. Wir wünschten blos eine Erörterung der Sache und diese hättet Ihr schon mit leichter Mühe auswirken können. Wir fragen jetzt nicht mehr nach unserem Besitzthum, denn größeres Unrecht macht uns das kleinere vergessen. Ich wäre heute Abend nicht hierher gekommen, wären wir nicht durch das Unglück – ich sollte vielmehr sagen die schändliche Barbarei, welche man an meinem armen Bruder verübt, in den größten Kummer versetzt worden. Ihr habt Freundschaft gegen unsere Familie zu erkennen gegeben. Ich komme jetzt, sie zu suchen, denn nun könnt Ihr sie beweisen. Verschafft meinem Bruder die Freiheit wieder, und dann will ich die schönen Worte glauben, die Ihr so oft gesprochen habt. Sagt nicht, es sei unmöglich. Es kann nicht einmal schwer für Euch sein, da Ihr unter den weisen Häuptlingen in so großem Ansehen steht. Mein Bruder hat sich vielleicht rauh und ungestüm benommen, aber er hat kein Verbrechen begangen, welches eine harte Strafe verdiente. Ein Wort von Euch zu dem großen Kriegshäuptling, und er würde in Freiheit gesetzt werden. Gehet denn und sprecht dieses Wort!«

»Reizende Maümee! Ihr wißt nicht, was Ihr von mir verlangt. Euer Bruder ist Gefangener auf Befehl des Agenten, und der Obercommandant muß diesen Befehl respectiren. Es ist bei uns nicht wie bei Euern Leuten. Ich bin blos ein Untergeordneter dem Range nach, und wollte ich den Antrag stellen, den Ihr von mir verlangt, so würde ich mir einen Verweis, ja vielleicht Strafe zuziehen.«

»O, Ihr fürchtet einen Verweis dafür, daß Ihr eine That der Gerechtigkeit übt, abgesehen von Eurer uns so oft gebotenen Freundschaft! Gut, Sir, ich habe weiter Nichts zu sagen als: wir glauben Euch nicht mehr. Ihr braucht nicht wieder in unsere bescheidene Hütte zu kommen.«

Sie wendete sich mit verächtlichem Lächeln ab. Wie schön war diese Verachtung!

»Bleibt, Maümee – schöne Maümee, geht nicht so von mir – zweifelt nicht, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften steht –«

»Thut, was ich von Euch verlangt habe. Verhelft meinem Bruder zur Freiheit – laßt ihn wieder nach Hause zurückkehren.«

»Wenn ich dies thäte –«

»Nun, Sir?«

»Wißt, Maümee, daß ich Alles auf's Spiel setzen würde, wenn ich dies thäte. Ich könnte meinen Rang verlieren – ich würde vielleicht zum gemeinen Soldaten degradirt – in den Augen meines Landes geschändet – ja vielleicht durch eine Einkerkerung gestraft, die härter wäre als die, welche Euer Bruder wahrscheinlich zu erdulden

hat. Alles Dies würde ich riskiren, wenn ich thäte, was Ihr verlangt.«

Maümee blieb stehen, gB aber keine Antwort.

»Und dennoch würde ich es auf alle diese Gefahren, ja sogar auf die Gefahr des Todes ankommen lassen, wenn Ihr, schöne Maümee« – hier ward er leidenschaftlich – »wenn Ihr einwilligtet –«

»Wozu, Sir?«

»Reizende Maümee, brauche ich es Euch zu sagen? Ach, ganz gewiß versteht Ihr, was ich meine! Ihr könnt nicht blind sein gegen die Liebe – gegen die Leidenschaft – gegen die innige Hingebung, welche Eure Schönheit mir eingeflößt hat –«

»Worein soll ich willigen, Sir?« fragte sie nochmals, aber in sanfterem Tone, welcher Nachgiebigkeit zu versprechen schien.

»Mich zu lieben, schöne Maümee – *mein Liebchen zu werden.*«

Einige Augenblicke lang erfolgte keine Antwort. Maümee stand unbeweglich da wie eine Bildsäule. Sie zuckte nicht einmal zusammen, als sie den schändlichen Antrag hörte, sondern stand im Gegentheile da wie in Stein verwandelt.

Ihr Schweigen äußerte auf den feurigen Liebhaber eine ermuthigende Wirkung. Er schien es als Zustimmung

zu deuten. In's Auge konnte er ihr aber nicht geblickt haben, denn sonst hätte er hier einen Ausdruck lesen müssen, der ihn gehindert haben würde, noch ferner auf seinem Ansinnen zu beharren. Nein, er konnte nicht diesen Blick bemerkt haben, denn sonst hätte er schwerlich einen solchen Irrthum begangen.

»Versprecht es nur, schöne Maümee. Euer Bruder soll dann frei sein, ehe noch der morgende Tag anbricht, und Ihr sollt Alles haben —«

»Schurke! Schurke! Schurke! Ha! ha! ha! – ha! ha! ha!«

In meinem ganzen Leben hatte ich noch nie etwas so Wonniges gehört wie dieses Lachen. Es war der süßeste Ton, der jemals an mein Ohr schlug. Alle Hochzeitsglocken, die jemals geläutet – alle Lauten, die je gespielt worden, alle Harfen und Flöten – alle Posaunen und Trompeten in der Welt hätten für mich keine so melodische Musik hervorzuzaubern vermocht.

Der Mond schien Silber vom Himmel herabströmen zu lassen – die Sterne waren größer und heller geworden – die Luft ward von balsamischem Dufte erfüllt, als ob himmlischer Weihrauch sich herabsenkte – die ganze Umgebung schien plötzlich in ein Elysium verwandelt zu sein!

ZEHNTES KAPITEL. ZWEI DUELLE AN EINEM TAGE.

Diese Krisis hätte für mich das Stichwort sein sollen, vom Baume herabzuspringen, aber ich war von einem Gefühl innigen Glückes überwältigt und konnte mich

nicht von meinem Sitze röhren. Der Pfeil war aus meiner Brust gezogen und hatte keine Spur von seinem Gifte darin zurückgelassen – das Blut strömte leicht durch meine Adern – mein Puls schlug fest und frei – meine Seele frohlockte. Ich hätte vor Freude weinen können. Mit gewaltiger Ueberwindung verhielt ich mich ruhig und wartete auf die Entwickelung, denn ich sah, daß der Auftritt noch nicht zu Ende war.

»Euer Liebchen – so!« rief die muthige Schöne in verächtlichem Tone, »also dies war der Beweggrund zu Euren Freundschaftsanerbietungen. Elender! wofür haltet Ihr mich? für eine Lagerdirne oder für eine leicht zu verführende Squaw der Yemassee? Wisset, Sir, daß ich an Geburt und Abstammung Eures Gleichen bin, und ob schon Eure Freunde, die bleichen Gesichter, mich meines Erbtheils beraubt haben, so giebt es doch noch Etwas, was weder sie noch Ihr mir nehmen könnt – die Ehre meines Namens! Euer Liebchen – fürwahr! Thor, der Ihr seid! Nein – nicht ein Mal Euer Weib möchte ich werden. Ehe ich mich an eine so niedrige Liebe wie die Eure verkaufe, will ich lieber nackt durch die Wildnisse wandeln und von den Früchten der Eiche leben. Ehe mein tapferer Bruder sich um einen solchen Preis loskauft, würde er lieber sein ganzes Leben lang in Euren Ketten schmachten. O, daß er hier wäre! O, daß er Zeuge wäre dieser schändlichen Beleidigung! Elender, er würde Dich zur Erde niederschmettern wie ein Rohr!«

Das Auge, die Haltung, der fest vorgesetzte Fuß, die furchtlose, entschlossene Geberde – Alles erinnerte mich

an Oceola, während er sich vor der Conferenz aussprach. Maümee war unzweifelhaft seine Schwester.

Der Adjutant bebte förmlich vor den vernichtenden Worten zurück und stand eine Weile lang wie beschämtda.

Er hatte dazu auch mehr als Eine Ursache. Vielleicht bereuete er, einen so übel aufgenommenen Antrag gestellt zu haben; weit größer aber war sicherlich das Gefühl der getäuschten Erwartung.

Einen Augenblick früher hätte er vielleicht seinem Ärger Schweigen geboten und Maümee ohne Beschäftigung ziehen lassen; die verächtliche Anrede aber hatte ihn zu einem gewissen Grade wahnsinniger Rücksichtslosigkeit aufgestachelt, und wahrscheinlich faßte er erst in diesem Augenblicke den Entschluß, seine Rohheit noch weiter zu treiben und seine Absicht durch Gewalt zu erreichen.

Ich konnte mir nicht denken, daß er schon, ehe er sich hier eingefunden, einen solchen Entschluß gefaßt hatte. Obschon als Wüstling bekannt, war er doch nicht der Mann für ein so gefährliches Unternehmen. Er war mehr eitel als muthig, und besaß nicht die Tollkühnheit des Ehrenräubers. Erst als er durch die Vorwürfe der Indianerin gereizt ward, beschloß er, zum Aeußersten zu schreiten.

Sie hatte ihm den Rücken gewendet und ging langsam hinweg.

»Nicht so schnell!« rief er, indem er ihr nacheilte und sie beim Arme ergriff, »nicht so schnell, Du braune Schöne! Glaube nicht, daß Du mich so leicht los wirst. Seit Monaten bin ich Dir nachgeschlichen, und bei dem Gott

Phöbus, ich werde Dich für das falsche Lächeln büßen lassen, durch welches Du mich berückt hast. Du brauchst Dich nicht zu sträuben – wir sind allein hier, und ehe wir uns trennen, will ich –«

Ich hörte nicht, was er weiter sagte. Ich schwang mich von dem Baume herab und eilte zu Hülfe; aber ehe ich noch den Ort erreichen konnte, war schon eine andere Person vor mir da.

Haj-Ewa stürzte mit wild funkelnden Blicke und lautem, wahnsinnigem Gelächter herbei. Sie hielt den Körper der Klapperschlange in ihren ausgestreckten Händen. Der Kopf des Thieres ragte weit vor, während sein langer Hals sich von einer Seite zur andern bewegte und verrieth, daß das Thier zornig, und begierig war, einen Angriff zu machen. Sein Zischen und das Geräusch seiner Klappern ließ sich von Zeit zu Zeit hören, während es so herbeigetragen ward.

Binnen wenigen Augenblicken stand die Wahnsinnige dem Adjutanten gegenüber, der, durch ihre Annäherung erschreckt, Maümee losgelassen hatte und, einen Schritt zurücktretend, diese eigenthümliche Erscheinung mit Erstaunen betrachtete.

»Ho! ho!« kreischte sie, während sie näher schlich. »Sein Sohn! Sein Sohn! Ich bin überzeugt davon, gerade wie sein falscher Vater – gerade wie er an dem Tage, wo er die vertrauende Ewa betrog. *Hulwak!* es ist die Stunde – dieselbe Stunde – der Mond in demselben Viertel – gehörnet und verrucht – auf das Verbrechen herab lächelnd! Ho! ho! die Stunde der That – die Stunde der

Rache! Das Verbrechen des Vaters soll durch den Sohn gebüßt werden! Großer Geist, gieb mir Rache! *Chitta mi-co!* Gieb mir Rache!«

Während sie diese wilden Worte sprach, sprang sie vorwärts, die Schlange weit ausgestreckt haltend, wie um ihr Gelegenheit zu geben, den Erschrockenen zu stechen.

Der Adjutant riß unwillkürlich den Degen aus der Scheide und rief, wie plötzlich von der Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, ermuthigt aus:

»Höllische Zaubererin! Wenn Du mir noch einen Schritt näher kommst, so stoße ich Dich nieder! Zurück! zurück, oder –«

Die Entschlossenheit seines Tones verrieth, daß er das, was er sagte, ernstlich meinte; aber seine Worte blieben unbeachtet. Die Wahnsinnige schlich sich immer näher, trotz der funkeln den Klinge, welche ihr drohte, und von deren Spitze sie schon erreicht werden konnte.

Ich war jetzt dicht an der Stelle. Ich hatte meinen Degen ebenfalls gezogen und hielt mich bereit, den verhängnißvollen Stoß zu pariren, der, wie ich jeden Augenblick glaubte, geführt werden würde.

Es war meine Absicht, Haj-Ewa zu retten, welche sich blindlings in ihr Verderben stürzen zu wollen schien. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre ich jedoch zu spät gekommen, wenn der Stoß geführt worden wäre; dies war aber nicht der Fall. Ob nun aus Entsetzen über den abenteuerlichen, gespenstischen Anblick seiner Angreifer, oder, was noch wahrscheinlicher war, aus Furcht, daß Haj-Ewa die Schlange auf ihn schleudern würde – kurz,

der Adjutant schien von einem plötzlichen Schrecken ergriffen zu werden und zog sich zurück.

Nur wenige Schritte reichten hin, um ihn bis an den Rand des Wassers zu bringen. Es lagen hier eine Menge lockere Steine umhergestreut. Unter diesen strauchelten plötzlich seine Füße und er stürzte auf ein Mal rückwärts plätschernd in den kleinen See.

Das Wasser war dicht am Rande schon sehr tief und er sank unter, so daß er nicht mehr zu sehen war. Vielleicht rettete dieses unfreiwillige Bad ihm das Leben. Es dauerte nicht lange, so tauchte er wieder empor und kletterte an dem Ufer herauf. Er war nun ganz wüthend und stürzte mit dem blanken Degen, den er in der Hand zu behalten gewußt, auf die Stelle zu, wo Haj-Ewa noch stand. Unter lautem, wilden Flüchten verkündete er seinen Entschluß, sie zu ermorden.

Es war aber nicht der weiche Körper eines Weibes oder einer Schlange, auf den seine Klinge stoßen sollte. Sie traf auf Stahl, so hart und funkelnnd wie der seine.

Ich hatte mich zwischen ihn und seine Opfer geworfen, und es war mir gelungen, Haj-Ewa von der Ausführung ihres Racheplanes zurückzuhalten. Als er heranstürmte, hinderte ihn seine Wuth, mehr noch aber das ihn halb blendende Wasser, mich zu sehen, und erst als unsere Klingen aneinander klirrten, schien er meine Gegenwart zu bemerken.

Es trat eine von Schweigen begleitete augenblickliche Pause ein.

»Sie, Randolph!« rief er endlich im Tone der Ueberraschung.

»Ja, Lieutenant Scott, es ist Randolph. Entschuldigen Sie meine Einmischung; da aber Ihre so schöne Liebes-scene plötzlich in einen Kampf überzugehen drohte, so hielt ich es für meine Pflicht, dazwischen zu treten.«

»Sie haben also gehorcht? Darf ich fragen, Sir, welches Recht Sie haben, meine Schritte auszuspioniren und sich in meine Angelegenheiten zu mischen?«

»Das Recht, oder vielmehr die Pflicht, welche alle Menschen haben, die schwache Unschuld gegen die Anschläge eines so furchtbaren Blaubart zu schützen, wie Sie zu sein scheinen.«

»Beim Teufel! das sollen Sie bereuen!«

»Jetzt? – oder wann sonst?«

»Sobald es Ihnen beliebt.«

»Keine Zeit könnte besser sein, als die jetzige. Kommen Sie heran!«

Es ward weiter kein Wort zwischen uns gesprochen, einen Augenblick später aber fuhren unsere Klingen heftig in einander.

Der Kampf dauerte nicht lange. Bei dem dritten oder vierten Stoße rannte ich meinen Gegner durch die rechte Schulter, so daß er kampfunfähig ward. Sein Degen fiel klirrend unter die Kiesel.

»Sie haben mich verwundet!« rief er. »Ich bin entwaffnet,« setzte er hinzu, indem er auf den ihm entfallenen Degen zeigte. »Genug, Sir, ich bin zufrieden gestellt!«

»Aber ich nicht eher, als bis Sie auf diese Steine niedergenkieet sind und die, welche Sie so gröblich beleidigt, um Verzeihung gebeten haben.«

»Niemals!« rief er, »niemals!«

Und während er diese Worte sprach und dadurch, wie ich glaubte, einen Beweis von Entschlossenheit und Muth gab, drehete er sich herum und begann zu meinem großen Erstaunen von dem Platze hinwegzueilen.

Ich lief ihm nach und holte ihn bald ein. Ich hätte ihn in den Rücken stoßen können, wenn ich von blutdürstigen Gelüsten beseelt gewesen wäre; statt dessen aber begnügte ich mich, ihm einen Fußtritt auf das Hintertheil zu versetzen und ließ ihn, ohne einen weitern Abschiedsgruß hinzuzufügen, dann seine schmachvolle Flucht weiter fortsetzen.

EILFTES KAPITEL. EINE STUMME ERKLÄRUNG.

»Nun kommt der Freund, der süße junge Freund,
Unter dem Talabaum,« u. s. w.

Es war Haj-Ewa's Stimme, welche eine ihrer Lieblingsmelodieen sang; weit süßer aber noch erklang der Ton einer andern Stimme, welche meinen Namen nannte:

»Georg Randolph!«

»Maümee!«

»Ho, ho! Ihr besinnt Euch Beide – erinnert Ihr Euch noch? *Hinklas*, die Insel – jene schöne Insel – schön für Euch – aber dunkel in der Erinnerung Haj-Ewa's. *Hulwak*,

ich will nicht mehr daran denken! Nein, ich will nicht mehr daran denken – nein! nein! nein!

»Nun kommt der Freund, der süße junge Freund,
Unter dem –«

»Sie war einst mein – jetzt ist sie Euer – Euer, Mico, und Dein, *Haintclitz!* Erfreut Euch ihrer allein. Nicht wahr, Ihr begehrt nicht die wahnsinnige Königin zur Gesellschaft? Ha! ha! ha! *Coree, coree.* Ich gehe; fürchtet nicht den raschelnden Wind, fürchtet nicht die flüsternen Bäume. Niemand kann sich nähern, so lange Haj-Ewa wacht. Sie wird Euere Hüterin sein. *Chitta mico* auch. Ho, *chitta mico*,

»Nun kommt der Freund, der süße junge Freund«

und wieder ihren Gesang anstimmend, glitt das seltsame Weib von dem Platze hinweg und ließ mich mit Maümee allein.

Der Augenblick war nicht ohne Verlegenheit für mich – vielleicht für uns Beide. Es hatte kein Geständniß jemals zwischen uns stattgehabt, keine Versicherung, kein Wort von Liebe. Obschon ich Maümee mit aller Kraft meines Herzens liebte, obschon ich nun überzeugt war, daß sie auch mich liebte, so hatte doch keine gegenseitige Erklärung unserer Leidenschaft stattgefunden. Die Situation war eine eigenthümliche und die Zunge fühlte sich gefesselt. Worte wären aber auch in dieser Stunde überflüssig gewesen. Es fand gleichsam eine electrische Wechselwirkung zwischen uns statt, unsere Seelen waren in

Rapport, unsere Herzen in glücklicher Gemeinschaft und jedes verstand die Gedanken des andern.

Alle Worte in der Welt hätten mir keine sichrere Ueberzeugung geben können, daß Maümee's Herz mein war. Es war kaum möglich, daß sie mich mißverstehen konnte. Mit nur geringen Abweichungen waren meine Gedanken die ihrigen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte Haj-Ewa ihr meine Erklärung hinterbracht. Ihr Blick war freudig und überzeugungsvoll. Sie zweifelte nicht an mir!

Ich breitete die Arme aus. Die Natur oder auch vielleicht die Leidenschaft – gleichviel was – trieb mich dazu. Das stumme Zeichen ward sofort verstanden und einen Augenblick später schmiegte sich das Haupt meiner Geliebten an meine Brust.

Es ward kein Wort gesprochen. Nur ein leiser zärtlicher Ruf entrang sich ihren Lippen, während sie an meine Brust sank und mich mit ihren Armen umschlang.

Einige Augenblicke lang blieben wir noch stumm. Nur unsere Herzen sprachen.

Bald aber schwand die Verlegenheit wie eine leichte Wolke vor der Sommersonne. Keine Spur von Schüchternheit blieb mehr zurück, und wir unterredeten uns in dem Vertrauen wechselseitiger Liebe.

Der Leser wird mir die Wiedergabe unserer Liebesworte erlassen. Er hat deren selbst gehört oder ausgesprochen. Wenn sie zu alltäglich sind, um berichtet zu werden, so sind sie gleichzeitig auch zu heilig dazu. Ich enthalte mich daher, näher darauf einzugehen.

Wir hatten andere Gedanken, die uns beschäftigten. Nach einer Weile nahm das Entzücken, obschon noch süß, eine nüchternere Färbung an, und halb die Gegenwart vergessend, sprachen wir von der Vergangenheit und der Zukunft.

Ich fragte Maümee nach Vielem. Ohne Rückhalt theilte sie mir die Geschichte der langen Zwischenzeit mit. Sie gestand oder erklärte vielmehr – denn es lag kein kokettirendes Zögern in ihrem Wesen – daß sie mich gleich von Anbeginn an geliebt – schon von der Stunde an, wo ich sie zuerst gesehen und geliebt – während der langen schweigenden Jahre, bei Nacht, wie bei Tage, hatte der eine Gedanke ihre Brust beherrscht; in ihrer Einfalt wunderte sie sich, daß ich es nicht gewußt hätte!

Ich erinnerte sie, daß sie ihre Liebe niemals erklärt.

Dies sei wahr, sagte sie; aber sie hätte auch nie geträumt, sie zu verhehlen. Sie glaubte, ich hätte es selbst bemerken können. Ihr Instinct war ein schärferer – *der meinen war sie bewußt gewesen!*

So erklärte sie mit einer Ungezwungenheit, welche mich förmlich überraschte. Ihre Leidenschaft war, wenn auch nicht stärker, doch jedenfalls edler als die meinige. Sie hatte während der Jahre der Trennung niemals an mir gezweifelt – erst kürzlich – aber die Ursache dieses Zweifelns ließ sich leicht erklären. Der falsche Anbeter hatte Gift in ihr Ohr geträufelt. Deßhalb war Haj-Ewa gesendet worden.

Ach, *meine* Geschichte war nicht so unschuldig! Nur einen Theil der Wahrheit konnte ich offenbaren, und das

Gewissen rührte mich, während ich über manche Episode stillschweigend hinwegging, welche ihr vielleicht Schmerz bereitet hätte.

Doch die Vergangenheit war vorüber und konnte nicht zurückgerufen werden. Eine redlichere Zukunft öffnete sich vor mir und ich gelobte mir in meinem Herzen, Alles wieder gut zu machen. Niemals wollte ich wieder Ursache haben, mir Vorwürfe zu machen – niemals sollte, niemals konnte meine Liebe wieder von dem schönen Wesen hinwegschweifen, welches ich in meinen Armen hielt. Stolz hob sich mir die Brust, als ich das freimüthige Geständniß von Maümee's Liebe anhörte; aber Trauer und Wehmuth zog wieder in mein Herz ein, als wir auf andere Gegenstände zu sprechen kamen. Die Geschichte der Leiden und Kränkungen, welche die Familie erfahren, ganz besonders von ihren weißen Nachbarn, den Ringzold's – versetzte mein Blut wieder in Wallung.

Die Erzählung stimmte im Allgemeinen mit Dem über ein, was ich schon gehört; aber es walteten auch noch andere Umstände ob, von welchen das öffentliche Gerücht Nichts erzählte.

Auch er – der elende Heuchler – hatte sich um *ihre Liebe beworben!* In der letzten Zeit war er allerdings aus Furcht vor ihrem Bruder von seinen Zudringlichkeiten zurückgekommen und wagte nicht, sich ihr zu nähern.

Der Andere, Scott, hatte sich unter der Maske der Freundschaft eingeschlichen. Er hatte – was Vielen bekannt war – den Stand der Angelegenheiten in Bezug auf

die Pflanzung der Indianerwitwe kennen gelernt. In Folge seiner Verwandtschaft mit hochgestellten Personen besaß er Einfluß und hatte versprochen, dadurch eine Wiederherausgabe des Besitzthums zu erwirken. Es war dies jedoch ein bloßer Vorwand – ein Versprechen, welches ohne die Absicht, es zu halten, gegeben ward; dennoch aber hatte es das edelmüthige, leichtvertrauende Herz Oceola's getäuscht. Auf diese Weise hatte der herzlose Wüstling sich in das Vertrauen der Familie einzuschmeicheln gewußt. Monate lang hatte dieser Verkehr gedauert, obschon die Gelegenheiten dazu nicht häufig waren. Während dieser ganzen Zeit hatte der Verführer seinen Zweck betrieben, obschon nicht sehr kühn, weil auch er den Zorn des Bruders fürchtete – und auch nicht mit Erfolg, denn er hatte *nicht* gesiegt.

Ringzold wußte dies recht wohl, als er das Gegentheil behauptete. Seine Erklärung hatte nur *einen* Zweck: *mich* zu verletzen. Zu diesem Zwecke hätte sie auch in der That zu gar keiner bessern Zeit erfolgen können.

Einen Umstand wünschte ich ganz besonders zu wissen. Maümee mit ihrer scharfen Auffassungsgabe konnte in Folge des kindischen Vertrauens, welches zwischen ihr und meiner Schwester bestanden, mir ganz gewiß darüber Aufschluß geben. Ich wünschte die Beziehungen kennen zu lernen, welche zwischen meiner Schwester und ihrem Bruder bestanden hatten.

So sehr ich aber auch diese Auskunft wünschte, so enthielt ich mich doch, sie zu verlangen. Und dennoch sprachen wir von Beiden – ganz besonders von Virginia, denn

Maümee gedachte meiner Schwester mit Liebe und that in Bezug auf sie viele Fragen. Virginia sei schöner als je, hatte sie gehört, und gebildeter als irgend ein Mädchen des Landes. Sie wünschte zu wissen, ob meine Schwester sich wohl noch jener Spaziergänge und kindischen Belustigungen – jener glücklichen Stunden auf der Insel – erinnete.

»Vielleicht *nur zu gut*,« dachte ich.

Es war ein Thema, welches mir Schmerz bereitete. Die Zukunft nahm unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Vergangenheit war jetzt hell und rein wie der Himmel, aber der Horizont der Zukunft war umwölkt.

Wir sprachen von dem letzten und unheilvollsten Ereignisse – von Oceola's Gefangenennahme. Wie lange sollte diese Gefangenschaft dauern? Was ließ sich thun, um sie so kurz als möglich zu machen?

Ich versprach, Alles zu thun, was in meinen Kräften stünde, und dieses Versprechen war mein völliger Ernst. Es war mein fester Entschluß, Nichts unversucht zu lassen, um die Freilassung des gefangenen Häuptlings zu bewirken. Wenn das Recht nicht durchschlug, so war ich entschlossen, es mit List zu versuchen. Selbst mit Aufopferung meines Postens – selbst wenn persönliche Schmach meiner harrte – selbst wenn ich mein Leben daran wagen sollte, beschloß ich, Oceola zur Freiheit zu verhelfen.

Ich brauchte meine Erklärung nicht durch einen Schwur zu bekräftigen. Sie ward mir ohne einen solchen geglaubt. Eine Fluth von Dankbarkeit strahlte aus diesen

schwimmenden Augen, und der stille Druck der von Liebe glühenden Lippen war ein besserer Dank, als Worte hätten aussprechen können.

Es war Zeit zum Scheiden. Der Mond verkündete die Stunde der Mitternacht. Auf dem Kamme des Hügels, gleich einer ehernen Statue sich gegen den bleichen Himmel abzeichnend, stand die wahnsinnige Königin. Ein Zeichen rief sie in unsere Nähe, und nach einer letzten Umarmung, nach einem letzten heißen Kusse schied ich von Maümee.

Ihre seltsame, aber treue Schützerin führte sie auf einem geheimen Pfad davon und ich war allein.

Ich konnte mich kaum von diesem geweihten Boden trennen und verweilte noch einige Minuten, indem ich meinen triumphirenden, entzückten Gedanken vollen Spielraum gewährte.

Der immer tiefer sinkende Mond mahnte mich endlich nochmals, und den Kamm des Hügels übersteigend, eilte ich nach dem Fort zurück.

ZWÖLFTES KAPITEL. DER GEFANGENE.

So spät die Stunde auch war, so beschloß ich doch, den Gefangenen zu besuchen, ehe ich mich zur Ruhe begäbe. Mein Plan gestattete keinen Aufschub; überdies argwohnte ich, daß, ehe noch ein Tag verginge, meine eigene Freiheit beschränkt werden könnte. Zwei Duelle an einem Tage – zwei Gegner verwundet und Beide Freunde des Obercommandanten – ich selbst fast ohne Freunde – unter solchen Umständen war es kaum wahrscheinlich,

daß ich »zechfrei« ausgehen würde. Arrest erwartete ich als etwas ganz Sicherer – vielleicht stellte man mich sogar vor ein Kriegsgericht, wo ich dann gegründete Aussicht hatte, cassirt zu werden.

Trotz meiner Lauheit für die Sache, welche ich in meiner Eigenschaft als Offizier hier mit vertheidigen helfen mußte, konnte ich dieses Ergebniß nicht ohne Unruhe in's Auge fassen.

Um meinen Offiziersgrad kümmerte ich mich wenig; ich konnte ohne denselben leben; aber wenige Menschen, mögen sie nun Recht oder Unrecht haben, sind gegen den Tadel ihrer Mitmenschen gleichgültig, und Niemand trägt gern das Brandmaal einer über ihn ausgesprochenen Verurtheilung. So wenig Rücksicht man auch auf sich selbst nehmen mag, so sind doch auch Verwandte und Familie auf eine Weise dabei betheiltigt, die man nicht so ohne Weiteres ignoriren kann.

Gallagher's Ansichten waren ganz anders.

»Laß sie doch arretiren und cassiren, wie sie wollen! Was brauchst Du Dir daraus zu machen? Keinen Pfifferling! Meiner Treu, wenn *ich* in Deinen Schuhen stäke, eine so schöne Pflanzung und ein ganzes Regiment schwarze Neger hätte, so könnte mir die ganze Armee den Hobel ausblasen und ich baute Zucker und Tabak. Bei St. Patrick! das machte ich!«

Die Trostworte meines Freundes waren jedoch nicht im Stande, mich aufzuheitern, und in durchaus nicht fröhlicher Laune begab ich mich nach dem Theile des

Forts, wo der Gefangene verwahrt wurde, um meine Aussichten auf Cassation wo möglich noch zu vermehren.

Wie ein so eben gefangener und in den Käfig gebrachter Adler – wie ein Panther in einer Fallgrube – wüthend, rastlos und dann und wann wilde Drohworte ausstoßend, fand ich den jungen Häuptling der Rothstecken.

Das Gemach war ganz finster. Es hatte kein Fenster, um auch nur den grauen Schimmer der Nacht einzulassen, und der Korporal, der mich führte, trug weder Fackel, noch Licht. Er kehrte wieder nach dem Wachthause zurück, um eines zu holen, und ließ mich in der Dunkelheit allein.

Ich hörte einen Tritt. Es war der eines mit dem Moccasin oder Lederstrumpfe bekleideten Fußes und leise wie der Tritt eines Tigers. Mit diesem leisen Tritte aber mischte sich auch das Klirren einer Kette. Ich hörte das Athmen eines Menschen, der augenscheinlich in wilder Aufregung war, und dann und wann einen Ausruf grimmigen Zornes. Selbst ohne Licht konnte ich bemerken, daß der Gefangene mit raschen, unregelmäßigen Schritten in dem Gemache auf und ab ging. So viel Bewegung war ihm also wenigstens gestattet.

Ich war schweigend eingetreten und in der Nähe der Thür stehen geblieben. Ich hatte schon mich versichert, daß der Gefangene allein war, und wartete blos auf das Licht, ehe ich ihn anredete. Ich glaubte, er habe bis jetzt von meiner Nähe noch Nichts bemerkt.

Darin aber irrte ich mich. Ich hörte ihn plötzlich stehen bleiben, als ob er sich gegen mich wendete, und im nächsten Augenblicke schlug seine Stimme an mein Ohr.

Zu meiner Ueberraschung nannte er meinen Namen. Er mußte durch die Finsterniß gesehen haben.

»Ihr, Randolph!« sagte er in einem Tone, welcher vorwurfsvoll klang; »auch Ihr in den Reihen unserer Feinde! Bewaffnet, uniformirt, ausgerüstet, bereit, uns aus unserer Heimath zu vertreiben!«

»Powell!«

»Nicht Powell, Sir; mein Name ist Oceola..«

»Für mich seid Ihr immer noch Edward Powell – der Freund meiner Jugend, der Retter meines Lebens. Nur unter diesem Namen lebt Ihr in meiner Erinnerung..«

Es trat eine augenblickliche Pause ein. Die Worte hatten augenscheinlich eine versöhnliche Wirkung hervorgerufen. Wahrscheinlich waren Erinnerungen an die Vergangenheit in ihm aufgestiegen.

Er antwortete:

»Was wollt Ihr? Kommt Ihr als Freund? der blos wie Andere, um mich mit müßigen Worten zu martern? Ich habe schon Besuch gehabt – schwätzende Thoren mit gespaltenen Zungen, welche mir zur Schande rathen wollten. Seid Ihr vielleicht in derselben Absicht hierher gesendet worden?«

Aus diesen Worten schloß ich, daß Scott, der falsche Freund, schon bei dem Gefangenen gewesen sei, wahrscheinlich in irgend einem Auftrage von dem Agenten.

»Ich komme auf eigenen Antrieb – als Freund..«

»Georg Randolph, ich glaube Euch! Als Knabe besaßt Ihr eine Seele der Ehre. Der gerade Schößling wächs't selten zu einem krummen Baume heran. Ich will nicht glauben, daß Ihr Euch geändert habt, obschon Feinde gegen Euch gesprochen haben. Nein – nein – Eure Hand, Randolph – Eure Hand! Vergebt mir, daß ich an Euch gezweifelt.«

Ich streckte meine Hand in der Dunkelheit aus, um den dargebotenen Gruß anzunehmen. Anstatt Einer Hand des Gefangenen faßte ich alle beide. Ich fühlte, daß sie an einander gefesselt waren. Nichtsdestoweniger war der Druck fest und wahr, und ich erwiderte ihn nicht mit weniger Wärme.

Feinde hatten also gegen mich gesprochen. Ich brauchte nicht zu fragen, wer diese Feinde waren; dies war mir schon gesagt worden; aber ich fühlte, daß es nothwendig war, dem Gefangenen die Versicherung meiner Freundschaft zu geben. Ich bedurfte seines vollen Vertrauens, um das Gelingen des Planes zu sichern, welchen ich zu seiner Befreiung entworfen, und zu diesem Zwecke erzählte ich ihm, was an dem kleinen See zu Tage gekommen war – nur einen Theil Dessen, was geschehen. Einen andern Theil konnte ich selbst den Ohren eines Bruders nicht anvertrauen.

Ich erwartete einen neuen Ausbruch von Wuth, sah mich aber angenehm getäuscht. Der junge Häuptling war an rauhe Entwickelungen gewöhnt worden und konnte sich äußerlich im Zaume halten aber dennoch sah

ich, daß meine Erzählung einen tiefen Eindruck auf ihn machte.

In der Dunkelheit konnte ich sein Gesicht nicht sehen; aber die knirschenden Zähne und drohenden Ausrufungen verriethen die gewaltigen Leidenschaften, welche sich in ihm rührten.

»Thor,« rief er endlich, »blinder Thor, der ich gewesen bin! Und doch mißtraute ich diesem glattzüngigen Schurken gleich von Anfang an. Dank, Randolph; ich kann diese That ritterlicher Freundschaft niemals wieder vergelten – hinfert könnt Ihr über Oceola gebieten.«

»Sagt Nichts weiter, Powell, Ihr habt Nichts zu vergelten – *ich* bin der Schuldner. Aber wir wollen nicht die Zeit verlieren. Der Zweck, zu dem ich hierher komme, ist, Euch zu einem Mittel zu rathe, um Euch aus dieser Gefangenschaft zu befreien. Wir müssen kurz sein, sonst werden meine Absichten vielleicht beargwohnt.«

»Worin besteht das Mittel, zu welchem Ihr mir rathet, Randolph?«

»Ihr müßt den Tractat von Oklawaha unterzeichnen.«

DREIZEHNTES KAPITEL. DER KRIEGSRUF.

Ein einziger Ausruf, welcher verächtliche Ueberraschung zu erkennen gab, war die ganze Antwort, und dann trat tiefes Schweigen ein. Ich brach das Schweigen dadurch, daß ich meine Forderung wiederholte.

»Ihr müßt den Tractat unterzeichnen.«

»Niemals!« lautete die Antwort im Tone unerschütterlicher Entschlossenheit; »niemals! Ehe ich das thue, will

ich lieber in diesem Blockhouse bleiben, bis das Fleisch von meinen Gebeinen heruntergewelkt und das Blut in meinen Adern aufgetrocknet ist. Ehe ich zum Verräther an meinem Stämme werde, will ich mich in die Bajonnette meiner Häscher stürzen und auf der Stelle umkommen – niemals!«

»Geduld, Powell, Geduld! Ihr versteht mich nicht – Ihr scheint eben so wie andere Häuptlinge die Bedingungen des Tractats falsch aufzufassen. Bedenkt, daß derselbe Euch an ein blos bedingungsweises Versprechen bindet – nämlich Eure Ländereien aufzugeben und nach Westen zu ziehen, *dafern die Mehrzahl Eurer Nation damit einverstanden ist.* Nun hat aber heute die Mehrzahl nicht eingewilligt, und eben so wenig wird die Hinzufügung Eures Namens die Zahl zur Mehrzahl machen.«

»Sehr wahr! sehr wahr!« unterbrach mich der Häuptling, der meine Meinung zu verstehen begann.

»Wohlan denn – folglich könnt Ihr unterzeichnen, ohne Euch durch Eure Unterschrift gebunden zu fühlen, da ja die wesentlichste Bedingung immer noch unerfüllt bleibt. Und warum solltet Ihr von dieser List keinen Gebrauch machen? Ihr seid mißhandelt worden, und Niemand könnte eine solche List von Eurer Seite für etwas Unehrenhaftes erklären. Was mich betrifft, so glaube ich, Ihr hättet ein Recht zu jedem Auskunftsmittel, welches Euch aus so ungerechter Gefangenschaft befreit.«

Vielleicht stimmten meine Grundsätze nicht ganz mit den Regeln der Moral überein; sie wurden aber in diesem Augenblicke von starken Gemüthsbewegungen beeinflußt, und vor den Augen der Freundschaft und Liebe trat das Unrecht nicht zu Tage.

Oceola schwieg.

Ich bemerkte, daß er über Das, was ich ihm empfohlen, nachdachte.

»Wohlan, Randolph,« sagte er nach einer Pause, »Ihr müßt in Philadelphia gewohnt haben, in dieser berühmten Stadt der Juristen. Noch nie habe ich die Sache von dieser Seite betrachtet. Ihr habt Recht. Eine Unterschrift würde mich *nicht* binden – das ist wahr. Aber glaubt Ihr, daß der Agent mit meiner Unterschrift zufrieden sein würde? Er hast mich; ich weiß es und kenne seine Gründe. Ich hasse ihn auch, und zwar aus vielen Gründen, denn dies ist nicht die erste Mißhandlung, die ich von seinen Händen erfahre. Wird er zufrieden sein, wenn ich unterzeichne?«

»Ich bin dessen fast gewiß. Stellt Euch unterwürfig, *wenn Ihr könnt*. Schreibt Euern Namen unter den Tractat, und Ihr werdet sofort freigelassen werden.«

Ich zweifelte daran nicht. Nach Dem, was ich seit Oceola's Verhaftung erfahren, hatte ich Grund, zu glauben, daß Thompson sein Verfahren bereuete. Auch Andere waren der Meinung, daß er übereiligt gehandelt und daß sein Verfahren wahrscheinlich üble Folgen herbeiführen würde. Manches, was in dieser Beziehung geflüstert worden, hatte man ihm wieder zu Ohren gebracht,

und aus dem, was mir der Gefangene von dem Besuche des Adjutanten gesagt, schloß ich, daß dieser im Auftrage des Agenten selbst hier gewesen war. Ohne Zweifel war Letzterer seines Gefangen überdrüssig, und gesonnen, ihn auf die leichtesten Bedingungen hin laufen zu lassen.

»Freund, ich werde handeln, wie Ihr mir rathet – ich werde unterschreiben. Ihr könnt den Commissar von meiner Absicht unterrichten.«

»Ich werde dies thun, sobald ich ihn zu sprechen bekommen kann. Es ist jetzt schon spät – soll ich gute Nacht sagen?«

»Ach, Randolph – es ist hart, sich von einem Freunde zu trennen – dem Einzigen mit weißer Haut, den ich jetzt noch habe. Gern hätte ich noch von andern Tagen mit Euch gesprochen, aber leider ist hier weder der Ort noch die Zeit dazu.«

Die stolze Miene des stolzen Häuptlings schien sich zu mildern, und seine Stimme hatte den schmelzend zärtlichen Ausdruck früherer Jahre wieder angenommen.

»Ja,« fuhr er fort, »den einzigen weißen Freund, den ich noch habe – den einzigen, den ich achte – einen andern, den ich –«

Er schwieg plötzlich und mit verlegener Miene, als ob er nahe daran gewesen wäre, ein Geheimniß zu offenbaren, welches er bei reiflicherer Erwägung lieber noch zu verschweigen wünschte.

Ich erwartete die Enthüllung mit einiger Unruhe, aber sie erfolgte nicht. Als er wieder sprach, war sein Ton und Wesen wieder vollständig verändert.

»Die Weißen haben uns viel Unrecht zugefügt,« fuhr er fort, indem er wieder eine zornige, gereizte Haltung annahm; »Ungerechtigkeiten, die zu zahlreich sind, um aufgezählt zu werden; aber bei dem Großen Geiste, ich werde mich rächen! Noch nie habe ich es geschworen, aber die Thaten dieses Tages haben mein Blut in Feuer verwandelt. Ehe Ihr kamt, hatte ich geschworen, Zweien, welche unsere ganz besonderen Feinde gewesen sind, das Leben zu nehmen. Ihr habt meinen Entschluß nicht geändert, sondern mich nur in demselben befestigt. Ihr habt noch einen Dritten der Liste meiner Todfeinde beigefügt, und nochmals schwöre ich – bei Wykomé schwör' ich – daß ich nicht eher ruhen noch rasten werde, als bis das Blut dieser drei Männer die Blätter des Waldes geröthet hat – dreier weißer Schurken und eines rothen Verräthers. Ja, Omatla, triumphire nur in Deinem Verrathen – es wird nicht lange dauern – bald sollst Du die Rache eines Patrioten fühlen; bald sollst Du unter Oceola's Stahle zittern!«

Ich gab keine Antwort, sondern wartete schweigend, bis dieser Ausbruch von Leidenschaft vorüber war. Nach einigen Augenblicken ward der junge Häuptling ruhig und redete mich wieder in der Sprache der Freundschaft an.

»Noch ein Wort,« sagte er, »ehe wir scheiden. Umstände hindern mich vielleicht – es kann lange dauern, ehe wir uns wiedersehen. Ach, unsere nächste Begegnung ist vielleicht als Feinde auf dem Schlachtfelde – denn ich

will nicht versuchen, Euch zu verhehlen, daß ich durchaus nicht die Absicht habe, Frieden zu machen. Nein – niemals! Ich wünsche eine Bitte an Euch zu richten. Ich weiß, Randolph, daß Ihr sie mir bewilligen werdet, ohne eine nähere Erklärung darüber zu verlangen. Nehmt dieses Zeichen an, und wenn Ihr die Freundschaft des Gebers achtet und ihn ehren wollt, so tragt es ersichtlich auf Eurer Brust. Das ist Alles.«

Indem er dies sagte, nahm er von seinem Halse eine Kette, an welcher das schon erwähnte Symbol der »Aufgehenden Sonne« hing. Diese Kette hing er mir um, so daß das blanke Symbol über meine Brust herabhing.

Ich wehrte dieses Anerbieten der Freundschaft nicht von mir ab, sondern versprach seinem Verlangen nachzukommen, machte ihm meine Uhr zum Gegengeschenke, und nach nochmaligem herzlichem Händedrucke schieden wir.

Ganz wie ich erwartet hatte, kostete es keine große Mühe, die Freilassung des Seminolenhäuptlings zu erwirken. Obschon der Commissar persönlichen Haß gegen Oceola hegte – aus mir unbekannten Gründen – so wagte er doch nicht, in amtlicher Eigenschaft seinem persönlichen Grolle Folge zu geben. Er hatte sich schon durch Das, was er gethan, in ein ernstes Dilemma gebracht, und als ich ihn von der Bereitwilligkeit des Gefangenen, sich

zu fügen, in Kenntniß setzte, sah ich, daß er nur zu begierig war, eine eben so leichte als unerwartete Lösung der Schwierigkeit anzunehmen.

Deßhalb verlor er keine Zeit, sich zu dem gefangenen Häuptlinge zu begeben.

Dieser Letztere spielte seine Rolle mit bewundernswürdigem Takte. Die grimmige, wilde Haltung von gestern war sanfter Ergebung gewichen. Seine Ketten wurden abgenommen, die Thür seines Gefängnisses geöffnet – und er erhielt Erlaubniß, sich ohne weitere Behelligung zu entfernen.

Thompson hatte triumphirt, oder glaubte es wenigstens.

Es war blos Einbildung. Hätte er eben so wie ich das feine satyrische Lächeln bemerkt, welches Oceola's Lippen umspielte, während er das Thor durchschritt, so würde er kaum Vertrauen auf seinen Triumph empfunden haben.

Es war ihm nicht vergönnt, sich dieser angenehmen Täuschung lange hinzugeben.

Von den Augen Aller verfolgt, schritt der junge Häuptling mit stolzem Tritt nach dem Walde.

Als er am Rande desselben angelangt war, drehte er sich nach dem Fort herum, zog die blanke Klinge aus seinem Gürtel, schwang sie über dem Kopfe und gab in herausfordernden, wilden Zönen den Kriegsruf »Yo-ho-hee!« zurück.

Drei Mal schlug das wilde Signal an unser Ohr, und bei der dritten Wiederholung drehete Der, welcher es ausgestoßen, sich wieder um, sprang in den Wald hinein und war augenblicklich unsern Blicken entschwunden.

Die Bedeutung dieser Demonstration war unverkennbar. Selbst der frohlockende Commissar war überzeugt, daß sie »Krieg auf Leben und Tod« bedeute, und es wurden sogleich Leute zur Verfolgung beordert.

Eine bewaffnete Schaar stürzte aus dem Thore und warf sich auf den Pfad, den der Häuptling eingeschlagen. Die Verfolgung war aber fruchtlos, und nachdem man über eine Stunde mit vergeblichem Nachsuchen zugebracht, kamen die Soldaten, einer nach dem andern, in das Fort zurück.

Gallagher und ich waren den ganzen Morgen in meinem Quartier geblieben und erwarteten den Befehl, der mir Stubenarrest auflegen würde. Zu unserem Erstaunen aber erfolgte kein solcher Befehl. Mit der Zeit erlangten wir Aufschluß hierüber. Von meinen beiden Gegnern war der erste nach seiner Niederlage nicht nach dem Fort zurückgekehrt, sondern in das einige Meilen entfernte Haus eines Freundes transportirt worden. Dadurch ward das Aufsehen zum Theil vermieden. Der Andere erschien mit dem Arme in der Binde; aber es hieß, wie Gallagher draußen erfuhr, allgemein, sein Pferd habe ihn an einen Baum

geschleudert. Aus naheliegenden Gründen hatte der interessante Invalid die wahre Ursache seiner Verwundung verschwiegen, und ich konnte sein Schweigen nur loben.

Auch ich erzählte, ausgenommen meinem Freunde, Niemandem Etwas von dem Vorfalle, und es dauerte lange, ehe die Sache ruchbar ward.

Der Adjutant und ich kamen später oft in dienstlichen Angelegenheiten mit einander in Berührung und waren genöthigt, mit einander zu sprechen. Diese Besprechungen waren aber, wie eben bemerkt worden, rein dienstlicher Art, und ich brauche nicht hinzuzufügen, daß sie sie auf das unbedingt Nothwendige beschränkten.

Es dauerte nicht lange, so traten Umstände ein, welche uns trennten, und ich war froh, von einem Menschen wegzukommen, für welchen ich nur die tiefste Verachtung empfinden konnte.

VIERZEHNTES KAPITEL. KRIEG AUF LEBEN UND TOD.

Einige Wochen lang nach der Conferenz bei dem Fort King schien Ruhe im Lande zu herrschen. Die Stunde der Unterhandlung war vorbei – die des Handelns war da, und unter den weißen Ansiedlern ward fast von weiter Nichts gesprochen, als wie die Indianer handeln würden.

Stand zu erwarten, daß sie kämpften, oder daß sie nachgaben? Die Mehrzahl glaubte, sie würden sich fügen.

Es ward ihnen einige Frist gestattet, um sich auf die Auswanderung vorzubereiten, und Boten an alle Stämme gesendet und ein Tag bestimmt, wo sie ihre Pferde und

ihr Zuchtvieh nach dem Fort bringen sollten. Hier sollten die Thiere unter Aufsicht des Agenten an den Meistbietenden versteigert werden, und die Besitzer sollten bei ihrer Ankunft in ihrer neuen Heimath im Westen den Werth dafür ausgezahlt erhalten. Ihre Pflanzungen oder urbar gemachten Klärungen sollten auf dieselbe Weise verwertet werden.

Der Tag der Auction kam, zum Verdrusse des Commis-sars aber kamen die erwarteten Heerden nicht zum Vor-schein und der Verkauf mußte verschoben werden.

Das Ausbleiben der Indianer mit ihrem Vieh war ei-ne Vorbedeutung Dessen, was weiter zu erwarten stand, obschon es auch nicht an anderen Vorbedeutungen von noch weit deutlicherer Art fehlte.

Die Ruhe, welche seit einigen Wochen geherrscht hat-te, war blos das ominöse Schweigen, welches dem Stur-me vorangeht. Gleich dem dumpfen Grollen des fernen Donners begannen jetzt Ereignisse einzutreten, welche als die sichern Vorläufer eines bevorstehenden Kampfes betrachtet werden mußten.

Der weiße Mann war, wie gewöhnlich, der angreifen-de Theil. Man ertappte drei Indianer auf der Jagd außerhalb der Grenze der sogenannten Reserve. Sie wurden von einer Anzahl weißer Männer gefangen genommen, mit Riemen fest gebunden und in einen Stall gesperrt, der einem der Weißen gehörte. So wurden sie drei Tage und drei Nächte gefangen gehalten, bis eine Schaar von ihrem eigenen Stamme, welche von dem Vorfalle gehört, zu ihrer Befreiung herbeieilte. Es fand ein Scharmützel

Statt, in welchem einige Indianer verwundet wurden, die weißen Männer aber flohen und die Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt.

»Als man sie an das Tageslicht brachte« – ich citiere hier eine Stelle aus dem Werke eines vollkommen glaubwürdigen Historikers – »bot sich ihren Freunden ein höchst erbarmungswürdiger Anblick dar. Die Riemen, mit welchen man die armen Schelme gebunden, hatten das Fleisch durchgerieben. Sie hatten für den Augenblick den Gebrauch ihrer Beine verloren und konnten weder stehen noch gehen. Sie hatten viel Blut verloren und während ihrer Haft keinerlei Nahrung bekommen. Man kann sich daher denken, daß sie ein entsetzliches Bild des Leidens darboten.«

Ferner: »Sechs Indianer befanden sich in ihrem Lager in der Nähe von Kanapaha Pont, als eine Schaar weißer Männer sie überfiel, ihnen ihre Flinten nahm, ihr Gepäck untersuchte und anfing, sie zu schlagen. Während sie dies thaten, näherten sich zwei andere Indianer und gaben, als sie sahen, was vorging, Feuer auf die Weißen. Diese letztern erwidernten das Feuer, tödteten einen der Indianer und verwundeten den andern gefährlich. Erbitterung war natürlich – Vergeltung gewiß.«

In Bezug auf die andere Partei las man: »Am 11. August ward Dalton, der Botenfuhrmann, zwischen Fort King und Fort Brooke, nicht ganz sechs Meilen von dem letztern Platze, von einer Schaar Indianer überfallen, welche die Zügel seines Pferdes faßten, ihn aus dem Sattel rissen und erschossen. Der verstümmelte Leichnam

ward erst einige Tage später im Walde versteckt gefunden.«

»Eine Anzahl von vierzehn Reitern unternahm einen kleinen Streifzug nach Wacahonta – der Pflanzung des Capitains Gabriel Priest – und als sie noch etwa eine Meile von dem Platze entfernt war, stieß sie auf einen kleinen Hommock, welchen einige der Reiter keine Lust hatten zu passirten. Vier von ihnen sprengten jedoch hinein, als plötzlich die Indianer aus dem Hinterhalte hervorbrachen und auf sie schossen. Die zwei Vordersten wurden verwundet. Ein Mr. Foulke bekam eine Kugel in den Hals, ward aber von den Nachkommenden aufgehoben und fortgetragen. Dem Andern, einem Sohne des Capitains Priest, ward der Arm zerschmettert und ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen. Er floh durch einen Sumpf und es gelang ihm, der Nachstellung seiner Verfolger zu entgehen.«

»Ungefähr um dieselbe Zeit überfiel eine Horde Indianer eine Anzahl weißer Männer, welche auf einer Insel im See Georg mit dem Fällen von Lebenseichen beschäftigt waren. Die Weißen entkamen, indem sie sich in ihre Boote flüchteten, obschon zwei von ihnen verwundet wurden.«

»In New-River, auf der südöstlichen Seite der Halbinsel, überfielen die Indianer das Haus eines Mr. Cooley – ermordeten seine Frau, seine Kinder und seinen Hauslehrer. Dabei schleppten sie zwölf Fässer Lebensmittel, dreißig Schweine, drei Pferde, ein Faß Pulver, über zweihundert Pfund Blei, siebenhundert Dollars in Silber und zwei

Neger mit fort. Mr. Cooley war gerade nicht zu Hause. Bei seiner Rückkunft fand er seine Frau durch das Herz geschossen mit ihrem Säuglinge auf dem Arme und seine zwei ältesten Kinder auf dieselbe Weise getötet. Das Mädchen hatte noch das Buch, in welchem sie gelesen, in den Händen, und das des Knaben lag neben ihm. Das Haus stand in Flammen.«

»In Spring Gordon, am St. Johns, ward die umfangreiche Pflanzung des Obersten Rees verwüstet und seine Gebäude bis auf den Grund niedergebrannt. Es ward dabei eine Quantität Zuckerrohr vernichtet, aus welcher neunzig Fässer hätten fabricirt werden können; außerdem auch noch dreißig Fässer fertiger Zucker und *ein-hundertundzweiundsechzig Neger wurden weggeführt*. Die Maulthiere und Pferde wurden ebenfalls mitgenommen. Dieselben Indianer vernichteten die Gebäude eines Mr. Depeyster, mit dessen Negern sie einen Bund geschlossen, und nachdem man ihnen ein Boot verschafft, setzten sie über den Fluß und steckten Capitain Dummett's Gebäude in Brand. Major Heriot's Pflanzung ward verwüstet und *achtzig seiner Neger zogen mit den Indianern fort*. Dann ging es weiter nach San Augustine, wo die umfangreichen Pflanzungen des Generals Hernandez verwüstet wurden – sodann Bülow's, Duponts von Buen Retiro, Dunhams, M'Rae's von Tomoka Creek, die Pflanzungen von Bayas, des Generals Herring und des Bartalone Sola-no mit fast allen andern vom San Augustine südwärts.«

Dies sind einfache historische Thatsachen. Ich citire sie hier als Veranschaulichungen der Ereignisse, welche

das Vorspiel des Seminolenkrieges waren. Obschon barbarisch und grausam, waren es doch nur Acte der Vergeltung – der wilde Ausbruch einer schon lange verhaltenen Rache, die Erwiderung geduldig ertragener Kränkungen und Beleidigungen.

Bis jetzt hatte noch kein allgemeines Treffen stattgefunden, aber Streifparteien bildeten sich gleichzeitig an verschiedenen Orten. Viele von Denen, welche sich an den Indianern vergangen, wurden ohne Weiteres mit dem Tode bezahlt, und Viele retteten nur mit genauer Noth das Leben. Eine Feuersbrunst folgte auf die andre, bis das ganze Land in Flammen zu stehen schien. Die, welche im Innern oder an der Grenze der indianischen Reserve wohnten, sahen sich genöthigt, ihre Ernten, ihre Viehheerde, ihre Ackergeräthschaften, ihr Hausgeräth und überhaupt jeden Gegenstand von Werth, zu verlassen und in den Forts Schutz zu suchen, oder sich in den benachbarten Dörfern zu concentrirten, um welche herum, der größern Sicherheit halber, Pallisaden errichtet waren.

Die befreundeten Häuptlinge – die Omatas und Andere – mit ungefähr vierhundert Anhängern, verließen ihre Dörfer und flohen nach Fort Brooke, um hier Schutz zu suchen. Der Kampf war nicht länger zweifelhaft; er ward durch das wilde *Yo-ho-ehee!* erklärt, welches man Tag und Nacht durch die Wälder hallen hörte.

FÜNFZEHNTES KAPITEL. DIE SPUR DES FREMDEN
REITERS.

Bis jetzt waren nur erst wenig Truppen in Florida angelangt, obschon einzelne Detachements von New-Orleans, Fort Moultrie, Savannah, Mobile und andern Depots, wo die Soldaten der Vereinigten Staaten gewöhnlich stationirt sind, unterwegs waren. In den größern Städten von Florida und Carolina selbst wurden jedoch Corps von Freiwilligen gebildet, und jede Niederlassung stellte ihr Contingent, um den Feldzug zu beginnen. Man fand es räthlich, auch in den Niederlassungen des Suwanee – meines heimathlichen Districts – eine Streitmacht zu errichten, und mein Freund Gallagher ward damit beauftragt, während ich ihm als Lieutenant beigegeben ward.

Mit Freuden empfing ich diesen Befehl. Ich ward dadurch des monotonen Dienstes der Fortgarnison enthoben, den ich herzlich satt hatte.

Noch angenehmer aber war die Aussicht, daß ich nun längere Zeit in der Heimath, nach der ich mich wirklich sehnte, zubringen sollte. Gallagher war eben so erfreut als ich selbst. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, obschon er, weil er den größten Theil seines Lebens innerhalb der Mauern von großen Städten oder in Forts längs der Küste des atlantischen Meeres zugebracht, nur selten Gelegenheit gefunden hatte, sich an der Fuchs- oder Hirschjagd zu ergötzen. Ich hatte ihm versprochen, daß er Beides nach Herzenslust genießen sollte, denn in den Wäldern

des Suwanee fehlte es nicht an Wild von der einen so-
wohl wie der andern Gattung.

Gern übernahmen wir daher unsere Rekrutirungscom-
mission, sagten unsren Kameraden im Fort Lebewohl und
machten uns mit leichtem Herzen und angenehmen Er-
martungen auf den Weg. Eben so erfreut als wir war der
Schwarze Jake, nun wieder nach der alten Pflanzung zu-
rückkehren zu können.

In der Gegend, wo sich die Niederlassungen des Su-
wanee befanden, hatten die indianischen Marodeurs sich
noch nicht gezeigt. Sie lagen fern von den Ortschaften
der meisten feindlichen Stämme, obschon für einen ent-
schlossenen Streifzug nicht zu entfernt. In einer gewissen
lethargischen Sicherheit blieben die Einwohner immer
noch in ihren Häusern – obschon eine freiwillige Streit-
macht bereits aufgestellt war und Patrouillen in fortwäh-
render Bewegung gehalten wurden.

Ich bekam häufig Briefe von meiner Mutter und Virgi-
nien. Keine von Beiden schien ängstlich zu sein und ganz
besonders meine Schwester erklärte, daß sie ganz gewiß
von den Indianern nicht belästigt werden würden. Den-
noch aber war ich nicht ohne Besorgniß und gehorchte
daher mit um so größerer Bereitwilligkeit dem Befehle,
mich nach den Niederlassungen zu begeben.

Gut beritten, galoppirten wir bald auf der Waldstraße
dahin und näherten uns den Schauplätzen meiner ersten
Jugend. Dieses Mal stieß ich auf keinen Hinterhalt, ob-
schon ich nicht ohne Vorsicht ritt. Der Befehl war uns

aber ganz plötzlich erheilt worden, und da wir uns bei nahe sofort auf den Weg gemacht hatten, so hatten meine meuchelmörderischen Feinde unmöglich von meiner Abreise in Kenntniß gesetzt werden können. Mit dem tapfern Gallagher an meiner Seite und meinen treuen Knap pen hinter mir, fürchtete ich keinen offenen Angriff von weißen Männern.

Meine einzige Furcht war, daß wir auf eine Streifpartei von rothen Männern stoßen könnten, die jetzt unsere erklärten Feinde waren. Hierin lag wirkliche Gefahr, und wir gebrauchten alle mögliche Vorsicht, um eine solche Begegnung zu vermeiden.

An mehrern Orten sahen wir beinahe noch frische Spuren von Indianern. Es waren Moccasinabdrücke im Schlamme und Spuren von Pferden mit Reitern. An einer Stelle bemerkten wir die Ueberreste eines noch glimmenden Feuers, und ringsumher zeigten sich Spuren von rothen Männern. Eine Horde hatte hier bivouakirt.

Aber wir sahen keinen Menschen, weder einen rothen noch einen weißen, bis wir die verlassene Pflanzung am Bache passirt hatten und uns dem Ufer des Flusses näherten.

Hier bekamen wir zum ersten Male auf unserer Reise einen Menschen zu Gesicht.

Es war ein Reiter, und gleich auf den ersten Blick erklärten wir ihn für einen Indianer. Er war zu weit von uns entfernt, als daß wir seine Hautfarbe oder seine Züge zu unterscheiden vermocht hätten, aber sein Costüm, die Art und Weise, wie er im Sattel saß, die rothe Schärpe

und Beinkleider, und vor allen Dingen die Straußfedern, welche über seinem Kopfe wehten, verriethen uns, daß er ein Seminole war. Er saß auf einem großen schwarzen Pferde und war eben aus dem Walde in die Klärung herausgekommen, welche wir selbst betraten. Er schien uns in demselben Augenblicke zu sehen, wo wir ihn gewahrt, und wünschte augenscheinlich, uns zu meiden.

Nachdem er uns einen Augenblick lang betrachtet, warf er sein Pferd herum und sprenge zurück in das Gehölz. Unkluger Weise gab Gallagher seinem Pferde die Sporen und galoppirte nach. Ich würde davon abgerathen haben, wenn ich nicht im Stillen geglaubt hätte, daß der Reiter Oceola sei. In diesem Falle konnte weiter keine Gefahr vorhanden sein, und aus Beweggründen der Freundschaft wünschte ich sogar, den jungen Häuptling einzuholen und ein Wort mit ihm zu wechseln. In dieser Absicht galoppirte ich hinter meinem Freunde drein, während Jake langsamer nachkam.

Ich war fest überzeugt, daß der fremde Reiter Oceola sei. Ich glaubte die Straußfedern zu erkennen und Jake hatte mir erzählt, daß der junge Häuptling ein schönes schwarzes Pferd ritt. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er es also, und um ihn anzurufen und zum Anhalten zu bewegen, sprenge ich, da ich besser beritten war, meinem Freunde Gallagher noch voraus.

Bald kamen wir in das Gehölz hinein, wo der Reiter verschwunden war. Ich sah die frischen Spuren, aber weiter Nichts. Ich schrie laut, rief den jungen Häuptling bei seinem Namen und nannte den meinen, aber es erfolgte

keine weitere Antwort als die, welche das Echo meiner Stimme gab.

Ich folgte der Spur eine kurze Strecke weit und fuhr fort, mein Rufen zu wiederholen, aber es ward nicht darauf geachtet. Der Reiter wünschte entweder nicht meinen Anruf zu beantworten, oder war schon zu weit fort, um die Absicht desselben zu verstehen.

Natürlich war es vergeblich, ihm zu folgen, wenn er nicht freiwillig Halt machte. Wir konnten seine Spur eine ganze Woche lang verfolgen, ohne ihn einzuholen. Gallagher sah dies eben so gut ein als ich, und wir gaben daher die Verfolgung auf und lenkten wieder nach unserer Straße herum, mit der Aussicht, bald das Ziel unserer Reise zu erreichen.

Ein Querweg, dessen ich mich entsann, bot eine kürzere Straße nach dem Landungsplatze dar und nach diesem nahmen wir jetzt unsere Richtung.

Wir waren noch nicht weit geritten, als wir wieder auf die Spuren eines Pferdes stießen. Augenscheinlich rührten sie ebenfalls von dem Reiter her, den wir so eben verfolgt, waren aber schon vor dem Augenblicke entstanden, wo wir ihn sahen. Sie kamen in gerader Linie von dem Flusse her, nach welchem wir jetzt ritten.

Ich fühlte mich bewogen, die Hufspuren genauer zu betrachten. Ich sah, daß sie *naß* waren – Wasser sickerte von den Rändern in sie hinein und es zeigten sich Wassertropfen auf den dünnen Blättern, welche die Spur entlang

lagen. Der Reiter war also mit seinem Pferde geschwommen – er hatte den Fluß passirt. Diese Entdeckung führte mich auf eine ganze Reihenfolge von Gedanken. Was konnte er – ein Indianer – auf der andern Seite des Flusses gesucht haben? Wenn es Oceola war – wie ich noch glaubte – was konnte *er* dort gemacht haben? Bei dem aufgeregten Zustande des Landes wäre es für einen Indianer mit Lebensgefahr verbunden gewesen, sich der Niederlassung zu nähern, und hätte man ihn entdeckt und gefangen genommen, so wäre sein Tod gewiß gewesen. Dieser Indianer, mochte er nun sein wer er wollte, mußte also einen wichtigen Beweggrund gehabt haben, um das andere Ufer zu besuchen. Welchen Beweggrund? Wenn es Oceola war, welchen Beweggrund?

Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Ich konnte mir keinen andern Beweggrund denken, als daß der junge Häuptling den Spion gemacht, was von Seiten eines Indianers etwas durchaus nicht Unehrenvolles war.

Diese Voraussetzung war nicht unwahrscheinlich, sondern eher das Gegentheil, und dennoch konnte ich mich nicht überwinden, sie für wahr zu halten. Eine Wolke war plötzlich über meine Seele hinweggegangen; eine kaum bestimmte oder bestimmbare Ahnung lebte in mir, und ein Dämon schien mir in's Ohr zu flüstern: *Das ist es nicht!*

War aber der Reiter denn auch wirklich auf dem andern Ufer des Flusses gewesen? Wir werden es sogleich sehen.

Wir ritten rasch die Spur entlang und verfolgten sie auf diese Weise rückwärts. Binnen wenigen Minuten führte sie uns an das Ufer, wo die Hufspuren richtig vom Wasserrande herführten. Keine entsprechende Spur führte hinein. Ja, er war auf dem andern Ufer gewesen.

Ich gab meinem Pferde die Sporen, setzte in den Fluß hinein und schwamm nach dem entgegengesetzten Ufer. Meine Begleiter folgten, ohne weitere Fragen zu thun.

Als ich wieder aus dem Flusse heraus war, ritt ich das Ufer hinauf. Bald entdeckte ich die Hufspuren des schwarzen Pferdes, wo es in den Fluß gesprungen war. Ohne Halt zu machen, fuhr ich fort, sie weiter zu verfolgen, während Gallagher und Jake hinter mir herritten.

Der Erstere wunderte sich über meinen Eifer und stellte einige Fragen, welche ich kaum zusammenhängend beantwortete. Meine Ahnung ward mit jedem Augenblicke düsterer und das Herz schlug mir in der Brust mit seltsamem, unbeschreiblichem Schmerze.

Die Spur führte uns in eine kleine Lichtung innerhalb eines Magnolienhains. Weiter ging sie nicht. Wir waren an ihrem Ende angelangt. Meine Augen ruhten mit einem gewissen mechanischen Blicke auf dem Boden. Ich saß im Sattel wie in einer Betäubung befangen. Die meisten der Spuren waren die des schwarzen Pferdes, aber es waren auch noch andere von kaum halb so großen Dimensionen da. Es waren die winzigen Spuren von dem Hufeisen eines kleinen Pony.

»Ach Gott! Massa Georg,« murmelte Jake, indem er an mich heranritt und seine Augen auf den Boden heftete,

»schaut her! das sein Spur von kleine Weißfuchs. Miß Virginia sein hier gewesen.«

SECHZEHNTES KAPITEL. WER WAR DER REITER?

Es ward mir zu Muthe, als müßte ich vom Pferde herabsinken; die Nothwendigkeit aber, die Gedanken, welche sich in mir regten, zu verbergen, hielt mich aufrecht. Es giebt einen Verdacht, den selbst ein Busenfreund nicht theilen darf, und der meine war von dieser Art, wenn er ein Verdacht genannt werden konnte. Unglücklicher Weise grenzte er fast an Ueberzeugung. Ich sah, daß Gallagher mystificirt war, nicht, wie ich glaubte, durch die Spuren auf dem Boden, sondern durch mein Benehmen in Bezug auf dieselben. Er hatte meine Aufregung bemerk't, als ich die Spur aufnahm und während ich ihr folgte. Er konnte nicht umhin, dies zu thun, und jetzt, wo wir die Lichtung erreicht hatten, sah er mein bleiches Gesicht und meine vor ihm unverständlichen Gemüthsbewegungen zitternden Lippen.

»Was fehlt Dir denn, Georg? Glaubst Du, daß die Rothaut hier irgend eine Schlechtigkeit begangen? daß sie Etwas auf Deiner Pflanzung ausspionirt hat?«

Die Frage unterstützte mich in meinem Dilemma. Sie gab mir eine Antwort an die Hand, obschon ich nicht an die Wahrheit derselben glaubte.

»Höchst wahrscheinlich,« antwortete ich, ohne irgend welche Verlegenheit zu verrathen. »Ich zweifle nicht, daß es ein indianischer Spion gewesen ist, der mit einigen der Neger im Verkehr steht, denn dies da ist die Spur eines

Pony, welches zur Pflanzung gehört. Einige davon sind bis hierher geritten, um ihn zu treffen, obschon es schwer ist, den Zweck zu errathen.«

»Massa Georg,« sagte mein schwarzer Begleiter, »Niemand darf Weißfuchs reiten als –«

»Jake!« rief ich laut, ihn unterbrechend, »galoppire immer voraus nach dem Hause und melde, daß wir kommen. Rasch!«

Mein Befehl war zu positiv, als daß Jake hätte zögern können, ihm zu gehorchen, und ohne vollends zu sagen, was er hatte sagen wollen, gab er seinem Pferde die Sporen und ritt rasch an uns vorbei.

Es war dies von meiner Seite ein bloßes Manövre der Vorsicht. Noch den Augenblick vorher war es mir nicht eingefallen, einen Courier zu unserer Anmeldung abzusenden. Ich wußte aber, daß der gute, einfältige Kerl im Begriff stand, zu sagen: »Niemand darf Weißfuchs reiten als Miß Virginia« – und ich hatte diese List angewendet, um ihm das Wort abzuschneiden.

Ich warf einen Blick auf meinen Begleiter, nachdem Jake unsfern Augen entchwunden war. Gallagher war ein Mann von offenem Herzen und freier Zunge, dem Zurückhaltung etwas ganz Unbekanntes war. Sein schönes, blühendes Gesicht zeigte selten eine Spur von Verdacht oder Argwohn, jetzt aber bemerkte ich doch, daß es einen Ausdruck von Verblüfftheit hatte, und ich fühlte mich dadurch beunruhigt.

Keiner von uns Beiden machte jedoch eine Bemerkung, sondern wir ritten auf dem Wege, welchen Jake eingeschlagen, hinter ihm drein. Der Weg war ein zum Ausstreiben des Zuchtviehes bestimmter, und zu schmal, als daß wir neben einander hätten reiten können. Gallagher ließ mich daher als Führer voranreiten. Auf diese Weise bewegten wir uns schweigend weiter. Ich brauchte mein Pferd nicht zu lenken. Der Weg war ihm bekannt; es wußte, wohin es ging. Ich nahm keine Notiz davon, sondern überließ es sich selbst.

Ich warf kaum einen Blicke auf den Weg – blos ein oder zwei Mal – und dann sah ich die Spuren des Pony – rückwärts und vorwärts, aber ich achtete weiter nicht darauf. Ich wußte, woher und wohin sie führten. Ich war mit meinen innern Gedanken viel zu sehr beschäftigt, als daß ich von Etwas außer mir oder um mich herum hätte Notiz nehmen sollen.

Konnte es nicht vielleicht Jemand anders als Virginia gewesen sein? Wer denn? Das, was Jake hatte sagen wollen, nämlich daß Niemand außer meiner Schwester den Pony, welchen wir den »Weißfuchs« nannten, reiten durfte, war ganz wahr, denn es war Niemandem auf der Pflanzung erlaubt, dieses Lieblings-Miniaturroß zu besteigen.

Doch ja – eine Ausnahme fand statt. Ich hatte Viola darauf gesehen. Vielleicht hätte Jake diese Ausnahme noch hinzugefügt, wenn ich ihm erlaubt hätte, auszureden. Konnte es Viola gewesen sein?

Aber zu welchem Zwecke konnte sie eine Zusammenkunft mit dem Seminolenhäuptlinge gehabt haben – denn daß die Person, welche den Pony geritten, eine Zusammenkunft mit dem Häuptlinge gehabt hatte, daran ließ sich nicht im Mindesten zweifeln – die Spuren verriethen dies deutlich genug.

Welcher Grund konnte die Quadronin zu einer solchen Zusammenkunft veranlaßt haben? Sicherlich keiner. – Doch, wie konnte ich das wissen? Ich war lange abwesend gewesen, viele seltsame Ereignisse, viele Veränderungen waren in meiner Abwesenheit zu Tage getreten. Wie konnte ich wissen, ob nicht Viola ihres schwarzen Geliebten überdrüssig geworden war und jetzt den tapferen Häuptling mit günstigen Blicken betrachtete? Ohne Zweifel hatten sich ihr viele Gelegenheiten dargeboten, den Letztern zu sehen, denn nach meiner Abreise nach dem Norden waren vor der Vertreibung der Powells von ihrer Pflanzung mehrere Jahre verstrichen. Und jetzt, wo ich daran dachte, fiel mir Etwas ein – ein geringfügiger Umstand, der sich an demselben Tage ereignet hatte, wo der junge Powell zuerst unter uns erschien – Viola hatte nämlich ihre Bewunderung des schönen Jünglings in Worten zu erkennen gegeben. Ich besann mich, daß dies den Schwarzen Jake sehr zornig gemacht hatte, daß auch meine Schwester darüber unwillig geworden war und Viola ausgescholten hatte, weil sie – so glaubte ich damals – ihren treuen Anbeter kränkte.

Viola war eine Schönheit und, wie die meisten Schönheiten, eine Kokette. Meine Muthmaßung konnte richtig

sein. Es war angenehm, dies zu denken – aber ach, der arme Jake!

Ein anderer geringfügiger Umstand trug dazu bei, mich in dieser Ansicht zu bestärken. Ich hatte in der letzten Zeit eine Veränderung an meinem schwarzen Knappen bemerkt. Er war nicht mehr so heiter wie sonst – er schien nachdenklicher – ernst – in sich gekehrt zu sein. Gott gebe, daß dies die richtige Erklärung sei!

Es gab aus noch eine andere Muthmaßung, welche mir Hoffnung gewährte; eine Muthmaßung, die, wenn sie gegründet war, mich noch mehr zufriedengestellt hätte, denn ich empfand für den Schwarzen Jake ein starkes Gefühl der Freundschaft. Diese zweite Hypothese war einfach Das, was Gallagher schon gemeint hatte, nämlich daß, obschon Weißfuchs von Niemandem als meiner Schwester geritten werden durfte, doch einer unserer Leute sich *verstohler Weise* seiner bedient haben konnte.

Dies war möglich und nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Es gab vielleicht unzufriedene Sclaven auf unserer Pflanzung – es gab deren fast auf jeder Pflanzung – die in Verkehr mit den feindseligen Indianern standen. Der Platz war über eine Meile von dem Hause entfernt. Reiten war natürlich angenehmer als Gehen, und der Pony konnte leicht von der Weide hinweggenommen werden, ohne daß Jemand weiter darauf achtete. Vielleicht war Niemand anders als ein großer schwarzer Neger der Reiter gewesen. Gott gebe, daß dies die richtige Erklärung war!

Kaum hatte ich dieses stille Gebet gesprochen, so fiel mir ein Gegenstand in die Augen, der alle meine Theorieen in die Winde zerstreuete und mein Herz mit neuem Schmerz erfüllte. Ein Heuschreckenbaum stand an der Seite des Weges und streckte seine Zweige zum Theil über denselben hinweg. Ein Bandstreifen hatte ich an einem der Dornen gefangen und flatterte im Luftzuge. Es war Seide und von feinem Gewebe – ein Bruchstück von dem Besatz eines Damenkleides.

Für mich war es ein betrübendes Anzeichen. Mein Gebäude von hoffnungsvollen Phantasieen stürzte bei dem Anblicke in Trümmer. Kein Neger – nicht einmal Viola – hätten einen solchen Beweis wie diesen zurücklassen können, und ich schauderte, während ich an der flatternden Reliquie vorbeiritt.

Ich hoffte, daß mein Begleiter sie nicht bemerken würde, aber er bemerkte sie. Sie fiel zu sehr in's Auge, als daß sie hätte unbemerkt bleiben können. Während ich über meine Schulter zurückblickte, sah ich ihn den Arm ausstrecken, das Band von dem Aste abreißen und es mit forschendem und verblüfftem Blicke betrachten.

Aus Furcht, daß er an mich heranreiten und mich ausfragen könnte, setzte ich mein Pferd in raschen Galopp, während ich ihm gleichzeitig zurief, mir zu folgen.

Zehn Minuten später machten wir vor unserm Hause Halt. Meine Mutter und Schwester waren auf die Veranda herausgekommen, um uns zu empfangen und zu bewillkommen.

Ich hörte die freundlich grüßenden Worte, achtete aber nicht darauf. Mein Blick war auf Virginia – auf ihren Anzug geheftet. Es war ein *Reitkleid* und sie trug den Federhut noch auf dem Kopfe.

Meine schöne Schwester – nie schien sie schöner zu sein als in diesem Augenblicke. Ihre Wangen waren vom Winde geröthet und ihre goldenen Flechten hingen darüber herab. Aber es freute mich nicht, sie so schön zu sehen – in meinen Augen erschien sie wie ein gefallener Engel.

Ich blickte auf Gallagher, während ich aus dem Sattel schwankte. Ich sah, daß er Alles verstand. Ja, noch mehr – sein Gesicht trug einen Ausdruck, welcher eine innere Qual verrieth, die eben so groß zu sein schien, wie die meine. Er war mein Freund – erprobt und treu. Er hatte meinen Schmerz bemerkt – er errieth jetzt die Ursache und sein Blick verrieth die tiefe Sympathie, welche mein Unglück ihm einflößte.

SIEBZEHNTES KAPITEL. KALTE HÖFLICHKEIT.

Die Umarmung meiner Mutter empfing ich mit kindlicher Wärme – die meiner Schwester schweigend – fast mit Kälte. Meine Mutter bemerkte dies und schien darüber verwundert zu sein. Gallagher zeigte auch Zurückhaltung, indem er Virginien begrüßte, und auch dies ging nicht unbemerkt vorüber. Meine Schwester war von uns Allen am wenigsten, oder vielmehr gar nicht verlegen.

Im Gegentheile war sie sehr redselig und ihre Augen funkelten von freudigem Ausdruck, als ob sie wirklich durch unsere Ankunft erfreuet würde.

»Du bist zu Pferde gewesen, Schwester?« fragte ich in einem Tone, welcher Gleichgültigkeit in Bezug auf die Antwort heuchelte.

»Sage lieber zu Pony. Mein kleiner Weißfuchs verdient kaum den stolzen Namen eines Rosses. Ja, ich habe einen kleinen Spazierritt gemacht, um frische Luft zu schöpfen.«

»Allein?«

»Ganz allein – *solus bolus*, wie die Neger sagen.«

»Ist das auch klug, Schwester?«

»Warum nicht? Ich thue es sehr oft. Was habe ich zu fürchten? Die Wölfe und Panther sind ausgerottet und für einen Bären oder einen Alligator ist Weißfuchs viel zu geschwind.«

»Man kann in dem Walde auf Wesen stoßen, welche noch weit gefährlicher sind als wilde Thiere.«

Ich sah sie, indem ich diese Bemerkung machte, scharf an, sah aber nicht die mindeste Veränderung.

»Was für Wesen, Georg?« fragte sie, indem sie zugleich den Ton nachäffte, in welchem ich gesprochen.

»Rothhäute – Indianer,« – antwortete ich kurz.

»Unsinn, Bruder. Es giebt keine Indianer in dieser Nachbarschaft – wenigstens,« setzte sie mit merkbarem Zögern hinzu, »keine, die wir zu fürchten brauchten. Haben Sie mir das nicht schon geschrieben? Du kommst aus

dem feindlichen Gebiete, wo wahrscheinlich ein Indianer hinter jedem Gebüsch lauert; aber, bedenke, Georg, daß Du einen weiten Weg zurückgelegt hat, und wenn Du die Wilden nicht mitgebracht hast, so wirst Du keine hier finden. Also, meine Herren, Sie können sich heute Abend schlafen legen, ohne Furcht durch das *Yo-ho-ehee* aufgeschreckt zu werden.«

»Ist das so gewiß, Miß Randolph?« fragte Gallagher, indem er sich mit in die Conversation mischte. »Ihr Bruder und ich, wir haben Grund, zu glauben, daß Einige, welche schon den Kriegsruf angestimmt haben, von den Niederlassungen des Suwanee nicht weit entfernt sind.«

»*Miß* Randolph sagen Sie? Ha! Ha! ha! Mein Himmel, *Mister* Gallagher, wo haben Sie denn dieses übertrieben respectvolle Benehmen gelernt? Es ist so entfernt, daß Sie es weither geholt haben müssen. Sonst nannten Sie mich schlechtweg Virginia. Was soll, denn das bedeuten? Es sind gerade drei Monate, seitdem wir – das heißt Sie und ich, Mr. Gallagher – uns zuletzt sahen, und kaum zwei, seitdem Georg von mir schied, und nun stehen Sie beide wieder da und der eine spricht so feierlich wie Solon, und, der andere so nüchtern und bedächtig wie Sokrates! Am Ende nennt mich Georg, wenn er abermals eine Zeit lang abwesend gewesen ist, ebenfalls *Miß* Randolph – wahrscheinlich ist es in dem Fort so Mode. Vorwärts, meine Freunde!« setzte sie, indem sie mit ihrer Reitgerte auf das Geländer der Veranda schlug, hinzu,

»nennt mir den Grund dieser wundersamen Umwandlung, oder Ihr bekommt, so wahr ich lebe, keinen Bissen zu essen.«

Das Verhältniß, in welchem Gallagher zu meiner Schwester stand, bedarf einer kleinen Auseinandersetzung. Es war weder mir nach meiner Mutter etwas Neues. Während ihres Verweilens im Norden war er mit ihnen zusammengetroffen, ganz besonders mit der Erstern sehr oft. Als mein fast fortwährender Begleiter hatte er vollauf Gelegenheit, mit Virginien bekannt zu werden, und war auch in der That sehr gut mit ihr bekannt geworden. Deßhalb unterredeten sie sich mit einander gewöhnlich in der vertraulichsten Weise, nannten einander bei ihrem Vornamen, und ich begriff recht wohl, warum meine Schwester die Anrede »Miß Randolph« als eine ziemlich kalte und förmliche betrachtete; aber ich wußte auch, weßhalb er sie so angeredet hatte.

Es gab eine Zeit, wo ich glaubte, mein Freund liebe Virginien. Es war dies kurz, nachdem sie mit einander bekannt geworden waren. Im Laufe der Zeit aber hörte ich auf, diesen Glauben zu hegen. Ihr Benehmen war nicht das von Liebesleuten – wenigstens nicht nach meinem Begriffe. Sie waren zu *freundschaftlich*, um sich zu lieben. Sie spazierten und liefen mit einander umher, lasen komische Bücher, lachten und schwatzten stundenlang über triviale Dinge und gaben einander Spitznamen und dergleichen. Es war in der That etwas Seltenes, sie etwas Vernünftiges und Ernstes mit einander sprechen zu hören.

Alles Dies war aber so verschieden von der Art und Weise, auf welche, nach *meinen* Begriffen, Liebende sich benehmen mußten – so verschieden von der, auf welche *ich* mich benommen haben würde – daß ich die Meinung, die ich gehegt, wieder aufgab und sie später als zwei Wesen betrachtete, deren Charaktere einander zusagten und deren Herzen in Freundschaft, aber nicht in Liebe vereint waren.

Ein anderweiter Umstand bestärkte mich in diesem Glauben. Ich bemerkte, daß meine Schwester während Gallaghers Abwesenheit nur wenig Geschmack an heiterer Unterhaltung fand, während sie in ihrer früheren Zeit sich Dieser fast ausschließlich gewidmet hatte. In dem Augenblicke aber, wo Gallagher erschien, ging eine plötzliche Veränderung mit ihr vor und sie ließ sich zu all' den Schnurren herbei, zu welchen ihr Freund den Ton anschlug.

Die Liebe, dachte ich, giebt sich auf diese Weise nicht kund. Wenn es Jemanden gab, an welchem sie ein Interesse des Herzens fühlte, so war es doch nicht der Mann, welcher hier gegenwärtig war – nein, Gallagher war nicht der Rechte, und das Spiel, welches zwischen ihnen stattfand, war nur die Vertraulichkeit zweier Personen, die einander achteten, ohne daß ein Funke von Liebe sich in dieses Gefühl gemischt hätte.

Der schwarze Argwohn, der jetzt auf seinem Gemüthe eben so lastete, wie auf dem meinen, hatte ihn augenscheinlich verstimmt, nicht aus einem Gefühle der Eifersucht, sondern aus reiner freundschaftlicher Sympathie für mich – vielleicht auch für sie.

Sein Benehmen gegen sie war, obschon es sich innerhalb der Grenzen der vollkommensten Höflichkeit bewegte, wirklich verändert – sehr verändert. Kein Wunder daher, daß sie es bemerkte und eine Erklärung verlangte.

»Rasch!« rief sie, indem sie mit ihrer Reitgerte einige Weinblätter herunter hieb. »Ist es Verstellung oder meint Ihr es ernst? Erklärt Euch beide, oder ich halte meinen Schwur – Ihr bekommt kein Mittagsmahl! Ich werde selbst in die Küche gehen und es abbestellen.«

Trotz der düstern Gedanken, die ihn beschäftigten, zwang Virginia's Wesen und ihre seltsame Drohung meinen Freund doch zu lachen – obschon sein Gelächter weit verschieden von dem war, welches sie sonst gewohnt gewesen, von ihm zu hören.

Ich mußte selbst lächeln, und da ich die Nothwendigkeit einsah, meine Gemüthsbewegungen zu ersticken, so stammelte ich Etwas, was für eine Erklärung gelten konnte. Es war jetzt nicht die rechte Zeit zu der wahren.

»Wirklich, Schwester,« sagte ich, »wir sind zu müde und zu hungrig, als daß wir uns zur Heiterkeit aufgelegt fühlen sollten. Bedenke, wie weit wir unter der brennenden Sonne geritten sind. Keiner von uns hat, seitdem wir das Fort verlassen, einen Bissen in den Mund gebracht und unser Frühstück dort war kein sehr sonderliches –

Maiskuchen und schwacher Kaffee mit Pökelfleisch. Wie sehne ich mich nach einigen von Tante Sheba's Zwiebacken und einem gebratenen Huhn! Also, ich bitte Dich, laß uns Etwas zu essen auftragen, dann sollst Du sehen, wie wir uns plötzlich ändern. Wir werden dann ganz heiter und lustig sein.«

Mit dieser Erklärung zufrieden, oder sich wenigstens so stellend – denn ihre Antwort war ein Versprechen, uns unser Mittagsmahl auftragen zu lassen – entfernte sich meine Schwester mit heiterem Gelächter, um die nothwendige Veränderung in ihrer Toilette vorzunehmen, während mir und meinem Freunde jedem ein besonderes Zimmer angewiesen ward.

Bei Tische und auch nacher that ich mein Aeußerstes, um ungezwungen und heiter zu erscheinen. Ich bemerkte, daß Gallagher sich dieselbe Mühe gab.

Vielleicht ließ meine Mutter durch diese Komödie sich täuschen, Virginia aber nicht. Ehe noch viele Stunden vergingen, gewahrte ich Anzeichen von Argwohn, der gegen Gallagher eben so gerichtet war, wie gegen mich. Sie argwohnte, daß nicht Alles in Ordnung sei, und begann sich in ihrer Conversation mit uns Beiden pikirt, ja fast feindselig zu zeigen.

ACHTZEHNTES KAPITEL. MEINE SCHWESTER.

Während des noch übrigen Tages und im Laufe des ganzen nächstfolgenden dauerte dieser unerfreuliche Zustand der Dinge fort, und wir benahmen uns alle drei – mein Freund, meine Schwester und ich – mit höflicher Zurückhaltung. Diese Gespanntheit war so zu sagen eine dreiseitige, denn ich hatte Gallagher nicht zu meinem Vertrauten gemacht, sondern ihn gänzlich seinen Muthmaßungen überlassen. Er war ein ächter Gentleman, und deutete nicht ein Mal auf das hin, was, wie er recht wohl wissen mußte, meine ganzen Gedanken beschäftigte. Es war meine Absicht, ihm mein Herz auszuschütten und seinen freundschaftlichen Rath zu erbitten, aber erst nachdem noch einige Zeit vergangen wäre – nicht eher, als bis ich von Virginien vollständige Aufklärung erhalten hätte.

Ich wartete auf eine Gelegenheit, um diese herbeizuführen; nicht als ob sich deren Viele dargeboten hätten, denn sehr oft konnte ich mit Virginien unter vier Augen sprechen – wohl aber ward mir bei jeder Gelegenheit mein Entschluß untreu. Ich fürchtete geradezu, sie zu einem Geständnis zu nöthigen.

Und dennoch fühlte ich, daß es meine Pflicht war. Als ihr Bruder, ihr nächster männlicher Berwandter, hatte ich die Aufgabe, ihre Ehre zu schützen und das Wappen unserer Familie rein und unbefleckt zu erhalten.

Tage lang ward ich von dieser brüderlichen Pflicht zurückgehalten – theils durch natürliches Zartgefühl –

theils durch die Furcht vor der Enthüllung, die ich vielleicht auf diese Weise herbeiführte. Ich scheute mich, die Wahrheit zu erfahren. Daß ein Verkehr zwischen meiner Schwester und dem indianischen Häuptlinge stattgefunden – daß er aller Wahrscheinlichkeit nach noch stattfand – daß eine heimliche Zusammenkunft stattgehabt – vielleicht mehr als eine – alles Dies wußte ich recht wohl. Aber wie weit war dieser Verkehr gegangen? In wie weit hatte meine arme Schwester sich compromittirt?

Dies waren die Fragen, deren Beantwortung ich fürchtete.

Ich glaubte, sie würde mir die Wahrheit sagen – das heißt, wenn ich sie darum hat. Sprach ich dagegen in befehlendem Tone, so weigerte sie sich ganz bestimmt.

Davon war ich überzeugt. Ich kannte ihren stolzen Geist. Wenn sie zur Feindseligkeit gereizt ward, war sie des hartnäckigsten Widerstandes fähig – fest und unerschütterlich,

Sie hatte viel von dem Charakter meiner Mutter, aber wenig von dem meines Vaters. Auch körperlich hatte sie, wie ich schon bemerkt, Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, und in geistiger Beziehung war sie das vollkommene Seitenstück derselben. Sie war eine von jenen Frauen – denn jetzt verdiente sie diese Benennung – welche niemals den Zwang einer strengen Zucht kennen gelernt haben, sondern in dem Glauben aufwachsen, daß sie auf Erden keinen Herrn und Meister haben. Daher die volle Entwicklung eines Gefühls vollkommener Unabhängigkeit, welches unter den amerikanischen Frauen ziemlich häufig

ist, in andern Ländern aber nur unter denen der bevorrechteten Klassen existiren kann.

Ohne von Vater, Mutter, Vormund oder Lehrer – denn auch dieser Letztere hatte niemals von der Ruthe Gebrauch machen dürfen, Zwang zu erfahren, war meine Schwester zur Mannbarkeit herangewachsen, und fühlte sich so frei und unumschränkt wie eine Königin auf ihrem Throne.

Sie war auch noch in anderem Sinne unabhängig – in einem Sinne, welcher auf die Freiheit des Geistes einen großen Einfluß ausübt – sie besaß ihr selbstständiges Vermögen.

In den Staaten Amerika's ist das Recht der Erstgeburt nicht gestattet, sondern sogar durch ein Gesetz aufgehoben. Jene Staatsmänner und Präsidenten, welche in einer langen Reihe auf den Vater der Republik folgten, waren weise Gesetzgeber. Sie sahen unter diesem mangelhaften Gesetze – welches nach der Meinung Vieler nur die Familienbeziehungen angeht – den starken Arm des politischen Tyrannen lauern und trafen daher Maßregeln, um die Einführung desselben in dem Lande zu verhindern. Weise handelten sie, wie die Zeit lehren wird, oder vielmehr schon gelehrt hat, denn hätte der Congreß in Washington's Zeit das Erstgeburtserbrecht sanctionirt, so hätte sich die große amerikanische Republik schon längst in eine Oligarchie verwandelt.

Frei von den Fesseln eines so unnatürlichen Gesetzes, hatte mein Vater gehandelt, wie alle Menschen von richtigem Gefühl wahrscheinlich handeln werden. Er war der

Eingebung seines Herzens gefolgt und hatte sein Vermögen zwischen seine Kinder in gleiche Theile getheilt. Deßhalb stand meine Schwester, in so weit die Unabhängigkeit des Vermögens in Frage kam, mir vollkommen gleich.

Natürlich war unsere Mutter ebenfalls bedacht worden, aber der *Kern* des väterlichen Besitzthums gehörte jetzt Virginien und mir.

Meine Schwester war also eine Erbin – von Mutter und Bruder vollkommen unabhängig – durch keine Autorität an Eines von Beiden gebunden, sondern blos durch die, welche in den Banden des Herzens – in der kindlichen und schwesterlichen Zuneigung liegt.

Ich habe mich etwas umständlich hierüber ausgesprochen, um die delikate Aufgabe zu veranschaulichen, welche ich zu erfüllen hatte, indem ich meine Schwester zur Rede stellte.

Seltsam war es, daß ich nicht an meine eigene anomale Stellung dachte. Es fiel mir in diesen Augenblicken gar nicht ein, daß ich mit der Schwester desselben Mannes so zu sagen verlobt war, und die aufrichtige Absicht hatte, sie zu meinem Weibe zu machen.

Ich konnte in einem solchen Bündnisse durchaus nichts Unnatürliches oder für mich Unehrenhaftes finden – und die Gesellschaft würde auch Nichts dergleichen gefunden haben.

Es war dies in früheren Zeiten schon mit Rolfe so gewesen, der sich mit einem Mädchen von dunklerer Farbe, geringerer Schönheit und Bildung als Maümee vermählt

hatte. In späteren Zeiten waren hundert Andere seinem Beispiele gefolgt, ohne daßwegen an Kaste oder Ruf zu verlieren. Warum sollte das mit mir nicht auch so sein?

Ueberhaupt war mir diese Frage noch gar nicht eingefallen, denn ich hatte nie daran gedacht, daß mein Zweck in Bezug auf meine indianische Verlobte anders als vollkommen in Ordnung sei.

Etwas Anderes wäre es gewesen, wenn die Adern meiner Zukünftigen eine Beimischung von *afrikanischem* Blute gehabt hätten. *Dann* allerdings hätte ich das Zürnen der Gesellschaft fürchten müssen, denn in Amerika ist es nicht die Farbe der Haut, welche verdammt – sondern das Blut – das Blut! Der weiße Gentleman kann eine Indianerin heirathen; sie darf ohne Widerspruch sich in die Gesellschaft mischen und kann, wenn sonst ihre äußere Erscheinung darnach ist, eine gefeierte Schönheit werden.

Alles Dies wußte ich, während ich gleichzeitig der Sclave eines Glaubens an die ungeheuerliche Anomalie war, daß da, wo das Blut von der andern Seite gemischt – wo das Weib weiß und der Mann roth ist – die Verbindung eine Mesalliance – eine Schande wird. Von den Freunden der erstern wird eine solche Verbindung als ein Unglück – als ein Fall betrachtet, und wenn das Weib zufällig eine Dame von Stande ist – ach, dann vollends! –

So wenig ich auch auf viele der Vorurtheile meines Vaterlandes in Bezug auf Race und Farbe gab, so war ich

doch nicht frei von dem Einflusse dieser socialen Maxime. Wenn ich glaubte, daß meine Schwester einen Indianer liebte, so betrachtete ich sie zugleich als verloren – als gefallen. Gleichviel in wie hohem Range ihr Geliebter unter seinem Volke stehen – gleichviel wie tapfer, wie gebildet er sein mochte – gleichviel wenn es Oceola selbst gewesen wäre!

NEUNZEHNTES KAPITEL. ICH VERLANGE EINE ERKLÄRUNG.

Die Ungewißheit nagte am mir – ich konnte sie nicht länger ertragen. Ich beschloß endlich, meiner Schwester, sobald ich sie allein anträfe, eine Erklärung abzuverlangen.

Die Gelegenheit bot sich sehr bald dar – ich sah sie zufällig auf dem Rasenplatze unten am Rande des Sees. Ich sah, daß sie auch ungewöhnlich heiterer Laune war.

»Ach!« dachte ich, indem ich mich, von meinem Entschlusse erfüllt, ihr näherte, »dieses Lächeln! bald werde ich es in Thränen verwandeln. Schwester!«

Sie plauderte mit ihren Lieblingen und hörte mich nicht, oder that wenigstens, als ob sie mich nicht hörte.

»Schwester!« wiederholte ich in lauterem Tone.

»Nun, was giebt es?« fragte sie kurz, ohne aufzublicken.

»Ich bitte Dich, Virginia, höre auf, zu spielen und sprich mit mir.«

»Ei, das klingt ja ganz verlockend. Ich habe in der letzten Zeit Dich so wenig gehört, daß ich mich über Deine Aufforderung freuen muß. Warum bringst Du nicht auch Deinen Freund mit und lässest ihn sich in dieser Beziehung auch ein wenig versuchen? Ihr habt Beide die Stummen lang genug gespielt, um dieser Rolle, wie ich meinen sollte, überdrüssig zu werden. Aber heraus mit der Sprache – Du störst mich durchaus nicht, das versichere ich Dir!

»Ein Yankeeschiff und Yankeeelite,
Und wer mit ihnen strebt,
Die werden nicht des Feindes Beute,
So lang ein Mann noch lebt.

»Komm', kleine Fanny! Fanny, geh' nicht zu nahe an den Rand des Wassers, damit Du nicht ein unfreiwilliges Bad nehmen mußt!«

»Ich bitte Dich, Schwester Virginia, laß jetzt dieses Geplauder. Ich habe Dir etwas Wichtiges zu sagen.«

»Etwas Wichtiges! Wie! Du willst wohl heirathen? Nein, das kann es nicht sein – Dein Gesicht ist viel zu traurig und feierlich dazu. Du siehst mehr aus wie Einer, der auf dem Wege ist, gehängt zu werden – ha! ha! ha!«

»Ich sage Dir, Schwester, es ist mein Ernst.«

»Wer hat denn gesagt, daß er dies nicht wäre? Ich glaube Dir das ja recht gern, lieber Junge..«

»Höre mich an, Virginia. Ich habe etwas Wichtiges – etwas sehr Wichtiges mit Dir zu sprechen. Schon seit meiner Rückkehr habe ich diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen gewünscht.«

»Nun, warum hast Du es nicht schon gethan? Du hast Gelegenheiten genug gehabt. Habe ich mich vielleicht vor Dir versteckt?«

»Nein – aber – die Sache ist –«

»Fahre fort, Bruder! Du hast jetzt die beste Gelegenheit dazu. Wenn es ein Bittgesuch ist, wie Deine Miene zu sagen scheint, so überreiche es. Ich bin bereit, es anzunehmen.«

»Nein, Virginia, das ist es nicht – der Gegenstand, über welchen ich mit Dir zu sprechen wünsche –«

»Was für ein Gegenstand? Heraus damit!«

Ich war der langen Umschweife überdrüssig und fühlte mich auch ein wenig verletzt. Deßhalb beschloß ich, der Sache ein Ende zu machen.

»*Ein Wort,*« dachte ich, wird ihren Ton herabstimmen und sie so ernst machen, als ich selbst bin. Ich antwortete daher:

»Oceola.«

Ich erwartete, sie zusammenfahren und bald roth, bald bleich werden zu sehen; zu meinem Erstaunen aber zeigten sich keine dergleichen Symptome. Nicht die mindeste Spur von irgend einer außerordentlichen Gemüthsbewegung verrieth sich in ihrem Blicke oder Wesen. Sie antwortete fast sofort und ohne Zögern:

»Wie, der junge Häuptling der Seminolen? unser alter Spielkamerad Powell? Er soll der Gegenstand unserer Unterredung sein? Du hättest wirklich keinen wählen können, der mir interessanter wäre. Ich könnte von diesem wackern jungen Manne den ganzen Tag sprechen.«

Ich verstummte vor dieser Antwort und wußte kaum, auf welche Weise ich weiter verfahren sollte.

»Aber was ist denn mit ihm, Bruder Georg?« fuhr meine Schwester fort, indem sie mir etwas weniger muthwillig in's Gesicht sah. »Ich will doch nicht hoffen, daß ihm etwas Uebles zugestoßen ist?«

»Nicht daß ich wüßte – das Uebel ist näherstehenden und theurern Personen zugestoßen.

»Ich verstehe Dich nicht, geheimnißvoller Bruder.«

»Aber Du wirst mich verstehen. Ich bin im Begriffe, eine Frage an Dich zu stellen – antworte mir und antworte mir der Wahrheit gemäß, wenn meine Liebe und Freundschaft von einigem Werthe ist.«

»Ich bitte um Ihre Frage, mein Herr, ohne diese Einleitungen und Hindeutungen. Ich glaube, ich kann die Wahrheit sprechen, ohne daß man mir erst durch Drohungen Furcht einzuflößen sucht.«

»Nun dann sprich sie, Virginia. Sage mir, ist Powell – ist Oceola – Dein Geliebter?«

»Ha, ha, ha, ha, ha!«

»Nein, Virginia, die Sache ist nicht zum Lachen.«

»Aber mir kommt sie so vor – ha, ha, ha, ha! – ein köstlicher Spaß!«

»Ich wünsche nicht, daß Du lachest, Virginia, sondern daß Du mir antwortest.«

»Auf eine so abgeschmackte Frage bekommst Du keine Antwort.«

»Meine Frage ist nicht abgeschmackt. Ich habe gute Gründe, sie zu stellen.«

»Gründe – nenne sie doch!«

»Du kannst nicht leugnen, daß zwischen Euch Etwas vorgegangen ist! Du kannst nicht leugnen, daß Du, und zwar im Walde, eine Zusammenkunft mit ihm gehabt hast. Ueberlege Dir Deine Antwort wohl, denn ich habe die Beweise. Wir begegneten dem Häuptlinge auf seinem Rückwege. Wir sahen ihn von Weitem. Er mied uns – kein Wunder. Wir folgten seiner Spur – wir sahen die Hufspuren des Pony – o, Ihr habt eine Zusammenkunft gehabt – das ist vollkommen wahr.«

»Ha! ha! ha! Welch ein paar kühne Spürer – Du und Dein Freund – verschmitzte Leutchen! Ihr werdet auf dem Kriegspfade unschätzbar sein. Man wird Euch zu den Oberspionen der Armee befördern. Ha, ha, ha! Also, das ist das große Geheimniß, wie? Daraus erklären sich die schüchternen Blicke und das altmodische Benehmen, welches mich verblüfft hat! Meine Ehre, wie? Also das war die Sorge, die an Dir nagte? Bei der Göttin Diana, ich habe Grund, dankbar zu sein, daß ich ein paar so ritterliche Schützer besitze.«

»Vor England, dem Garten der Schönheit, da steht

Der Drache der Sprödigkeit Wacht;
Doch schläft er so oft, daß, wie es auch geht,
Die Sicherheit schlecht ist bedacht.«

Also, wenn ich nicht die Sprödigkeit eines Drachen zu meinem Schutze besitze, so finde ich ein paar Drachen an meinem Bruder und seinem Freunde. Ha! ha! ha!«

»Virginia, Du bringst mich von Sinnen – das ist keine Antwort. Hast Du mit Oceola eine Zusammenkunft gehabt?«

»Ich werde diese Frage sogleich beantworten. – Nach einer so scharfblickenden Spionage würde alles Leugnen mir Nichts helfen. Ja, ich *habe* eine Zusammenkunft mit ihm gehabt.«

»Und zu welchem Zwecke? Kamt Ihr als Liebende zusammen?«

»Diese Frage ist unverschämt – ich mag sie nicht beantworten.«

»Virginia! ich bitte Dich inständig –«

»Nun, können denn nicht zwei Menschen einander im Walde begegnen, ohne daß man sie der Liebelei beschuldigt? Können wir uns nicht zufällig getroffen haben? oder kann ich nicht auch andere Geschäfte mit dem Häuptlinge der Seminolen abzumachen haben? Du kennst nicht alle meine Geheimnisse, und es ist auch nicht meine Absicht, sie Dir wissen zu lassen.«

»O, es war keine zufällige Begegnung – es war eine Verabredung – eine Zusammenkunft in Liebesangelegenheiten – etwas Anderes kannst Du nicht mit ihm gehabt haben.«

»Es ist sehr natürlich von Dir, so Etwas zu denken – sehr natürlich, da Du dergleichen Duetten selbst einübst. Darf ich fragen, wie lange es her ist, seitdem Du Dein letztes *tête-à-tête* mit Deiner schönen Geliebten – der reizenden Maümee – hattest? Wie, Bruder?«

Ich zuckte zusammen, wie von einem Stiche getroffen. Wie konnte meine Schwester davon Kenntniß erhalten haben? Schlug sie blos, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, auf den Busch, und hatte sie zufällig die Wahrheit getroffen?

Einige Augenblicke lang konnte ich nicht antworten und gab auch keine Antwort auf ihre letzte Frage. Ich achtete nicht darauf, sondern wiederholte in steigender Aufregung meine früheren Fragen in etwas heftigem Tone.

»Schwester, ich muß eine Erklärung haben – ich besteh auf – ich verlange sie.«

»Du verlangst sie? Ho! ho! Sprichst Du mit mir in diesem Tone? Das wird Dir schwerlich Etwas helfen. Vorhin, als Du so schön und flehentlich batest, hätte ich beinahe Mitleid mit Dir gehabt und Dir Alles gesagt. Aber, *verlangen* – das muß ich sagen – ich gebe keine Auskunft, die man mir *abverlangt*, und um Dir zu zeigen, daß ich es nicht thue, werde ich jetzt gehen und mich in mein Zimmer einschließen. Also, lieber Freund, Du wirst mich

heute und auch morgen nicht zu sehen bekommen, wenn Du nicht vernünftiger und artiger wirst. Leb' wohl, Georg – *à revoir*; aber nur unter der Bedingung, daß Du Dich benimmst, wie es einem Gentleman gebührt.

»Ein Yankeeschiff und Yankeeleute,
Und wer mit ihnen strebt.
Die werden nicht des Feindes Beute &..«

Und diesen Vers weiter trällernd, hüpfte sie zwischhen den Blumenbeeten hindurch, erreichte die Veranda und verschwand in der Thür.

Gekränkt und in meiner Erwartung bitter getäuscht, stand ich wie angewurzelt, und wußte kaum, nach welcher Richtung ich mich hinwenden sollte.

ZWANZIGSTES KAPITEL. DIE FREIWILLIGEN.

Meine Schwester hielt Wort. Ich bekam sie an diesem Tage nicht mehr, und am nächstfolgenden erst Mittags zu sehen. Dann trat sie in vollständigem Reitcostüm aus ihrem Zimmer, gab Befehl, Weißfuchs zu satteln, saß auf und ritt allein fort.

Ich fühlte, daß ich über diesen eigenwilligen Geist keine Macht hatte. Es war vergeblich, ihn im Zaume halten zu wollen. Sie erkannte die brüderliche Autorität nicht an – sie war ihre eigene Herrin, und augenscheinlich entschlossen, ihren eigenen Willen zu haben.

Nach der gestrigen Unterredung fühlte ich keine Neigung, mich wieder einzuschließen. Sie kannte mein Geheimniß, und da sie dies kannte, so stand zu erwarten,

daß jeder meiner Rathschläge als ein unbefugter aufgenommen werden würde. Deßhalb beschloß ich, damit zu warten, bis vielleicht eine Krise käme, welche ihnen mehr Gewicht gäbe.

Mehrere Tage lang dauerte diese Kälte zwischen uns fort. Meine Mutter wunderte sich oft darüber, erhielt aber keine Erklärung. Ich bildete mir sogar ein, daß selbst *ihre* Zuneigung zu mir nicht mehr so zärtlich sei, als sie sonst zu sein pflegte.

Vielleicht that ich ihr Unrecht.

Sie war ein wenig unwillig auf mich wegen des Duells mit Ringzold, von welchem die erste Nachricht sie sehr bekümmert gemacht hatte. Bei meiner Rückkehr hatte ich Vorwürfe von ihr darüber anhören müssen, denn man glaubte, ich allein hätte die Sache auf eine sehr tadelnswerthe Weise gesucht.

Warum hätte ich mich so unfreundlich gegen Arens Ringzold gezeigt? fragte sie. Um Nichts weiter, als um einer elenden Indianerin willen? Was ginge es mich an, was von diesem Mädchen gesprochen worden sei? Wahrscheinlich habe man von ihr nicht mehr gesagt, als die Wahrheit. Ich hätte mich klüger benehmen sollen.

Ich gewahrte, daß meine Mutter von den meisten der wesentlichen Punkte in Kenntniß gesetzt worden, welche mit der Sache zusammenhingen. Von einem jedoch wußte sie Nichts, Sie wußte nicht, wer die »elende Indianerin« war. Sie hatte den Namen Maümee's nicht gehört. Da ich wußte, daß sie diesen nicht kannte, so hörte ich die verleumderischen Bemerkungen mit mehr Ruhe an.

Dennoch aber ward ich in einige Aufregung versetzt und stand mehr als ein Mal auf dem Punkte, ihr die wahre Ursache zu erklären, weißhalb ich Ringzold zur Rechenschaft gezogen. Aus gewissen Gründen enthielt ich mich jedoch. Meine Mutter würde mir überdies auch nicht geglaubt haben.

Was Ringzold selbst betraf, so erfuhr ich, daß in seinen Verhältnissen kürzlich eine bedeutende Aenderung stattgefunden hatte. Sein Vater war gestorben, und zwar in einem Ausbruche von Wuth, während er im Begriffe war, einen seiner Sclaven zu züchtigen. Ein Blutgefäß war gesprungen, und er war, wie von der Hand Gottes getroffen, todt zur Erde niedergestürzt.

Arens, der einzige Sohn, war nun Herr seines großen, übel erworbenen Reichthums, einer Pflanzung mit über dreihundert Negern, und man sagte, daß dies ihn nur geiziger gemacht habe, als er je gewesen war.

Sein Ziel war dasselbe, wie das des ältern Ringzold gewesen war – Beherrsch der aller Menschen und Dinge zu werden, die ihn umgaben – ein großartiger Gelddespota. Der Sohn war ein würdiger Nachfolger des Vaters.

Er hatte eine Weile den Kranken gespielt, den Arm in der Binde getragen und sich, wie die Leute sagten, nicht wenig darauf eingebildet, ein Duell gehabt zu haben. Die, welche wußten, wie diese Sache abgelaufen war, meinten, er habe eben keinen Grund gehabt, darauf stolz zu sein.

Wie es schien, hatte die Feindseligkeit zwischen ihm und mir in seinen Beziehungen zu unserer Familie keine

Aenderung zur Folge gehabt. Ich hörte, daß er in unserem Hause ein steter Gast gewesen, und die Welt hielt ihn immer noch für Virginia's erklärten Bewerber.

Ueberdies war er, seitdem er Reichthum und Ansehen geerbt, mehr als je in der Gunst meiner ehrgeizigen Mutter gestiegen.

Alles Dies erfuhr ich mit durchaus nicht freudigen Empfindungen.

Die alte Heimath schien ganz verändert zu sein. Es herrschte nicht mehr dieselbe warme Zuneigung, wie früher. Ich vermißte meinen gütigen, edeln Vater. Meine Mutter zeigte sich dann und wann kalt und förmlich, als ob sie mich für ungehorsam hielte. Mein Onkel war ihr Bruder und ihr in allen Dingen ähnlich; selbst meine zärtliche Schwester schien für den Augenblick entfremdet zu sein.

Ich begann mich in meinem eigenen Hause fremd zu fühlen und blieb deßwegen so wenig alle möglich daheim. Den größten Theil des Tages war ich auswärts, und Gallagher begleitete mich.

Natürlich blieb mein Freund während unseres Verweilens an dem Suwanee unser Gast. Unsere Zeit ward größtentheils durch die Verrichtungen in Anspruch genommen, um deren willen wir hierher geschickt worden, theils auch durch die Jagd. An Hirschen und Füchsen gab es Ueberfluß; aber die Jagd machte mir nicht mehr das Vergnügen, wie früher. Auch mein Begleiter, ein so großer Jagdliebhaber er war, schien nicht das Vergnügen daran zu finden, welches er davon erwartet hatte.

Unsere militairischen Pflichten waren keineswegs sehr anstrengend und gewöhnlich schon Vormittags beendet. Unser Auftrag war nicht sowohl, Freiwillige anzuwerben, als vielmehr die Organisation der bereits Angeworbenen zu überwachen und sie für den Dienst einzuüben. Ein Corps war in seiner Formation schon ziemlich weit gediehen; es hatte seine eigenen Offiziere gewählt und auch die Mehrzahl der Gemeinen angeworben. Unser Amt war, sie zu mustern, zu instruiren und zu beaufsichtigen.

Die kleine Kirche, ziemlich in der Mitte der Niederlassung, war das Hauptquartier des Corps, und hier wurden die täglichen Exercitien vorgenommen.

Die Leute gehörten größtentheils der ärmeren Classe von weißen Ansiedlern an. Es waren kleine Pächter und Squatter, die längs des Sumpfrandes wohnten und sich theils durch ihre Art, theils durch den Gebrauch ihrer Kugelbüchsen den Lebensunterhalt erwarben, den ihre landwirthschaftliche Industrie ihnen nicht vollständig zu gewähren vermochte.

Der alte Jäger Hickman befand sich mit unter der Zahl, und – was mich gerade nicht sehr überraschte – ich fand die würdigen Männer Spence und Williams auch mit unter dem Corps.

Ich beschloß, diese Vagabunden scharf im Auge und von mir vorsichtig entfernt zu halten.

Viele der Gemeinen waren auch Leute von höherem Stande, denn die gemeinsame Gefahr hatte alle Klassen in's Feld gerufen.

Die Offiziere waren gewöhnlich reiche, angesehene Pflanzer, obschon es unter ihnen Einige gab, die in Folge des demokratischen Einflusses bei den Wahlen ich eben nicht dazu eigneten, Epauletten zu tragen.

Viele dieser Herren führten einen weit höheren Titel, als Gallagher oder ich. Obersten und Majore schienen fast eben so zahlreich zu sein, wie Gemeine. Trotzdem aber waren sie damit einverstanden, daß wir Autorität über sie ausübten. In wirklichen Kriegszeiten ist es überhaupt nichts Ungewöhnliches, daß ein Lieutenant oder der geringste Subaltern das Commando über einen Obersten der Miliz oder der Freiwilligen erhält.

Hier und da befand sich irgend eine Persönlichkeit darunter, die vielleicht früher einmal einen Cursus auf der Militairakademie in West-Point bestanden, oder einen vierwöchentlichen Feldzug in den Kriegen gegen die Greeks unter dem »alten Hickory« mitgemacht hatte. Diese betrachteten sich als in die Kriegskunst eingeweiht, und zeigten sich nicht sehr fügsam, so daß es zuweilen der ganzen Festigkeit Gallagher's bedurfte, um sie zu überzeugen, daß er der Obercommandant von Suwanee war.

Der Ruf der tollkühnen Tapferkeit meines Freundes, welcher ihm vorangegangen, trug eben so viel dazu bei, seine Autorität zu befestigen, als die Instruction, die er aus dem Hauptquartiere mitgebracht. Im Ganzen genommen kamen wir ziemlich gut mit diesen Herren aus, von welchen die meisten sich sehr eifrig zeigten, den Dienst

zu lernen, und sich willig in alle unsere Weisungen fügten.

An Champagner, Branntwein und Cigarren war kein Mangel. Die benachbarten Pflanzer waren gastfrei, und hätten mein Freund und ich Lust zur Ausschweifung gehabt, so hätten wir, um dieser zu fröhnen, gar kein besseres Quartier haben können.

Dazu aber war Keiner von uns geneigt und unsere Mäßigung verschaffte uns ohne Zweifel um so höhere Achtung, selbst unter den Säufern, von welchen wir umringt waren.

Unser neues Leben war keineswegs unangenehm, und ohne die unangenehmen Zustände, die sich daheim entwickelt, hätte ich mich für den Augenblick zufrieden und glücklich fühlen können.

Aber daheim – daheim – da saß der Wurm in der Blüthe! Es schien gar nicht mehr meine Heimath zu sein.

VIERTER BAND.

ERSTES KAPITEL. GEHEIMNISSVOLLE VERÄNDERUNG.

Es waren noch nicht viele Tage vergangen, so bemerkte ich eine plötzliche Veränderung in dem Benehmen Gallagher's – nicht gegen mich, oder gegen meine Mutter, sondern in seinem Benehmen gegen Virginien.

Es war an dem Tage, nach dem ich die Unterredung mit ihr gehabt, wo ich dies zuerst bemerkte. Ich gewahrte gleichzeitig, daß ihr Benehmen gegen ihn sich ebenfalls geändert hatte. Die etwas kalte Höflichkeit, welche bis jetzt zwischen ihnen zu bemerken gewesen, schien plötzlich aufgethaut und ihre alte vertraute Freundschaft wieder auf dem alten Fuße hergestellt zu sein.

Sie spielten jetzt und sangen und lachten mit einander, und lasen und schwatzten Unsinn, wie sie sonst zu thun gepflegt.

»Ach,« dachte ich; »es ist leicht für ihn, zu vergessen. Er ist nur ein Freund und kann natürlich nicht die Gefühle eines Bruders haben. Ihm verschlägt es wenig, von welcher Art ihre geheimen Beziehungen sind, oder mit wem sie dergleichen unterhält. Was braucht er sich um ihre Angehörigkeiten zu kümmern? Sie ist gute Gesellschaft, und ihr angenehmes Wesen hat ihn bewogen, nicht länger bei jenem Verdachte zu verweilen, den er eben so gut gehegt haben muß als ich. Auf alle Fälle scheine ich seine Sympathie verloren zu haben, während sie sein Vertrauen und seine Freundschaft wiedergewonnen hat.«

Anfangs erstaunte ich über diese neue Phase in den Beziehungen unseres Familienkreises – später ward ich dadurch verblüfft. Ich war zu stolz und zu pikirt, um Gallagher eine Erklärung abzuverlangen, und da er mir eine solche nicht freiwillig gab, so sah ich mich genöthigt, in Unwissenheit zu verharren.

Ich bemerkte, daß meine Mutter dieses veränderte Benehmen ebenfalls mit Verwunderung betrachtete, aber auch mit einem Gefühle von etwas verschiedener Art – nämlich mit Argwohn.

Den Grund davon konnte ich errathen. Sie glaubte, daß die beiden jungen Leute einander zu lieb gewinnen lernten, und daß – trotzdem, daß er weiter kein Vermögen besaß, als seine Gage – Virginia den kecken Soldaten sich vielleicht zum Manne wünsche.

Natürlich konnte meine Mutter, die im Bezug auf ihre Tochter schon ihre feststehenden Absichten hegte, ein solches Geschick nicht mit ruhigem Auge betrachten. Es war daher ganz natürlich, daß sie das heitere Vertrauen, welches zwischen ihnen entstanden, mit eifersüchtigem Auge überwachte.

Ich hätte mich gefreut, wenn ich den Argwohn meiner Mutter hätte theilen können – ich wäre glücklich gewesen, wenn meine Schwester ihre Neigung wirklich auf meinen Freund gerichtet hätte. Gern hätte ich ihn Bruder nennen wollen. Obschon er kein Vermögen besaß, so würde ich doch gegen ein solches Bündniß durchaus Nichts eingewendet haben.

Aber es fiel mir nie ein, daß zwischen den beiden jungen Leuten etwas Anderes bestünde, als die alte muthwillige Freundschaft, und die handelt nicht auf diese Weise. So weit als Capitain Gallagher in Frage kam, hätte ich meiner Mutter die Versicherung geben können, daß ihre Befürchtungen ungegründet seien. Und dennoch konnten sie einem Fremden, ja fast einem Jeden, außer mir selbst – als Liebende erscheinen. Sie waren den halben Tag und die halbe Nacht beisammen; sie ritten mit einander in die Wälder und waren zuweilen stundenlang abwesend.

Ich bemerkte, daß meinem Kameraden mit jedem Tage weniger an *meiner* Gesellschaft zu liegen schien. Noch sonderbarer war, daß die Jagd ihn nicht mehr amüsirte.

Was seinen Dienst betraf, so vernachlässigte er denselben auf unverantwortliche Weise, und wäre nicht der Lieutenant mit auf dem Platze gewesen, so fürchte ich, daß das Corps sehr schlecht einexercirt worden wäre.

Im Laufe der Zeit schien es mir, als wenn Gallagher allmählig wieder gesetzter und ordentlicher würde. Es war dies besonders der Fall, wenn meine Schwester nicht sichtbar war. Es war aber nicht die Miene, welche er nach unserer Ankunft gezeigt, sondern eine ganz andere.

Allerdings glich sie dem Thun und Wesen eines Mannes, welcher liebt. Er zuckte zusammen, wenn er die Stimme meiner Schwester von draußen hörte; sein Ohr erhaschte jedes Wort von ihr, und aus seinen Augen strahlte Freude, so oft sie in das Zimmer trat. Ein oder

zwei Mal sah ich ihn sie mit einem Ausdrucke betrachten, welcher mehr als Freundschaft verrieth.

Mein alter Argwohn begann wieder zu erwachen. Am Ende liebte er Virginien *doch!*

Allerdings war sie auch schön genug, um Eindruck selbst auf das Herz dieses kieselharten Soldaten zu machen. Gallagher war kein großer Verehrer der Damen im Allgemeinen. Man wußte, daß er niemals Eroberungen auf diesem Gebiete zu machen gesucht – ja, er fühlte sich unbeholfen und befangen in ihrer Gesellschaft. Meine Schwester schien die Einzige zu sein, in deren Gegenwart er geläufig oder unbefangen conversiren konnte. Liebte er wirklich?

Es hätte mich gefreut, zu wissen, daß dem so sei, dafern ich ihn der Erwiderung seiner Leidenschaft hätte versichern können – leider aber stand dies nicht in meiner Macht.

Ich fragte mich im Stillen, ob Virginia jemals an ihn als an einen Liebenden dächte; aber nein – sie konnte nicht – zumal nicht, wenn sie an jenen Mann dachte, welcher –

Und dennoch war ihr Benehmen gegen ihn zuweilen von der Art, daß Jeder, der ihr excentrisches Wesen nicht näher kannte, geglaubt haben würde, sie liebe ihn. Selbst ich ward durch ihr Verhalten mystificirt. Entweder hegte sie ein Gefühl für ihn, welches über dem der bloßen Freundschaft stand, oder sie trug wenigstens ein solches zur Schau. Wenn er sie liebte und sie es wußte, dann war ihr Verhalten im höchsten Grade grausam.

Solchen Gedanken hing ich nach, obschon blos dann, wenn ich mich nicht enthalten konnte, dabei zu verweilen. Sie waren unangenehm, zu Zeiten selbst schmerzlich. Ich lebte in einem Labyrinth des Zweifels und wußte nicht, was ich von Allem denken sollte, was um mich her vorging, bis plötzlich vor meinem Blicke ein neues Kapitel in unserer Familiengeschichte aufgeschlagen ward, welches im Bezug auf Geheimniß alle anderen verdunkelte.

Es ging mir nämlich eine Nachricht zu, welche, wenn sie wahr war, alle diese neu entstandenen Theorieen aus meinen Gedanken verscheuchen mußte. Ich erfuhr nämlich, daß meine Schwester *Arens Ringzold liebte* – mit andern Worten, daß sie seinen Bewerbungen Gehör schenkte.

ZWEITES KAPITEL. MEIN NACHRICHTGEBER.

Ich erfuhr Dies nämlich durch meinen treuen Diener, den Schwarzen Jake. Fast jedes andere Zeugniß würde bei mir keinen Glauben gefunden haben, das seine aber war unwiderleglich. Obschon Neger, besaß er doch einen ziemlichen Scharfblick, während zugleich sein Eifer bewies, daß er Das, was er sagte, auch glaubte. Er hatte Gründe, und führte sie an.

Ich empfing diese seltsame Nachricht auf folgende Weise:

Ich saß an dem Bassin allein mit einem Buche in der Hand, als ich Jake's vertraute Stimme meinen Namen nennen hörte.

»Massa Georg!«

»Was giebt's, Jake?« antwortete ich, ohne meine Augen von dem Buche emporzuheben.

»Ich haben gesucht ganzen Morgen. Massa Georg allein treffen. Ich möchten gern sprechen Etwas mit Massa Georg.«

Der feierliche Ton, der Jake's Stimme sonst nicht eigen war, erweckte meine Aufmerksamkeit. Ich klappte mechanisch mein Buch zu und schaute ihm in's Gesicht. Es war eben so feierlich, wie seine Worte.

»Du wünschest Etwas mit mir zu sprechen, Jake?«

»Ja, Massa, wenn Massa nicht Anderes zu thun haben.«

»O, durchaus nicht, Jake. Sprich nur immer weiter. Laß mich hören, was Du zu sagen hast. – Der arme Kerl,« dachte ich, »er hat auch seine Sorgen. Irgend eine Beschwerde über Viola wird er anbringen wollen. Die verwünschte Kokette quält ihn mit Eifersucht – aber was kann ich thun? Ich kann sie nicht zwingen, ihn zu lieben – nein. Ein einziger Mann kann wohl ein Pferd an's Wasser führen, aber selbst vierzig sind nicht im Stande, dasselbe zum Trinken zu zwingen. Nein, die kleine Kokette wird thun, was sie Lust hat, trotz aller Vorstellungen von meiner Seite. Nun, Jake?«

»Nun, Massa Georg; ich mischen mich nicht gern in Angelegenheiten von Familie – das thun Jake nie nicht; aber Massa sehen, wie Alles schlimm gehen – Alles schlimm!«

»In welcher Beziehung denn?«

»Ah, Massa, junge Lady – junge Lady.«

Sehr höflich von Jake, Viola eine junge Lady zu nennen!

»Du glaubst wohl, sie halte Dich zum Besten?«

»Mehr als Jake, Massa Georg – mehr als Jake.«

»Welch eine gottlose Dirne! Aber vielleicht, Jake, bildest Du Dir diese Dinge blos ein. Hast Du denn Beweise dafür, daß sie untreu geworden sei! Giebt es Jemanden, der ihr vorzugsweise Aufmerksamkeiten erweis't.«

»Ja, Massa, sehr Jemand – noch niemals so sehr, wie jetzt.«

»Ein Weißer?«

»Gott allmächtige, Massa Georg!« rief Jake im Zone der Ueberraschung, »wie reden Massa doch kurios. Freilich sein ein weiße Mann. Nicht anderer als weiße Mann darf aufmerksam sein gegen junge Lady.«

Ich konnte nicht umhin zu lächeln. Jake's eigene Hautfarbe betrachtet, schien er eine sehr hohe Meinung von sich und seiner Geliebten zu haben, wenn er glaubte, daß Keiner von ihrem eigenen Volke sich ihr nähern dürfe. Ich hatte ihn schon ein Mal sich rühmen hören, daß er der einzige Farbige sei, welchem es vergönnt sei, dort zu glänzen. Es war also ein weißer Mann, der ihn elend machte.

»Wer ist es denn, Jake?« fragte ich.

»Ach, Massa, es sein der Teufel Arens Ringzold.«

»Was! Arens Ringzold! – Er hätte sich in Viola verliebt!«

»In Viola! O Gott allmächtige, Massa Georg!« rief der Schwarze und verdrehte die Augen so sehr, daß nur

noch das Weiße davon sichtbar war; »Viola! Gott allmächtige! Jake haben ja nicht sprechen von Viola – gar nicht!«

»Nun, von wem sprichst Du denn?«

»O, Massa, sagen ich nicht: junge Lady? Wer sein das anders als Miß Virginia!«

»Ach, Du meinst meine Schwester! Dummes Zeug, Jake. Das ist eine alte Geschichte. Arens Ringzold hat sich schon seit vielen Jahren um meine Schwester beworben, aber ohne Aussicht auf Erfolg. Da brauchst Du Dir keine Sorge zu machen, lieber Freund. Es ist keine Gefahr vorhanden, daß sie ihn jemals heirathe. Sie hat ihn nicht gern, Jake – ich möchte auch wissen, wer ihn gern hätte oder gern haben könnte – und selbst, wenn sie es thäte, so würde ich es doch nicht zugeben. Doch, es steht Nichts zu befürchten, und Du kannst Dich daher in dieser Beziehung vollkommen beruhigen.«

Meine Worte schienen den Schwarzen nicht zufriedenzustellen. Er stand da und kratzte sich im Kopfe, als ob er mir noch mehr mitzutheilen hätte. Ich wartete, daß er sprechen würde.

»Entschuldigen, Massa Georg; aber da sind Massa Georg in große Irrthum. Ja, es waren eine Zeit, wo Miß Virginia sich Nichts machen aus diese Schlange; aber Zeiten sind anders – Vater – alte Spitzbube – sein gegangen in andere Welt, junge Mann nun reich – große Pflanzer – größter am ganze Fluß – alte Miß, sie laden ihn ein, Miß Virginia besuchen – weil er reich – weil er gute Speculation.«

»Das weiß ich Alles, Jake, Meine Mutter wünschte es von jeher; aber das hat Nichts zu sagen – meine Schwester ist ein wenig eigensinnig und wird ganz gewiß ihren Willen durchsetzen. Es steht nicht zu fürchten, daß sie ihre Einwilligung geben werde, Arens Ringzold zu heirathen.«

»Entschuldigen, Massa Georg, entschuldigen nochmals. Ich sage, Massa sind in Irrthum; Miß Virginia willigen schon fast ein.«

»Aber sage mir, wer hat Dir denn das in den Kopf gesetzt, lieber Jake?«

»Viola, Massa. Die Quadronin sagen mir Alles.«

»Also seid Ihr wieder gute Freunde?«

»Ja, Massa Georg, wir wieder gute Freunde wie sonst. Jake hatten blos Verdacht – Jake hatten Unrecht. Viola gutes Mädchen – treu wie Kugelbüchse. Kein Verdacht mehr gegen sie von Jake – nein, kein Verdacht mehr.«

»Ich freue mich, das zu hören. Aber sage mir, was hat sie denn Dir von Arens Ringzold und meiner Schwester erzählt?«

»Sie sagen mir Alles. Sie sehen Etwas alle Tage.«

»Alle Tage? Es ist ja viele Tage her, seitdem Arens Ringzold das letzte Mal hier gewesen ist.«

»Nein, Massa; da sein Massa wieder in Irrthum. Mr. Arens kommen alle Tage hierher – fast alle Tag.«

»Unsinn; ich habe ihn ja niemals hier gesehen. Ich habe auch Nichts davon gehört, daß er seit meiner Rückkehr von dem Fort hier gewesen sei.«

»Aber er sein doch da gewesen, Massa – ich sehn ihn selbst. Er kommen, wenn Massa nicht da sein. Er kommen, wenn Massa auf Jagd gehen. Jake sehen ihn gestern kommen, wenn Massa Georg und Mr. Gallagher waren fort bei Freiwillige – das sein ganz gewiß.«

»Du setzest mich in Erstaunen.«

»Das sein auch noch nicht Alles, Massa. Viola sagen, Miß Virginia sein jetzt ganz anders, als wie sonst. Er sprechen von Liebe – sie nicht zornig mehr – sie hören ihm zu. O, Massa Georg, Viola denken, sie wird ihm geben Einwilligung in Heirath – das wären schrecklich – sehr, sehr schrecklich!«

»Jake,« sagte ich, »höre mich an. Du wirst in der Nähe des Hauses bleiben, wenn ich abwesend bin. Du wirst Acht geben auf Jeden, der da kommt oder geht, und sobald Arens Ringzold sich zu einem Besuche hier einfindet, kommst Du so schnell als Du reiten kannst zu mir, um es zu melden.«

»Gott Allmächtige, das thun Jake, Massa Georg. O, ich kommen ganz geschwind – wie Blitz vom Himmel!«

Und mit diesem Versprechen verließ mich der Schwarze.

Trotz all' meiner Geneigtheit zum Unglauben konnte ich die mir auf diese Weise mitgetheilte Nachricht nicht

unbeachtet lassen. Ohne Zweifel war etwas Wahres daran. Der Schwarze war zu treu, als daß es ihm hätte einfallen können, mich zu hintergehen, und zu schlau, um sich selbst zu täuschen. Viola hatte sehr gute Gelegenheiten, Alles zu beobachten, was innerhalb unseres Familiencirkels vorging, und welchen Beweggrund konnte sie haben, so Etwas zu ersinnen?

Ueberdies hatte Jake ja Ringzold bei seinen Besuchen auch selbst gesehen – Besuchen, von denen mir jetzt noch kein Mensch Etwas gesagt. Dies bestätigte Alles.

Wa sollte ich daraus machen? Also drei Männer schienen hier als Bewerber aufzutreten – der Häuptling, Gallagher, Arens Ringzold.

»Ist,« fragte ich mich selbst, »Virginie eine elende Kockette geworden, die es mit Keinem verderben will? Kann ihr wirklich an Ringzold Etwas liegen? Nein, es ist nicht möglich!«

Ich konnte mir denken, daß sie Zuneigung für den Soldaten hegte – eine romantische Leidenschaft, für den tapfern, schönen Häuptling, aber für Arens Ringzold – einen eingebildeten Gecken, der nichts Empfehlenswertes hatte als seinen Reichthum – das erschien mir ganz und gar unwahrscheinlich. Natürlich ging der Einfluß von meiner Mutter aus, aber niemals zuvor hatte ich mir einfallen lassen, daß Virginie nachgeben würde. Wenn Viola aber die Wahrheit gesagt, so hatte sie nachgegeben oder stand im Begriff, Dies zu thun.

»O, Mutter Mutter, wie wenig kennst Du den Feind, den Du in Dein Haus aufzunehmen und als Dein Kind zu lieben gedenkst!«

DRITTES KAPITEL. DER ALTE HICKMAN.

Am nächstfolgenden Morgen begab ich mich, wie gewöhnlich, nach dem Rekrutenquartier. Gallagher begleitete mich, weil an diesem Tage die Freiwilligen eingemustert¹ werden sollten und unsere Gegenwart nothwendig war, um ihnen den Eid abzunehmen.

Es war eine ziemlich zahlreiche Schaar beisammen und bildete einen Trupp, dessen Anzahl imponirender war als seine äußere Erscheinung.

Es waren berittene Freiwillige; da aber ein Jeder sein eigener Quartiermeister gewesen war, so waren nicht zwei von ihnen gleichmäßig bewaffnet oder beritten. Fast Alle führten Kugelbüchsen, obschon auch einige Wenige darunter waren, welche die alte Familienmuskele mitgebracht hatten – eine Reliquie aus der Revolutionszeit – und Einige waren blos mit einfachen oder doppelläufigen

¹In den Vereinigten Staaten errichtet ein Corps oder Regiment Freiwilliger sich selbst. Wenn die Zahl vollständig ist und die Offiziere gewählt worden sind und die Regierung ihre Dienste annimmt, werden sowohl Offiziere als Leute »eingemustert« oder mit andern Worten »vereidet«, auf eine festbestimmte Zeit genau unter denselben Bedingungen und Gesetzen wie die regulären Truppen, für denselben Sold, dieselben Rationen u. s. w., zu dienen.

Jagdflinten bewaffnet. Indessen waren diese, mit tüchtigen Rehposten geladen, immer keine verächtliche Waffe in einem Gefechte mit Indianern.

Pistolen gab es von mancherlei Art – von den ungeheuren, mit Messing beschlagenen Reiterpistolen an bis zu den kleinen Taschenpistolen – einfach und doppelläufig – aber keine Revolver, denn bis jetzt war der berühmte Colt¹ noch nicht auf der Bühne des Grenzkrieges erschienen.

Jeder Freiwillige führte sein Messer – einige dolchförmig mit verzierten Griffen, während die größere Zahl lange scharfe Klingen waren, ähnlich denen, welche bei den Fleischern gebräuchlich sind. In den Gürteln vieler staken kleine Beile, eine Nachahmung des indianischen Tomahawks. Diese sollten dem doppelten Zwecke dienen, einen Weg durch das Unterholz zu bahnen oder einem Wilden den Schädel einzuschlagen, je nachdem nun die Gelegenheit sich darbot.

Die Rüststücke bestanden aus Pulverhörnern, Kugeltaschen und Schießtaschen, kurz, der gewöhnlichen Jagdausrüstung des Grenzbewohners oder Jagdfreundes, wenn er auf die Hirschjagd geht.

¹Das zuerst mit Colt's Pistolen bewaffnete Corps war das Regiment der texanischen Tirailleurs. Die erste Erprobung dieser Waffe geschah in dem Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko, in einem Scharmützel mit der Guerrillaschaar des Padre Jaranta. 125 Guerrilleros wurden durch diese so wirksame Waffe in weniger als fünfzehn Minuten kampfunfähig gemacht.

Die Pferde dieses Trupps waren eben so verschieden als die Waffen und Rüststücke – Pferde von dreizehn bis siebzehn Hände hoch.

Man sah hier den hohen, starkgebauten Hengst, das etwas schwerfällige Ackerpferd, den kräftig gebauten Gaul von andalusischer Race,¹ das hagere, abgetriebene »Beest«, welches den halbzerlumpten Squatter auf dem Rücken trug, neben dem prachtvollen arabischen Kriegsrosse, auf dem ein flotter junger Pflanzer saß, der sich darauf sowohl als auf seine sonstige brillante Erscheinung nicht wenig zu Gute that.

Nicht Wenige ritten auch Maulthiere, sowohl von amerikanischer als spanischer Abkunft, und diese sind, wenn sie gut zugeritten sind, obschon sie dem Pferde bei einem Angriffe nicht gleichkommen, doch eben so gut in einem Feldzuge gegen einen indianischen Feind. In Dickichten – durch Gehölz, wo der Boden sumpfig, oder mit Baumstämmen, abgebrochenen Aesten und dergleichen bedeckt ist, geht das Maulthier sicher den Weg, während das Pferd in Gefahr ist, einzusinken oder zu stolpern. Einige der erfahrensten Hinterwaldsjäger geben daher auf der Jagd dem Maulthiere vor dem feurigen Araberrosse den Vorzug.

Bunt auch waren die Trachten des Reitertrupps. Es gab Uniformen oder Halbuniformen, die von einigen der Offiziere getragen wurden – unter den Gemeinen aber waren

¹Das Pferd ward in Florida durch die Spanier eingeführt, daher die Race.

nicht zwei auf ganz ähnliche Weise costümirt: Ueberwürfe von rohem, blauem und wollenem Stoffe, rothe Flannelhemden, Jacken von brauner oder weißer Leinwand – einige von gelbem Nanking, einige von himmelblauer Cottonade, Jagdhemden von gegerbtem Wildleder nebst Moccasins, Stiefeln von Roß- oder Alligatorhaut, mit Einem Worte, jede Gattung von Fußbekleidung, die in den ganzen Vereinigten Staaten anzutreffen ist.

Die Kopftracht war eben so mannichfaltig und phantastisch. Hier waren keine steifen Tschackos zu sehen, sondern Mützen von Thierfellen und Wolle, Filz, Stroh und Palmenblättern, breitkrämpig, auf- oder niedergekrämpft. Einige trugen Fouragiermützen von blauem Tuche, welche ihren Besitzern einen gewissen militairischen Anstrich verliehen.

In einer einzigen Beziehung herrichte unter dem Trupp eine gewisse Uebereinstimmung – Alle waren kampfbegierig und brannten nach einem Kampfe mit den verhaßten Wilden, welche im ganzen Lande solche Räubereien und Gräuel verübten. Wann ging es denn endlich los? dies war die Frage, welche in den Reihen der Freiwilligen fortwährend gethan ward.

Der alte Hickman befand sich mit unter den Rührigsten. Sein Alter und seine Erfahrung hatten ihm durch freie Wahl zu dem Range eines Sergeanten verholfen, und ich hatte viele Gelegenheiten, mich mit ihm zu unterhalten. Der Alligatorjäger war noch mein treuer Freund und den Interessen meiner Familie zugethan. Gerade an diesem Tage war ich zufällig mit ihm allein und er gab

mir einen Beweis von seiner Anhänglichkeit, indem er freiwillig eine Conversation begann, die ich nicht von ihm erwartet hätte. Er begann auf folgende Weise:

»Ich will mich gleich von einem Indianer skalpiren lassen, Lieutenant, wenn ich den Gedanken ertragen kann, daß dieser Kerl Eure Schwester heirathen soll.«

»Meine Schwester? wer denn?« fragte ich mit einiger Ueberraschung. Meinte er Gallagher?

»Nun, wen denn sonst als den Kerl, von dem überall die Rede ist – den niederträchtigen Schlingel Arens Ringzold.«

»Ah, den meint Ihr? Alle Leute sprechen davon, sagt Ihr?«

»Ja wohl – in der ganzen Gegend geht die Rede davon. Ich dürfte nicht an Eurer Stelle sein, Georg Randolph. Eure Schwester – das niedliche Kätzchen – ist das schönste Mädchen weit und breit, und es ärgert mich, daß so ein Kerl sie kriegen soll, der trotz aller seiner Dollars doch nur ein elender Wicht ist. Ich sage Euch, Georg, er wird sie auf ihre ganze Lebenszeit unglücklich machen, das prophezeie ich Euch!«

»Es ist sehr freundlich von Euch, Hickman, daß Ihr mir einen guten Rath geben wollt, aber ich glaube nicht, daß das Ereigniß, welches Ihr fürchtet, jemals zu Stande kommen werde.«

»Aber warum reden denn die Leute davon? Jedermann sagt, daß es geschehen werde. Wenn ich nicht ein alter Freund Eures Vaters wäre, Georg, so würde ich mir nicht

die Freiheit genommen haben, von der Sache zu sprechen. Aber ich war sein Freund, und ich bin auch *Euer* Freund, deßhalb hab' ich von der Sache angefangen. Man spricht viel von den Indianern; aber kein Indianer in ganz Florida ist ein so großer Spitzbube, wie diese Ringzold's, Vater und Sohn, und die ganze Sippschaft. Der Alte hat sich von der Erde gedrückt, und wo er hingekommen ist, das ist keinesfalls schwer zu sagen. Der Teufel hat ihn jetzt in den Klauen und wird ihn hoffentlich jetzt für die Schandthaten züchtigen, die er hier begangen hat. Er wird richtig für die Art und Weise ausgezahlt werden, auf welche er die armen Mischlinge auf der andern Seite des Flusses behandelt hat.«

»Die Powells?«

»Ja – es war das die größte Niederträchtigkeit, die mir in meinem Leben vorgekommen ist.«

»Ihr wißt also, was den armen Leuten begegnete?«

»Ja wohl, weiß ich es – ich kenne das ganze Spiel; es war die unverschämteste Gaunerei, mit der jemals ein Weißer, und zwar ein Weißer, der sich einen Gentleman nannte, sich befaßt hat.«

Hickman begann nun auf meinen Wunsch, mit größerer Genauigkeit, als ich bis jetzt gehört, die Thatsachen zu erzählen, welche sich auf die Beraubung der armen Familie bezogen.

Aus seiner Erzählung ging hervor, daß die Powells nicht freiwillig von der Pflanzung fortgegangen waren, daß im Gegentheil dieser Wegzug für die verlassene Witwe das Peinlichste von Allem gewesen war. Nicht blos

war das Grundstück von großem Werthe – das beste im ganzen Districte – sondern es war für sie auch der Schauplatz eines glücklichen Lebens gewesen – eine Heimath, die ihr durch die Liebe, durch das Andenken an einen liebenden Gatten, durch jedes Band der Herzensneigungen theuer gemacht worden war, und von der sie sich nicht eher getrennt hatte, als bis sie durch den starken Arm des Gesetzes – durch den Stab des Sheriffs davon vertrieben worden war.

Hickman war bei der Abschiedsscene zugegen gewesen und schilderte sie in rauher, aber gefühlvoller Weise. Er erzählte mir von der Trauer, welche die Familie beim Scheiden zu erkennen gegeben, von den entrüsteten Vorwürfen des Sohnes – von den Thränen und Bitten der Mutter und Tochter – wie die verfolgte Witwe Alles geboten hatte, was man ihr noch gelassen – ihr persönliches Eigenthum – selbst die Kleinodien und Juwelen – Andenken, die sie noch von ihrem verstorbenen Gatten besaß, wenn die Schurken sie nur im Besitze des Hauses lassen wollten – der alten Heimath, die ihr durch so viele unter ihrem Dache zugebrachte glückliche Jahre heilig gemacht worden.

Ihre Ansprache aber war vergebens. Der herzlose Verfolger war ohne Mitleid und sie ward hinausgetrieben.

Von allen diesen Dingen sprach der alte Jäger ausführlich und gefühlvoll, denn, obschon ein Mann von etwas gemeiner Ausdrucksweise und rauhem Aeußerem, war er doch ein Mann, dessen Herz von Menschenliebe schlug und der die Ungerechtigkeit haßte.

Er hatte keine Freundschaft für Menschen, die Nichts thaten als Böses, und verabscheute die ganze Sippschaft der Ringzold's.

Seine Erzählung entzündete in mir wieder die Entrüstung, welche ich empfunden, als ich das erste Mal von dieser grausamen That hörte, und meine Sympathie für Oceola, die durch meinen kürzlichen Argwohn unterbrochen worden, ward fast wiederhergestellt, als ich die Geschichte des ihm widerfahrenen Unrechts anhörte.

VIERTES KAPITEL. EIN EILIGER BOTE.

Ich war in Hickman's Begleitung ein wenig von dem großen Haufen hinweggegangen, um mich ungenirt mit ihm unterhalten zu können.

Der alte Jäger wurde in seiner Rede immer wärmer und aus seiner Art und Weise schloß ich, daß er mir noch andere Enthüllungen zu machen habe. Ich glaubte fest an seine Anhänglichkeit an unsere Familie, so wie an seine persönliche Freundschaft gegen mich – und ein oder zwei Mal stand ich im Begriffe, ihm die Gedanken zu offenbaren, welche mich unglücklich machten. An Erfahrung war er ein Weiser, und obschon ein roher und ungebildeter, war er doch vielleicht der allerbeste Rathgeber, den ich finden konnte. Ich kannte Niemanden, der auch nur die Hälfte seiner Weltkenntniß besessen hätte, denn Hickman hatte nicht von jeher unter den Alligatoren gelebt, sondern im Gegentheile verschiedene Phasen des Lebens durchgemacht.

Seiner Hingebung konnte ich unbedingt trauen, und mit derselben Sicherheit mich auf die Hülfsquellen seines Urtheils verlassen.

In dieser Voraussetzung würde ich mich der schweren Geheimnisse, die auf meinem Herzen lasteten – wenigstens einiger derselben – entledigt haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß er schon einige davon wüßte.

Von dem Wiedererscheinen des Gelben Jake war er, wie ich wußte, bereits unterrichtet. Er erklärte, er sei gleich von vorn herein nicht von dem Tode des Mulatten überzeugt gewesen und habe schon lange gehört, daß er noch lebe, aber nicht der Gelbe Jake war es, an den ich dachte, sondern die Anschläge des elenden Arens Ringzold.

Vielelleicht wußte Hickman Etwas von diesen.

Ich bemerkte, daß, wenn sein Name in Verbindung mit dem von Spence und Williams genannt ward, er mir einen seltsamen, bedeutungsvollen Blick zuwarf, als ob er mir von diesem Wichte Etwas zu sagen hätte.

Ich wartete darauf, daß er mir eine Mittheilung machen würde, als der Huftritt eines galoppirenden Pferdes an mein Ohr schlug. Als ich aufblickte, sah ich einen Reiter in gestrecktem Galopp an dem Ufer des Flusses herunter kommen.

Das Pferd war weiß und der Reiter schwarz. Ich erkannte Beide auf den ersten Blick. Jake war der Reiter.

Ich trat unter den Bäumen hervor, damit er mich sehen und nicht weiter nach der Kirche reiten möchte, die ein wenig jenseits stand. Als er näher kam, rief ich ihn an.

Er sah und hörte mich und kam rasch auf die Stelle zugesprengt, wo der alte Jäger und ich bei einander standen. Augenscheinlich hatte er eine Meldung zu machen, die Gegenwart Hickman's aber hielt ihn ab, dies zu thun. Schweigen aber konnte er auch nicht; deßwegen sprang er aus dem Sattel, näherte sich mir und flüsterte mir Etwas in's Ohr. Es war ganz das, was ich zu hören erwartete – Arens Ringzold war in unserm Hause.

»Verdammte Nigger sein da, Massa Georg!« So lautete buchstäblich Jake's gemurmelte Meldung.

Ich nahm die Mittheilung mit einem so großen Anschein von Ruhe auf, als mir möglich war. Ich wünschte nicht, daß Hickman Kenntniß davon haben, oder auch nur Verdacht schöpfen sollte, daß etwas Außerordentliches auf dem Tapete sei. Deßhalb entließ ich den schwarzen Boten sofort und kehrte mit dem Jäger nach der Einhegung in der Nähe der Kirche zurück, wo ich in dem Gezwimmel seiner Kameraden bald von ihm hinwegzukommen wußte.

Bald nachher band ich mein Pferd los, stieg, ohne Jemandem – selbst Gallagher – ein Wort zu sagen, auf und ritt langsam fort.

Ich nahm nicht den geraden Weg, der nach unserer Pflanzung führte, sondern machte einen kurzen Umweg durch einige Waldungen, welche bis an die Kirche heran reichten.

Ich that dies, um den alten Hickman, oder jeden Andern, der die rasche Ankunft des Boten bemerkte, auf-

irre zu führen. Um allen Vermuthungen in dieser Beziehung vorzubeugen, gab ich mir vor den Augen der Neugierigen den Anschein, als hätte ich mich in der Richtung entfernt, welche der eigentlichen geradezu entgegengesetzt war.

Nachdem ich einen kleinen Umweg durch das Gebüsch gemacht, kam ich auf die flussaufwärts führende große Straße. Nun gab ich meinem Pferde die Sporen und gallopirte, als ob Leben und Tod auf dem Spiele ständen. Mein Zweck bei dieser Eile war einfach, das Haus noch Zeit genug zu erreichen, ehe der heimliche Besucher – der willkommene Gast meiner Mutter und Schwester – sich wieder verabschiedete.

So starke Gründe ich auch hatte, diesen Menschen zu hassen, so hegte ich doch keinen blutdürstigen Vorsatz. Es war nicht meine Absicht, Arens Ringzold umzubringen, obschon dies vielleicht die geeignetste Weise gewesen wäre, ein so schädliches und gefährliches Gewürm, wie er war, zu beseitigen. Bei dem, was ich von ihm wußte, und durch Hickman's Erzählung von seiner grausamen Handlungsweise auf's Neue angespornt, hätte ich in diesem Augenblicke ohne Furcht vor Reue ihm das Leben nehmen können.

Obschon ich aber grimmige Entrüstung empfand, so war ich doch weder wahnsinnig noch rücksichtslos. Beweggründe der Klugheit – der gewöhnliche Instinct der Selbsterhaltung – äußerten immer noch ihren Einfluß auf

mich und ich hatte durchaus nicht die Absicht, den letzten Act in der Tragödie von Simson's Leben nachzuahmen.

Das Programm, welches ich mir vorgezeichnet, war von vernünftigerer Art. Meine Absicht war, mich dem Hause zu nähern – wo möglich unbemerkt – aber so auch dem Besuchzimmer – wo ich natürlich Arens Ringzold antreffen mußte. Ich trete plötzlich ein – so dachte ich – sowohl Gast als Wirthinnen sind überrascht – ich verlange eine Erklärung von allen Drei – eine vollständige Aufklärung dieser geheimnißvollen Verwirrung unserer Familienbeziehung, die mich auf so peinliche Weise folterte.

Auge in Auge wollte ich dem Kleeblatte entgegentreten – der Mutter, der Schwester und dem Freier – und alle Drei zu einem Geständnisse zwingen.

»Ja! sagte ich bei mir selbst, indem ich fortwährend die Flanken meines armen Rosses stachelte, »ja – sie sollen bekennen – sie müssen – Eins wie das Andere – oder –«

Mit den ersten Beiden konnte ich die Alternative nicht bestimmen, obschon ein schwarzer Anschlag, auf die Hintansetzung der kindlichen und brüderlichen Liebe gegründet, in meiner Brust lauerte.

Was Ringzold betraf, so war, wenn er sich weigerte, die Wahrheit zu sagen, mein Vorsatz, ihn erst tüchtig durchzupeitschen, dann ihn zur Thür hinauszuwerfen und ihm endlich zu befehlen, niemals wieder das Haus zu betreten, das Haus, dessen Herr ich hinförzt zu sein beschloß.

Was die Etikette betraf, so kam diese hierbei nicht in Frage, denn ich war nicht gesonnen, mich durch Beobachtung zarter Ceremonieen an der Ausführung meiner Pläne hindern zu lassen. Einem Manne gegenüber, welcher mich ermorden gewollt, konnte keine Rohheit am unrechten Orte sein.

FÜNFTES KAPITEL. DAS GESCHENK EINES LIEBENDEN.

Meine Absicht war, wie ich schon gesagt, mich unbemerkt in das Haus zu schleichen. Demzufolge war es nothwendig, bei meiner Annäherung an das Haus die größte Vorsicht zu beobachten.

Zu diesem Zwecke bog ich, als ich mich der Pflanzung näherte, von der Hauptstraße in einen Weg ein, welcher nach der Hinterseite des Hauses führte. Dieser Weg führte mich am dem Hommock, dem Badebassin und dem Orangenhain vorbei, ohne große Gefahr, daß meine Annäherung durch irgend Jemanden bemerkt würde. Die innerhalb der Umzäunungen arbeitenden Sclaven konnten mich sehen; wenn ich vorbeiritt, aber diese waren die Feldarbeiter. Wenn mich nicht einige der Hausdiener zu Gesicht bekamen, so brauchte ich nicht zu fürchten, daß meine Annäherung verrathen würde.

Mein Bote war nicht direct umgekehrt, sondern ich hatte ihm befohlen, an einem bestimmten Platze mich zu erwarten, und an diesem traf ich ihn. Ich befahl ihm, mir zu folgen, und ritt weiter. Nachdem wir die Felder passirt hatten, ritten wir in das dichte Unterholz des Hommock

hinein, wo wir Halt machten und von den Pferden steigen. Von diesem Punkte aus ging ich allein weiter.

So wie der Jäger das Nichts ahnende Wild, oder der Indianer seinen schlafenden Feind beschleicht, näherte ich mich dem Hause, dem Hause meines Vaters, der Heimath meiner Mutter und Schwester. Ein seltsames Beginnen von einem Sohne und Bruder – eine eigenthümliche Situation!

Meine Füße zitterten unter mir, als ich näher kam; meine Kniee schlügen zusammen und meine Brust ward von einem Tumult wilder Gemüthsbewegungen bestürmt. Ein Mal zögerte ich und blieb stehen. Die Aussicht auf dem unangenehmen Auftritt, den ich hervorzurufen im Begriff stand, bewog mich dazu. Mein Entschluß ward schwach und wankend.

Vielelleicht wäre ich auch wirklich umgekehrt – vielleicht hätte ich eine andere Gelegenheit abgewartet, wo ich meinen Zweck mit einer weniger gewaltsamen Entwicklung hätte erreichen können; aber gerade in diesem Augenblicke schlügen Stimmen an mein Ohr, welche die Wirkung äußerten, daß ich in meinem schwankenden Entschlusse dadurch wieder befestigt ward. Die Stimme meiner Schwester ließ sich in lautem, heiterem Gelächter vernehmen.

Noch eine andere Stimme hörte ich – blos eine. Ich erkannte bald die quäkende Discantstimme des verächtlichen Freiers.

Diese Stimmen raubten mir wieder die Besinnung – die Töne verletzten mich, als ob sie absichtlich mich verspotteten.

Wie konnte meine Schwester sich so benehmen – wie konnte sie in Freude schwelgen, während ich von schwarzem Verdachte gefoltert ward!

Auf's Aeußerste gereizt, verbannte ich jeden Gedanken an ehrenwerthes Handeln. Ich beschloß, meine Absicht durchzusetzen, aber erst – den Horcher, den Lauscher zu spielen.

Ich schlich mich näher und hörte deutlicher. Die Sprechenden waren nicht in dem Hause, sondern außerhalb desselben am Rande des Orangenhains.

Leise auftretend und vorsichtig die Zweige auseinander biegend, bald zusammen geduckt, bald aufrecht, gelangte ich unbemerkt bis auf sechs Schritte an den Ort, wo sie standen – nahe genug, um ihre Kleider durch die Blätter schimmern zu sehen und jedes Wort zu hören, welches zwischen ihnen gesprochen ward.

Es waren noch nicht viele gesprochen, so bemerkte ich, daß ich gerade in einem eigenthümlichen Moment, in einer Krisis zur Stelle gekommen war. Der Liebende hatte sich so eben zum Gatten angeboten – hatte vielleicht zum ersten Male ernsthaft seine Erklärung ausgesprochen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es eben dies, was das Gelächter meiner Schwester erweckt hatte.

»Also wirklich, Mr. Ringzold, Sie wünschen mich zu Ihrem Weibe zu machen? Sie meinen das, was Sie gesagt haben, in allem Ernste?«

»O, Miß Randolph, spotten Sie nicht meiner. Sie wissen, seit wie vielen Jahren schon Ihnen mein Herz gehört.«

»Nein, das weiß ich nicht. Wie sollte ich das wissen?«

»Durch meine Worte. Hab' ich es Ihnen nicht hundert Mal gesagt?«

»Worte! Worte sind in einer Sache dieser Art von geringem Werthe für mich. Dutzende haben eben so wie Sie zu mir gesprochen, während Sie, wie ich glaube, sich im Grunde genommen sehr wenig aus mir machten. Die Zunge schwatzt viel, Mr. Arens.«

»Aber meine Thaten beweisen, daß ich es aufrichtig meine. Ich habe Ihnen meine Hand und mein Vermögen angeboten – ist das nicht ein hinreichender Beweis davon?«

»Nein, Sie einfältiger Mensch; das ich er durchaus nicht. Wenn ich auch Ihr Weib würde, so würde Ihr Vermögen immer noch Ihr Eigenthum bleiben. Ueberdies habe ich selbst ein wenig Vermögen und dieses würde dann *Ihrer Controle* anheimfallen. Sie sehen also, daß der Vortheil ganz entschieden zu Ihren Gunsten sein würde. Ha, ha, ha!«

»Nein, Miß Randolph; es würde mir nicht einfallen, Ihr Vermögen controlirten oder darüber disponiren zu wollen, und wenn Sie meine Hand annehmen wollen –«

»Ihre Hand, Sir? Wenn Sie ein Weib gewinnen wollen, so müssen Sie Ihr *Herz* anbieten. Ich verlange Herzen, nicht Hände.«

»Sie wissen schon, daß dieses Ihnen gehört und schon seit langen Jahren gehört hat – die ganze Welt weiß das.«

»Dann müssen Sie es der Welt gesagt haben, und ich muß gestehen, daß mir das durchaus nicht gefällt.«

»Wirklich, Sie sind zu hart mit mir. Sie haben viele Beweise von meiner langen und innigen Bewunderung gesehen. Schon längst würde ich mich erklärt und Sie gebeten haben, mein Weib zu werden –«

»Nun und warum haben Sie es nicht gethan?«

Ringzold zögerte.

»Die Wahrheit zu gestehen, ich war nicht mein eigener Herr. Ich stand unter dem Willen meines Vaters.«

»Wirklich?«

»Dieses Hinderniß besteht nicht mehr. Ich kann jetzt handeln, wie mir beliebt, und, theuerste Miß Randolph, wenn Sie meine Hand annehmen wollen –«

»Immer wieder Ihre Hand! Lassen Sie mich Ihnen sagen, Sir, daß Ihre Hand nicht in dem Rufe steht, die offenste zu sein. Wenn ich sie annähme, so würde ich vielleicht die Erfahrung machen, daß sie mit dem Nadelgilde sehr sparsam umginge; ha! ha! ha!«

»Ich werde von Feinden verleumdet. Ich schwöre Ihnen zu, daß Sie in dieser Beziehung keine Ursache haben sollen, sich über meine Freigebigkeit zu beklagen.«

»Davon bin ich doch nicht so überzeugt, trotz des Schwures, den Sie thun. Versprechungen, welche vor der Heirath gegeben werden, werden nach derselben nur zu oft gebrochen. Ich möchte Ihnen nicht trauen, lieber Freund – wirklich nicht.«

»Aber Sie können mir trauen, ich versichere es Ihnen.«

»Sie können es mir nicht versichern und überdies habe ich bis jetzt noch keinen Beweis von Ihrer Freigebigkeit in der Vergangenheit gehabt. Sie haben mir ja in Ihrem Leben noch niemals ein Geschenk gemacht, Mr. Ringzold – ha! ha! ha!«

»Wenn ich gewußt hätte, daß Sie eins annehmen würden, Miß Randolph, so hätte ich Ihnen mit Freuden Alles gegeben, was ich besitze.«

»Gut, dann will ich Sie einmal auf die Probe stellen. Sie sollen mir ein Geschenk machen.«

»Nennen Sie es – es soll Ihnen werden.«

»O, Sie glauben wahrscheinlich, ich hätte die Absicht, Sie um eine Kleinigkeit zu bitten – ein Pferd, einen Hund oder irgend eine blanke Tändelei. Aber von dieser Art ist es Nichts, das versichere ich.«

»Ich frage nicht darnach, was es ist. Ich habe Ihnen mein ganzes Vermögen angeboten und werde daher auch nicht zögern, Ihnen einen Theil davon zu geben. Nennen Sie nur, was Sie wünschen, und ich werde es Ihnen gern überlassen.«

»Das klingt in der That freigebig. Wohlan denn, Sie haben Etwas, was ich zu besitzen wünsche. Ich möchte Besitzerin dieses Gegenstandes sein und hatte schon die Absicht, Ihnen einen Antrag wegen eines Kaufs desselben zu machen.«

»Was meinen Sie, Miß Randolph?«

»Eine Pflanzung.«

»Eine Pflanzung!«

»Ja wohl. Nicht Ihre eigene, sondern eine, deren Besitzer Sie ebenfalls sind.«

»Ah!«

»Ich meine die, welche früher einer Familie von Mischlingen am Tupelo Creek gehörte. Ihr Vater *kaufte* sie ihnen ab, glaube ich?«

Ih bemerkte den Nachdruck, den sie auf das Wort »kaufte« legte. Ich bemerkte Zögern und einige Verwirrung in der Antwort.

»Ja – ja,« sagte er, »so war es. Aber Sie setzen mich in Erstaunen, Miß Randolph. Warum liegt Ihnen Etwas an dieser Pflanzung, da Sie ja Herrin von *Allem* werden sollen, was ich besitze?«

»Das ist meine Sache; es liegt mir einmal daran. Ich kann viele Gründe dazu haben. Jenes Grundstück ist ein Lieblingsplatz von mir und ich gehe oft dorthin. Bemerken Sie wohl, unsere Pflanzung hier gehört meinem Bruder. Er wird wahrscheinlich nicht sein ganzes Leben lang unvermählt bleiben – und meine Mutter wünscht vielleicht wieder ihre eigene Häuslichkeit zu haben. Doch nein, ich will Ihnen keine Gründe angeben – machen Sie das Geschenk oder nicht – wie Sie wollen.«

»Und wenn ich es thue, werden Sie dann –«

»Wenn Sie Bedingungen stellen, so nehme ich das Geschenk nicht an, selbst wenn Sie mich auf den Knieen darum bätzen. Ha, ha, ha!«

»Nun gut, ich will keine Bedingungen stellen. Wenn Sie die Pflanzung annehmen wollen, so gehört sie Ihnen.«

»Gut – aber das ist noch nicht Alles, Mr. Arens. Sie könnten sich veranlaßt sehen, sie eben so leicht, wie Sie sie gegeben haben, auch wieder zurückzunehmen. Wie soll ich überzeugt sein, daß Sie dies nicht thun werden? Ich muß daher auch die *Besitzurkunden* erhalten.«

»Sie sollen sie haben.«

»Aber wann?«

»Sobald Sie es wünschen – ehe noch eine Stunde vergeht, wenn Sie es haben wollen.«

»Nun gut denn, ich will es haben. Gehen Sie, holen Sie die Papiere. Aber vergessen Sie nicht, Sir, ich gestatte keine *Bedingungen* – *vergessen Sie das nicht.*«

»O,« rief der erfreute Heirathscandidat, »ich stelle keine. Ich habe keine Befürchtungen – ich überlasse Alles Ihnen. In einer Stunde sollen Sie die Urkunden haben; leben Sie wohl.«

Mit diesen Worten entfernte er sich schnell.

Ich ward durch den Inhalt dieses Gespräches und durch die seltsame Beendung desselben so in Erstaunen gesetzt und so überrascht, daß ich mich eine Zeit lang nicht vom Platze bewegen konnte. Erst als Ringzold schon eine ziemliche Strecke weit hinweg war, erlangte ich meine Fassung wieder, und dann wußte ich immer noch nicht, welches Verfahren ich einschlagen – ob ich ihm nachfolgen oder ihn unbehelligt seiner Wege gehen lassen sollte.

Virginia war mittlerweile wieder in das Haus zurückgekehrt. Ich war auf sie noch unwilliger als auf ihn, und

diesem Impulse gehorchend, ließ ich Ringzold ungehindert gehen und folgte meiner Schwester, um ihr sofort eine Erklärung abzuverlangen.

Der Auftritt, welcher demgemäß folgte, war ein etwas stürmischer. Ich traf sie in dem Gesellschaftszimmer bei meiner Mutter. Ich gestattete keine langen Umschweife, ich wollte von keinem Leugnen und keiner Ansprache Etwas wissen, sondern erklärte Beiden offen den Charakter des Mannes, welcher so eben das Haus verlassen – ich bezeichnete ihn offen als den Menschen, der mich zu ermorden gesucht.

»Nun, Virginia! Schwester! Willst Du diesen Mann heirathen?«

»Niemals, Georg, niemals! Es war niemals meine Absicht – niemals!« wiederholte sie mit Nachdruck, indem sie auf das Sopha niedersank und das Gesicht mit den Händen bedeckte.

Meine Mutter war ungläubig – selbst jetzt noch ungläubig!

Ich wollte mich eben auf die nähern Beweise der von mir abgegebenen Erklärung einlassen, als ich meinen Namen laut draußen vor dem Fenster nennen hörte.

Es rief mich Jemand eiligst. Ich eilte hinaus auf die Veranda, um zu fragen, was man begehre.

Vor dem Hause hielt ein Mann zu Pferde in blauer Uniform mit gelben Aufschlägen – ein Dragoner. Es war eine Ordonnanz, ein Bote aus dem Fort. Er war mit Staub bedeckt und sein Pferd triefte von Schweiß und Schaum. Der Zustand sowohl des Rosses als des Reiters

verrieth, daß sie sich mehrere Stunden lang mit der größten Schnelligkeit bewegt hatten.

Der Dragoner überreichte mir ein Papier – eine in aller Eile gekritzte Depesche. Sie war an Gallagher und mich gerichtet. Ich öffnete sie und las:

»Bringen Sie Ihre Leute so schnell als Ihre Pferde sie tragen können, nach Fort King. Der Feind hat uns zahlreich umzingelt; jede Muskete wird gebraucht – verlieren Sie keinen Augenblick.

Clinch.

SECHSTES KAPITEL. DER MARSCH.

Die Depesche verlangte augenblicklichen Gehorsam. Zum Glück war mein Pferd noch gesattelt und in weniger als fünf Minuten hatte ich mich darauf geschwungen und galoppirte nach dem Lager der Freiwilligen. Die Nachricht, welche ich brachte, erweckte unter diesen, kampfbegierigen Kriegern eine freudige Aufregung, die sich durch ein wildes Hurrah zu erkennen gab.

Der Enthusiasmus vertrat die Stelle der Disciplin und in weniger als einer Stunde war das Corps vollständig gerüstet und marschfertig.

Es war keine Ursache zu weiterem Zögern vorhanden. Der Befehl zum Abmarsch ward gegeben, das Horn schmetterte »vorwärts«, und die Schwadron, machte sich zwei Mann hoch in einer langen etwas unregelmäßigen Linie auf den Weg nach Fort King.

Ich galoppirte noch einmal nach Hause, um Lebewohl zu sagen. Es war ein eiliger Abschied – weniger freudig

als mein letzter – aber ich ritt zufriedener davon, denn ich wußte, daß meine Schwester nun gewarnt und daß keine Gefahr eines Bündnisses mit Arens Ringzold vorhanden war.

Der Dragoner, welcher die Depesche überbracht hatte, ritt mit der Schwadron zurück. Unterwegs theilte er uns die Neuigkeiten aus dem Lager und die in dem Fort umlaufenden Gerüchte mit.

Viele Ereignisse hatten stattgefunden, von welchen wir Nichts gehört hatten. Die Indianer hatten ihre Ortschaften verlassen und ihre Weiber, Kinder, Thiere und sonstigen Habseligkeiten mitgenommen. Einige ihrer Dörfer hatten sie selbst angezündet, um den »bleichen Gesichtern« Nichts zur Zerstörung übrig zu lassen. Es bewies dies den Entschluß, einen allgemeinen Krieg zu beginnen, wenn es nämlich noch an andern Beweisen von diesem Vorsatze gefehlt hätte. Wohin sie gezogen waren, dies waren selbst unsere Spione nicht im Stande gewesen ausfindig zu machen. Einige glaubten, sie wären weiter südlich nach einem entfernten Theile der Halbinsel gezogen. Andere meinten, sie hätten sich in den großen Sumpf geworfen, welcher sich um die Quellen des Amazura viele Meilen weit herumzieht und als der »Wald von Ouihlacoochee« bekannt ist.

Diese letztere Muthmaßung war die wahrscheinlichere, obschon die Indianer ihren Abzug so heimlich und geschickt bewirkt hatten, daß auch nicht eine Spur davon zu entdecken war.

Die Spione der befreundeten Indianer – die geübtesten, die man finden konnte – waren dennoch nicht im Stande, ihr Asyl zu entdecken.

Man glaubte, ihre Absicht sei, sich blos auf der Defensive zu halten – das heißt, Raubzüge nach jeder Richtung hin zu unternehmen, welche von den Truppen unbewacht bliebe, und sich dann mit ihrer Beute in die Verschanzungen des Morastes zurückzuziehen. Ihr zeitheriges Verhalten machte diese Voraussetzung ziemlich wahrscheinlich.

In diesem Falle ward der Krieg wahrscheinlich nicht so leicht zu Ende gebracht, oder, mit andern Worten, es fand vielleicht gar kein Krieg statt, sondern eine Reihenfolge von fruchtlosen Märschen und Verfolgungen; denn man wußte recht wohl, daß, wenn es den Indianern nicht beliebte, vor uns im Gefecht Stand zu halten, wir nur wenig Aussicht hätten, sie auf ihrem Rückzuge einzuholen.

Die Truppen fürchteten, daß ihre Gegner sich in das Dickicht werfen würden, wo es dann schwierig, wo nicht ganz unmöglich sein mußte, sie zu finden.

Dieser Zustand der Dinge konnte indessen nicht so fortdauern. Die Indianer konnten nicht fortwährend von Plünderung leben, da ja die Beute mit jedem Tage geringer werden mußte. Für eine bloße Räuberbande waren sie zu zahlreich, obschon unter den Weißen von ihrer Zahl ein sehr unvollkommener Begriff herrschte. Man

schätzte sie von ein- bis auf fünftausend Seelen – mit Einschluß von entlaufenen Negern – und selbst die bestunterrichteten Grenzbewohner konnten blos unsichere Vermuthungen in dieser Beziehung aufstellen. Ich für meine Person glaubte, daß selbst nach dem Abfall der verrätherischen Clans mehr als tausend Krieger da sein müßten, und dies war die Meinung eines Mannes, der sie sehr genau kannte – des alten Jägers Hickman.

Wie sollten aber so viele Menschen mitten in einem Moraste die zu ihrem Unterhalte nöthigen Mittel finden? Waren sie vielleicht vorsichtig gewesen und hatten einen reichlichen Vorrath von Proviant angesammelt?

Nein; diese Frage konnte sofort verneinend beantwortet werden. Es war eine wohlbekannte Sache, daß eher das Gegentheil der Fall war, denn in diesem Jahre hatten die Seminolen nicht einmal ihre gewöhnlichen Vorräthe geerntet. Ihre Auswanderung war schon im Frühling betrieben worden und in Folge der deßhalb vor ihnen liegenden zweifelhaften Aussicht hatten viele Familien nur wenig – manche gar nicht gepflanzt. Die Ernte war daher geringer als in gewöhnlichen Jahren, und vor der ersten Conferenz in Fort King hatten viele Indianer bei den Grenzbewohnern Nahrungsmittel gekauft oder auch gebettelt.

Welche Wahrscheinlichkeit war daher wohl vorhanden, daß sie während eines langen Feldzugs die nöthigen Lebensmittel finden würden?

Sie konnten in ihren Verschanzungen ausgehungert werden – sie mußten herauskommen und entweder Stand im Gefecht halten, oder um Frieden bitten.

So glaubten wenigstens die Leute.

Dieses Thema ward besprochen, während wir uns auf dem Marsche befanden. Es war dies eine sehr wichtige Frage für alle nach Ruhm dürstenden jungen Krieger; denn wenn der Feind dabei beharrte, ein so unrühmliches Kriegssystem zu verfolgen, wo sollten dann die Lorbeern gepflückt werden? Ein Feldzug in dem von pestilenzialischen Ausdünstungen erfüllten Klima der Moräste versprach eher eine reichliche Ernte von Cypressen.

Die Meisten hofften und glaubten daher auch, daß die Indianer bald hungrig werden und auf einem Schlachtfelde Stand halten würden.

In Bezug auf die Möglichkeit, ob sie eine längere Zeit subsistiren könnten, herrschten verschiedene Meinungen. Einige – und dies waren die, welche die Beschaffenheit des Landes am besten kannten – sprachen sich dahin aus, daß es den Indianern wohl möglich sein werde. Der alte Alligatorjäger war derselben Meinung.

»Sie haben,« sagte er, »dort den verwünschten Busch mit den dicken Wurzeln, welchen sie Coonty¹ nennen. Dieser wächs't beinahe im ganzen Sumpfe und an manchen Stellen so dicht, wie das Geröhricht. Diese Wurzel läßt sich sehr gut essen und auch ein Getränk bereitet man aus ihr. Dann haben sie aus noch die Eicheln von der

¹*Smilax pseudo-china*.

Lebenseiche, welche auch gar nicht schlecht schmecken, wenn sie gut in Asche geröstet sind. Von diesen können sie viele tausend Scheffel sammeln. Dann giebt es auch noch den Kohl auf dem Wipfel des großen Palmetto – dieser liefert ihnen Gemüse. Was das Fleisch betrifft, so haben sie Hirsche, Bären – woran es in dem Sumpfe nicht mangelt – und den Alligator, von dem sich einige gute Stücken schneiden lassen – außerdem auch noch Schildkröten, Truthühner, Eichhörnchen, Schlangen und Sandratten. Uebrigens fressen ja diese verbammt Rothhäute Alles, was nur zappelt oder kriecht – vom Regenwurm bis zur Klapperschlange. Glaubt mir, diese Indianer verhungern nicht so leicht als Ihr glaubt, und so lange es noch irgend Etwas in dem verwünschten Sumpfe zu nagen giebt, ist von Ergebung nicht die Rede.«

Dieses ganz kluge und auf Erfahrung gegründete Raisonnement überzeugte fast Alle, die es hörten. Der verachtete Feind war, wenn es um und um kam, doch vielleicht nicht so hilflos, wie man allgemein glaubte.

Der Marsch der Freiwilligen fand nicht nach streng militairischen Regeln statt. Er ward so begonnen, aber die Offiziere fanden es bald unmöglich, die Taktik durchzuführen. Die Leute, besonders die jüngern, ließen es sich nicht nehmen, dann und wann aus dem Gliede zu fallen und eine Flasche von seltsamer Form hervorzuziehen, und dann und wann galoppirte auch einer in den Wald hinein, in der Hoffnung, einen Schuß auf einen Hirsch oder einen Truthahn zu thun, den er durch die Bäume hindurch erblickt.

Vorstellungen von Seiten der Offiziere erwiesen sich als ganz fruchtlos, und wurden Letztere zornig, so bekamen sie höchstens mürrische Antworten.

Sergeant Hickman war darüber sehr aufgebracht.

»Rekruten und Neulinge!« rief er, »verwünschte Neulinge! Laßt es sie nur so forttreiben! Mich soll gleich der größte Alligator fressen, wenn sie sich nicht nach und nach ganz anders benehmen lernen. Ich wette mein altes Pferd gegen das allerschönste in unserm ganzen Trupp, daß einige dieser Faselhänse skalpirt werden, noch ehe die Sonne untergeht.«

Niemand erbot sich, die Wette des alten Jägers anzunehmen, und dies war ein Glück, denn seine Worte erwiesen sich als prophetisch.

Ein junger Pflanzer, der sich so sicher glaubte, als wenn er durch seine Zuckerfelder ritte, hatte sich aus von der Marschlinie entfernt. Ein Hirsch, den er in der Savanna weiden sah, war für ihn eine zu starke Verlockung, als daß er ihr hätte widerstehen können.

Er war noch nicht fünf Minuten fort – seinen Kameraden kaum aus den Augen entchwunden – als man rasch nach einander zwei Schüsse fallen hörte und im nächsten Augenblicke sein reiterloses Rferd wieder zurückgaloppirt kommen sah.

Die Linie machte Halt und Front nach der Richtung, in welcher die Schüsse gehört worden. Eine kleine Abtheilung rückte vor bis zur Stelle. Man sah keinen Feind und auch keine Spur von einem solchen, mit Ausnahme der, welche in der Leiche des jungen Pflanzers bestand, der

von zwei Kugeln durchbohrt gerade noch so da lag, wie er aus dem Sattel gefallen war.

Es war eine Lehre – obschon eine etwas unangenehme für seine Kameraden, und es wurden von nun an weiter keine Versuche, einen Hirsch zu erlegen, gemacht. Der Gefallene ward auf der Stelle begraben, wo er lag. Der Trupp formirte sich regelmäßiger und geschlossener – die Mahnungen der Offiziere fanden jetzt mehr Gehör – und wir setzten unsren Marsch, ohne weiter molestirt zu werden, fort, so daß wir noch vor Sonnenuntergang uns innerhalb der Pallisaden des Forts befanden.

SIEBENTES KAPITEL. EIN SCHLAG AUF DEN KOPF.

Mit Ausnahme des Andenkens an eine einzige kurze Stunde hatte Fort King für mich keine angenehmen Erinnerungen. Es waren in meiner Abwesenheit einige neue Offiziere angekommen, von welchen aber keiner meines Umganges würdig war, Sie machten das Quartier nur voller und die Bequemlichkeit nur schwieriger zu erlangen. Der Garkoch und die Spielgauner wurden schnell reich, und schienen in Gemeinschaft mit dem Quartiermeister, dem Commissar¹ und dem Fleischlieferanten die einzigen Leute am Orte zu sein, die Etwas vor sich brachten.

¹In der Armee der Vereinigten Staaten sind diese beiden Posten ganz verschieden. Ein Commissar sorgt blos für den »innern Menschen«; die Pflicht des Quartiermeisters dagegen ist, für Obdach, Kleidung und Waffen zu sorgen. Eine sehr weise Bestimmung.

Der Stutzer war immer noch Adjutant und so stolz herausgeputzt wie je. Ich hatte aber fast aufgehört, an ihn zu denken.

Es dauerte nicht lange, so ward ich zum Dienst beordert, fast im Augenblicke meiner Ankunft – und der Dienst war wie gewöhnlich von unangenehmer Art.

Ehe ich noch Zeit hatte, nach dem langen Ritte einen Augenblick auszuruhen – ja, noch ehe ich mir den Straßenstaub abwaschen konnte, ward ich in das Quartier des Obercommandanten gerufen.

Was konnte er in solcher Eile von mir wollen? War es wegen der Duelle? Sollten diese alten Rechnungen ausgeglichen werden?

Nicht ohne gewisse Befürchtungen verfügte ich mich zu dem General.

Es war jedoch, wie sich ergab, von der Vergangenheit keine Rede, obschon ich, als ich erfuhr, welche Dienstleistung ich übernehmen sollte, halb bedauerte, daß nicht ein Verweis der Zweck meiner Berufung war.

Ich fand den Agenten bei dem Obercommandanten. Sie wollten eine abermalige Unterredung mit Omatla und dem »Schwarzen Dreck« halten. Mich bedurfte man blos als Dolmetscher. Der Zweck dieser abermaligen Unterredung mit den Häuptlingen ward mir aus Dem klar, was der Agent und der General mit einander sprachen. Es galt den Plan zu einem gemeinschaftlichen Handeln von Seiten der Truppen und der befreundeten Indianer, welche uns als Bundesgenossen gegen ihre eigenen Landsleute dienen sollten, welche Letztern – wie man jetzt gewiß

wußte – in bedeutender Anzahl in dem Walde von Ouithlacoochee versammelt waren. Ihre eigentliche Position war noch unbekannt, aber man hoffte, diese mit Hilfe der befreundeten Häuptlinge und ihrer Spione zu entdecken, welche fortwährend auf den Beinen waren.

Die Zusammenkunft war schon verabredet. Die Häuptlinge – welche, wie schon erwähnt worden, sich nach dem Fort Brooke begeben hatten und dort unter dem Schutze der Garnison lebten – sollten eine heimliche Reise machen und den Agenten und General an einer bestimmten Stelle treffen – an der alten Stelle, dem Hommock bei dem kleinen See.

Die Zusammenkunft war für die nächste Nacht festgesetzt – sobald es finster genug sein würde, die Annäherung sowohl der Verführer als der Verräther zu decken.

Es war fast in dem Augenblicke, wo die Sonne unterging, schon finster genug, denn der Mond stand im dritten Viertel und ging erst nach Sonnenuntergang auf.

Kurz nach Einbruch der Dämmerung gingen daher wir drei – der General, der Agent und der Dolmetscher – nach dem bezeichneten Orte, gerade wie wir bei einer früheren Gelegenheit gethan.

Die Häuptlinge waren noch nicht da, und dies verursachte einige Ueberraschung. Bei der bekannten Pünktlichkeit, mit der ein Indianer einer Verabredung nachzukommen pflegt, erwartete man, daß sie schon da sein würden, denn die bestimmte Stunde war vorüber.

»Was kann sie nur zurückgehalten haben?« fragten der Commissar und der General.

Schon im nächsten Augenblicke erfolgte die Antwort. Sie kam aus der Ferne und in eigenthümlichem Tone, aber es konnte keine andere als eine Antwort auf die Frage sein – so muthmaßten meine beiden Begleiter.

Von der Nachtruft getragen, schlug das Getöse eines Kampfes an unser Ohr – der Knall von Büchsen und Pistolen, und deutlich durch Alles hindurch das grollende *Yo-ho-ehee!*

Das Getöse war fern – weit im Walde drin, aber es war deutlich genug, um zu der Voraussetzung zu berechtigen, daß dort ein Kampf auf Leben und Tod stattfand.

Es konnte kein blinder Lärm sein, um die Soldaten aus dem Fort zu locken, oder die Schildwachen auf ihrem Posten zu schrecken. Es lag in diesem wilden, gellenden Geschrei ein Ernst, welcher den Zuhörer überzeugte, daß Menschenblut vergossen ward.

Meine Begleiter stellten allerhand Vermuthungen auf. Ich sah, daß Keiner von Beiden einen sonderlich hohen Grad von Muth besaß, denn dieser ist nicht nothwendig, um General zu werden. Während meiner Kriegserfahrung habe ich mehr als Einen gesehen, der sich hinter einem Baum oder hinter einer Mauer versteckte. Einen sogar, welcher später zum Häuptlinge von zwanzig Millionen Menschen gewählt ward, sah ich in einem Graben herumschleichen, um sich vor den Kugeln zu decken, während seine verlassene Brigade eine halbe Meile von ihm entfernt sich tapfer unter der Führung eines Unterbefehlshabers schlug.

Doch warum spreche ich hier von diesen Dingen? Die Welt wimmelt von dergleichen Helden.

»Sie sind es, so wahr ich lebe!« rief der Commissar.

»Man hat ihnen aufgelauert. Sie sind von den Andern überfallen worden – daran ist der Halunke, der Powell, schuld.«

»Das ist sehr wahrscheinlich,« entgegnete der Andere, der etwas größere Fassung zu besitzen schien und kaltblütiger sprach. »Ja, es muß so sein. Es liegen keine Truppen in dieser Richtung auch wohnen dort keine Weißen – kein Mann. Es muß daher ein Zusammenstoß unter den Indianern selbst sein, und was könnte es anders sein als ein Angriff auf die befreundeten Häuptlinge? Sie haben Recht, Thompson; es ist, wie Sie sagen.«

»Wenn aber dem so ist, General, so kann es weiter Nichts nützen, wenn wir hier bleiben. Wenn sie Omatla aufgelauert haben, so bilden sie natürlich die Mehrzahl, und er muß fallen. Wir brauchen ihn daher nicht erst lange zu erwarten.«

»Nein, er wird wahrscheinlich nicht kommen, weder er noch Lusta. Wie Sie sagen, es kann Nichts nützen, wenn wir länger hier bleiben. Ich glaube, wir können eben so gut nach dem Fort zurückkehren.«

Es ward noch einen Augenblick gezögert, und es schien mir, als ob beide Generale bei sich selbst überlegten, ob es wohl *schicklich* wäre, wenn sie so der Absicht und dem Zwecke, weßhalb sie hierher gekommen waren, selbst entsagten.

»Wenn sie nun aber doch noch kämen –« fuhr der Agent fort.

»General,« sagte ich, indem ich mir die Freiheit nahm, ihn zu unterbrechen, »wenn Sie es wünschen, so will ich eine Weile hier bleiben und sehen, ob Jemand kommt. Wenn die Häuptlinge wirklich noch kämen,« setzte ich hinzu, »so kann ich ja schnell nach dem Fort zurückeilen und Sie benachrichtigen.«

Ich hätte keinen Vorschlag machen können, welcher den Beiden angenehmer gewesen wäre. Er ward sofort angenommen, und die beiden Helden begaben sich hinweg, während sie mich mir selbst überließen.

Es dauerte nicht lange, so hatte ich Ursache, meine großmuthige Voreiligkeit zu bereuen. Der General und der Agent konnten kaum das Fort erreicht haben, als das Getöse des Kampfes plötzlich schwieg und ich das *Cahaqueene* – das Triumphgeschrei der Seminolen, hörte.

Ich horchte noch auf diese wilden Töne, als ein halbes Dutzend Männer – Kerls von dunkler Farbe – aus dem Gebüsche herausgestürzt kamen und mich umzingelten.

Trotz des geringen Lichts, welches die Sterne gewährten, konnte ich blitzende Mingen, Musketen, Pistolen und Tomahawks sehen. Die Waffen waren meinen Augen zu nahe, um für die Feuerfliegen gehalten zu werden, welche mir bis jetzt um den Kopf herum geflogen waren. Ueberdies schlug auch das Klinnen von Stahl an mein Ohr.

Meine Angreifer stießen kein Geschrei aus, vielleicht weil sie dem Fort zu nahe waren, und mein eigenes Rufen ward bald durch einen Schlag unterdrückt, welcher mich

zur Erde niederwarf und mich sowohl des Bewußtseins als der Sprache beraubte.

ACHTES KAPITEL. EIN INDIANISCHER HENKER.

Nach langer Zeit kam ich wieder zur Besinnung. Ich bemerkte, daß die Indianer mich immer noch umgaben, aber nicht mehr in der drohenden Haltung, in welcher ich sie gesehen, ehe ich durch den Schlag niedergeworfen ward; im Gegentheile schienen sie mir mit Freundlichkeit zu begegnen. Einer von ihnen hielt mir den Kopf auf seinem Knie, während ein Anderer sich bemühte, das Blut zu stillen, welches aus einer Wunde an meinen Schläfen herabbrann. Die Andern standen rund umher, sahen mich mit theilnehmenden Blicken an und schienen sich für mein Wiederaufleben zu interessiren. Dieses Benehmen war für mich überraschend, denn ich hatte keinen andern Gedanken als daß sie die Absicht gehabt hätten, mich zu tödten. Als ich unter dem Streiche des Tomahawk niedersank, waren mir die Sinne vergangen und mein letzter Gedanke der gewesen, daß ich wirklich schon todt sei.

Ein solcher Gedanke ist nicht? Ungewöhnliches bei Deinen, welche ein Schlag plötzlich des Bewußtseins beraubt hat.

Meine Ueberraschung war von angenehmer Art. Ich fühlte, daß ich noch lebte – daß ich nur wenig verletzt war, und daß ich von den Leuten, welche mich umgaben, wahrscheinlich keine weitere Verwundung zu fürchten hätte.

Sie sprachen leise mit einander über die Beschaffenheit meiner Wunde, und schienen sich zu freuen, daß sie mich nicht getötet hatten.

»Wir haben Euer Blut vergossen, aber es ist nicht gefährlich,« sagte der Eine, indem er mich in seiner Sprache anredete. »Ich war es, der den Streich führte. *Hulwak!* es war finster, Freund der »Aufgehenden Sonne«, wir kannten Euch nicht. Wir glaubten, Ihr wäret der *Yatikaclucco*.¹ Sein Blut war es, welches wir zu vergießen beabsichtigten. Wir erwarteten, ihn hier zu finden. Er ist auch hier gewesen. Wo ist er hin?«

Ich zeigte nach dem Fort.

»*Hulwak!*« riefen Mehrere gleichzeitig und in einem Tone, welcher getäuschte Erwartung verrieth. Dann wendeten sie sich auf die Seite und unterredeten sich wieder leise mit einander.

»Fürchtet Nichts,« sagte der erste Sprecher, in dem er sich wieder vor mich stellte. »Freund der »Aufgehenden Sonne!« Wir werden Euch nichts mehr zu Leide thun, aber Ihr müßt mit uns zu den Häuptlingen gehen. Sie sind nicht weit von hier. Kommt!«

Ich war wieder auf den Füßen und hätte durch eine verzweifelte Anstrengung vielleicht entrinnen können. Ein solcher Versuch hätte mir aber leicht eine zweite Verwundung, vielleicht das Leben kosten können.

Ueberdies beruhigte mich die Artigkeit der Indianer sofort. Mochten sie mich führen, wohin sie wollten, so

¹Der »große Sprecher« – der Commissar.

fühlte ich, daß ich Nichts von ihnen zu fürchten hatte, und ohne Zögern verstand ich mich dazu, sie zu begleiten.

Die Indianer stellten sich in eine Reihe, nach Indianerart blos ein Mann hoch, wiesen mir meinen Platz in der Mitte an und machten sich sofort auf den Weg durch die Wälder.

Eine Zeit lang gingen wir rasch, denn der Weg, welchen der Anführer einschlug, war selbst in der Finsterniß von Denen, welche dicht hinterdrein folgten, leicht zu finden.

Ich bemerkte, daß wir uns nach der Richtung hin bewegten, von welcher das Kampfgetöse hergekommen war, welches aber jetzt schon längst aufgehört hatte, in der Luft zu vibriren. Von welcher Art der Kampf auch gewesen sein mußte, so war er nun augenscheinlich zum Schlusse gebracht, und selbst die Sieger ließen nicht mehr ihr furchtbares *Caha-queene* hören.

Wir hatten ungefähr eine halbe englische Meile zurückgelegt, als der Mond aufging. Da zugleich das Gehölz lichter ward, so konnte ich meine Gebieter deutlicher sehen. Ich erkannte die Züge Eines oder Zweier von ihnen, weil ich sie früher bei der Conferenz gesehen. Es waren Krieger von dem Stämme der Micosaucs, die Anhänger von Oceola. Hieraus schloß ich, daß er einer der Häuptlinge sei, welchen ich vorgeführt werden sollte.

Meine Vermuthung erwies sich als richtig.

Wir waren noch nicht viel weiter gekommen, als der Weg in eine Klärung hineinführte, in deren Mitte eine

große Anzahl Indianer, zusammengenommen gegen hundert, beisammen standen. Ein wenig getrennt von dieser stand eine zweite Gruppe – die Häuptlinge und die vornehmsten Krieger. In ihrer Mitte bemerkte ich Oceola.

Der Platz bot ein eigenthümliches und blutiges Schauspiel dar. Todte Körper lagen mit noch frischen und blutenden Wunden bedeckt umher. Einige der Todten lagen auf dem Rücken, und ihre offenen Augen stierten entsetzlich den Mond an. Das Skalpiermesser hatte sein Werk verrichtet, und der weiße Flecken auf dem Wirbel mit dem karmoisinrothen Rande zeigte, daß die Schädel ihrer zottigen Decke beraubt waren. Viele der Sieger gingen mit den frischen Skalps in den Händen, oder sie auf ihre Musketen gespießt tragend hin und her.

In dem, was ich sah, lag nichts Geheimnißvolles, und ich kannte die Bedeutung desselben recht wohl. Die Gefallenen gehörten den verrätherischen Stämmen an – es waren die Anhänger von Lusta Hajo und Omatla.

Der Verabredung mit dem Commissar gemäß, hatten die Häuptlinge in Begleitung einer ausgewählten Schaar ihrer Leute das Fort Brooke verlassen. Ihre Absicht war den Patrioten bekannt geworden – man hatte ihre Bewegungen überwacht – sie unterwegs überfallen und nach kurzem Kampfe überwältigt. Die Meisten von ihnen waren im Handgemenge gefallen – Einige, unter ihnen der Häuptling Lusta Hajo, waren entronnen, während noch einige Andere – und unter diesen befand sich Omatla selbst – während des Kampfes gefangen genommen worden waren und noch lebten. Sie waren dem Tode blos

entronnen, um ihn auf eine feierlichere Weise zu erleiden.

Ich sah die Gefangenen, wo sie standen, dicht zur Hand und fest an einige Bäume gebunden. Unter ihnen erkannte ich ihren Anführer, durch die Gnade des Commissars Thompson »König der Nation der Seminolen«.

Von seiner Umgebung ward seine Majestät jetzt mit eben nicht großer Ehrfurcht betrachtet. Mancher zum Königsmord Bereite stand in seiner Nähe und würde ihn ohne weitere Umstände umgebracht haben.

Diese Mordlustigen aber wurden durch die Häuptlinge zurückgehalten, welche sich dieser Gewaltthat widersetzen und zu dem Entschlusse gekommen waren, Omatla, den Gesetzen und Gebräuchen ihrer Nation gemäß, erst vor ein Gericht zu stellen.

Als wir an Ort und Stelle ankamen, war das Verhör bereits im Gange. Die Häuptlinge standen im Kreise umher.

Einer von Denen, welche mich gefangen genommen, meldete unsere Ankunft. Ich bemerkte ein Murren der getäuschten Erwartung unter den Häuptlingen bei dieser Meldung. Ich war nicht der Gefangene, den sie erwartet hatten. Man nahm daher auch weiter keine Notiz von mir, und es ward mir freigestellt, umher zu schlendern und den Verhandlungen zuzuhören, senn ich sonst Lust hatte.

Das Gericht verrichtete sein Werk sehr schnell. Omatla's Verrath war zu bekannt, als daß es deßhalb langer Erörterungen bedurft hätte.

Natürlich ward er schuldig befunden und verurtheilt, das Verbrechen mit seinem Leben zu büßen.

Dieses Urtheil ward laut verkündet. Der Verräther mußte sterben.

Es entstand eine Frage – wer sollte sein Henker sein?

Es gab Viele, welche sich freiwillig dazu erboten hätten, denn einen Verräther umzubringen, ist, indianischer Philosophie gemäß, eine ehrenvolle That. Es konnte nicht schwer halten, einen Henker zu finden.

Viele erboten sich auch in der That freiwillig dazu; die Dienste dieser aber wurden von den Häuptlingen abgelehnt. Es war dies eine Sache, welche durch Abstimmung entschieden werden mußte.

Die Abstimmung ward sofort vorgenommen. Alle kannten den Schwur, den Oceola gethan. Seine Anhänger wünschten, daß er ihn halten möchte, und deßhalb ward er einstimmig aussersehen, die That zu vollbringen.

Er nahm den Auftrag an.

Mit dem Messer in der Hand näherte sich Oceola dem Gefangenen, welcher gefesselt dastand; Alle drängten sich herbei, um Zeugen des verhängnißvollen Stoßes zu sein. Von einem seltsamen Impulse getrieben, konnte ich nicht widerstehen und näherte mich mit den Uebrigen. In athemlosem Schweigen standen wir da und erwarteten jeden Augenblick das Messer in das Herz des Verbrechers stoßen zu sehen.

Wir sahen den Arm erheben und den Stoß führen, aber es gab keine Wunde – kein Blut! Die Klinge hatte die Riemenschnitten, mit denen der Gefangene gefesselt war, und Omatla stand jetzt seiner Bande ledig.

Ein mißfälligiges Murmeln ließ sich vernehmen. Was konnte Oceola meinen? War seine Absicht, daß Omatla entrinnen sollte? Der Verräther, den das Gericht – den Alle verdammten!

Bald aber bemerkte man, daß er keine solche Absicht hatte – seine Absicht war eine ganz andere.

»Omatla,« sagte er, indem er seinem Gegner fest in's Gesicht schauete, »Du galtst einst für einen tapfern Mann und wurdest geehrt von Deinem Stamme, von der ganzen Nation der Seminolen. Der weiße Mann hat Dich verdorben – er hat Dich zum Abtrünnigen an Deinem Vaterlande und unserer Sache gemacht. Um deßwillen sollst Du nicht den Tod eines Hundes sterben. Ich will Dich tödten, aber nicht *morden*. Mein Herz empört sich dagegen, einen Mann zu erschlagen, der hilflos und unbewaffnet ist. Es soll ein ehrlicher Kampf sein – zwischen uns, und die Menschen sollen sehen, daß das Recht triumphirt. Gebt ihm seine Waffen wieder! Er mag sich vertheidigen, wenn er kann.«

Dieser unerwartete Vorschlag ward mit einiger Mißbilligung aufgenommen. Es gab Viele, welche, entrüstet über Omatla's Verrath und noch ergrimmt von der Aufregung in Folge des eben stattgehabten Kampfes, ihn in seinen Banden niedergemetzelt haben würden.

Alle aber sahen, daß Oceola entschlossen war, zu handeln, wie er sich vorgenommen, und es ward ihm daher kein Widerstand entgegengesetzt.

Einer der Krieger überreichte vortretend dem verurtheilten Häuptlinge seine Waffen – blos seinen Tomahawk und sein Messer, denn auf diese Weise war Oceola selbst bewaffnet.

Nachdem dies geschehen war, trat die Menge schweigend und unaufgefördert zurück, und die beiden Kämpfer standen allein in der Mitte.

Der Kampf war eben so kurz als blutig. Fast gleich beim ersten Schläge schlug Oceola die Streitaxt aus der Hand seines Gegners und warf durch einen zweiten rasch folgenden Schlag Omatla zur Erde nieder.

Einen Augenblick lang sah man den Sieger sich über seinen gefallenen Gegner neigen mit seinem langen im Mondlichte funkelnden Messer.

Als er sich wieder aufrichtete, funkelte der Stahl nicht mehr – er war mit rothem Blute bedeckt.

Oceola hatte seinen Schwur gehalten. Er hatte seine Klinge in das Herz des Verräthers gestoßen – Omatla hatte aufgehört zu leben.

Weisse Männer erklärten diese That später für einen Meuchelmord. Es war aber keiner, eben so wenig als der Tod Karl's, Caligula's, Tarquin's und vieler anderer Tyrannen, welche ihr Land geknechtet oder verrathen haben.

Die öffentliche Meinung ist in solchen Dingen nicht ehrlich. Sie erhält ihre Farbe durch das Geschwätz, welches gerade an der Tagesordnung ist, und wechselt die Farbe wie das Chamäleon. Nichts als Heuchelei, Nichts als schmachvolle Inconsequenz. Nur Der ist ein Mörder, der aus den Beweggründen eines Mörders tödtet. Oceola gehörte nicht zu dieser Classe.

Meine Situation war eine sehr eigenthümliche. Bis jetzt hatten die Häuptlinge noch keine Notiz von meiner Gegenwart genommen, und trotz der Artigkeit, mit welcher ich von Denen behandelt worden, welche mich hierher geführt, war ich nicht ganz frei von Befürchtungen im Bezug auf mein Leben. Es konnte den Häuptlingen in ihrer jetzigen Aufregung, und da nun wirklich der Krieg mit unsren Leuten ausgebrochen war, einfallen, mich zu einem ähnlichen Schicksale zu verurtheilen, wie das, welches Omatla ereilt hatte. Ich stand da und erwartete ihre Entscheidung in einer Stimmung, die keineswegs eine behagliche war.

Es dauerte nicht lange, so ward ich meiner Befürchtungen überhoben. Sobald die Sache mit Omatla beendet war, näherte sich Oceola und bot mir auf freundschaftliche Weise die Hand, welche ich natürlich begierig ergriff.

Er gab sein Bedauern zu erkennen, daß ich von seinen Leuten verwundet und gefangen genommen worden –

erklärte den Irrthum, rief dann Einen seiner Leute und befahl ihm, mich nach dem Fort zurückzuführen.

Ich empfand keinen Wunsch, länger als ich mußte auf diesem tragischen Boden zu verweilen, und nachdem ich dem Häuptlinge Lebewohl gesagt, folgte ich meinem Führer auf dem Wege, auf dem er mir voranschritt.

In der Nähe des kleinen Sees verließ mich der Indianer, und ohne auf weitere Abenteuer zu stoßen, passirte ich wieder die Thore des Forts.

NEUNTES KAPITEL. EIN BANKETT MIT EINEM SCHLIMMEN ENDE.

Meiner Dienstpflicht gemäß machte ich sofort Meldung von dem Auftritte, dem ich unfreiwillig beigewohnt. Er brachte in dem Fort eine lebhafte Aufregung hervor, und es ward sofort eine Expedition angeordnet, bei welcher ich als Führer fungiren sollte.

Es war dies eine große Thorheit. Unsere Nachforschungen erwiesen sich als vergeblich, wie man gleich voraussagen konnte. Allerdings fanden wir den Platz und die Leichen Derer, welche gefallen, und an welchen bereits die Wölfe geschmaus't – aber wir entdeckten keine lebendigen Indianer, nicht einmal den Weg, auf welchem sie sich zurückgezogen hatten.

Die Expedition bestand aus mehreren hundert Mann – nämlich aus der ganzen Garnison des Forts. Wären wir mit einer geringern Streitmacht ausgerückt, so würden wir höchst wahrscheinlich Etwas von dem Feinde gesehen haben.

Omatla's Tod war das ernsteste Ereigniß, welches bis jetzt stattgefunden hatte, auf alle Fälle das wichtigste in seinen Folgen und Ursachen. Von den Weißen war Omatla zum Könige ernannt worden. Dadurch, daß die Indianer ihn umbrachten, bewiesen dieselben sowohl ihre Verachtung der Autorität, die ihn gekrönt, als auch ihren Entschluß, allen Einwendungen dieser Art Widerstand zu leisten: Omatla hatte unmittelbar unter dem Schutze der weißen Häuptlinge gestanden. Dies war ihm sowohl durch mündliches Versprechen, als durch einen förmlichen Tractat verbürgt worden, und deßhalb war seine Hinrichtung ein Streich, welcher seinen Beschützern versetzt ward. Nun war die Regierung in die Nothwendigkeit gebracht, seinen Tod zu rächen.

Aber auch für die Indianer, besonders für Omatla's eigenes Volk, war sein Tod ein verhängnißvolles Ereigniß. Erschrocken und aus Furcht, daß eine ähnliche Vergeltung sie ereilen könne, traten Viele von Omatla's Stämme, Unterhäuptlinge und Krieger, von ihrem Bündnisse mit den Weißen zurück und in die Reihen der Patrioten. Andere Clans, welche bis jetzt unentschieden geblieben waren und ähnlichen Beweggründen folgten, erklärten jetzt ihren Beitritt zu dem Willen der großen Nation und griffen, ohne weiter zu zögern, zu den Waffen.

Omatla's Tod war, abgesehen davon, daß er ein Act strenger Gerechtigkeit war, auch ein feiner politischer Streich von Seiten der feindseligen Indianer. Er bewies

den Genius Dessen, der diesen Gedanken gefaßt und in Ausführung gebracht hatte.

Omatla war das erste Opfer des von Oceola ausgesprochenen Racheschwurs. Bald darauf fiel das zweite. Es dauerte nicht lange, so ward das Trauerspiel von dem Tode des Verräthers durch ein zweites, weit erschütternderes und bedeutsameres verdunkelt. Eine der Hauptpersonen in diesem Drama verschwindet von der Bühne.

Bei unserer Ankunft in dem Fort fand man, daß die Vorräthe rasch zur Neige gingen. Es waren nicht die für eine so zahlreiche Truppenmasse nöthigen Anschaffungen gemacht worden, und es mußte lange Zeit vergehen, ehe frische Proviantvorräthe im Fort King eintreffen konnten. Wir sollten die Opfer der gewöhnlichen Sorglosigkeit werden, welche Regierungen, die nicht an kriegerische Operationen gewöhnt sind, eigen zu sein pflegt. Die Rationen wurden bis auf das Aeußerste reducirt, und es eröffneten sich uns die trübsten Aussichten auf Hunger und Entbehrung.

Anstatt die Mundvorräthe den Truppen zuzuführen, wendete man die entgegengesetzte Methode an, und die Truppen mußten nach den Lebensmitteln marschiren, die erst gesammelt werden mußten, ehe man sie essen konnte.

Auf diese Weise wurden vier Fünftel der kleinen Armee aus dem Fort hinweggezogen, so daß eine nur schwache Garnison zurückblieb, während auf der Pflanzung des Generals eine neue Pallisade unter dem Namen Fort Drane improvisirt ward.

Es gab Verleumder, welche meinten, der gute alte General sei hierzu auch noch durch andere Beweggründe als die des bloßen Patriotismus veranlaßt worden. Man erwähnte, daß »Onkel Sam« als ein zahlungsfähiger und liberaler Käufer bekannt sei, der dem General für seinen Mais einen guten Preis bewilligen werde. Uebrigens sei auch, so lange eine Armee auf seiner Pflanzung bivouakire, von den indianischen Mordbrennern keine Gefahr zu fürchten. Vielleicht aber waren diese Hindeutungen weiter Nichts, als Ausflüsse der im Lager herrschenden Mißgunst und Spottsucht.

Ich befand mich nicht unter Denen, welche nach dieser neuen Station verlegt wurden. Ich war kein Günstling des Obercommandanten und gehörte nicht mehr zu seinem Stabe.

Die Tage vergingen ziemlich langweilig und zahm ganze Wochen. Ein gelegentlicher Besuch in dem Lager Drane war eine Abwechselung in dem eintönigen Garnisonleben, er kam aber selten vor. Das Fort war seiner Kraft beraubt worden und jetzt zu schwach, als daß wir uns weit über die Mauern desselben hinaus hätten wagen dürfen.

Es war eine bekannte Sache, daß die Indianer zu den Waffen gegriffen hatten. Man hatte Spuren ihrer Nähe gar nicht weit von dem Posten bemerkt, und ein Jagdausflug oder selbst ein romantischer Spaziergang in den benachbarten Wäldern – die gewöhnlichen Erholungen einer Grenzstation – hätten nicht ohne Gefahr unternommen werden können.

Während dieser Zeit bemerkte ich, daß der Commis-sar bei seinem Ab- und Zugehen sehr vorsichtig war. Er kam selten außerhalb der Pallisade und niemals über die Linie der ausgestellten Schildwachen hinaus. So oft er nach den Wäldern oder über die ferne Savannah blickte, schien sich ein Schatten von Argwohn über seine Züge zu legen, als ob er durch Furcht vor Gefahr beunruhigt würde.

Es war dies nach dem Tode des verrätherischen Häupt-lings. Er hatte von Oceola's Schwur, Omatla zu tödten, gehört; vielleicht hatte er auch gehört, daß der Schwur sich auf ihn selbst erstreckte. Vielleicht stand er unter dem Einflusse einer Ahnung.

Das Weihnachtsfest kam heran. Zu dieser Zeit sind Christen, mögen sie sein wo sie wollen, ob nun unter den Eisbergen des Nordens oder auf den heißen Ebenen der Wendekreise – am Bord eines Schiffes oder innerhalb der Mauern einer Festung – ja sogar im Gefängnisse – ge-neigt, sich einen frohen Tag zu machen. Der Grenzposten ist keine Ausnahme von der allgemeinen Regel, und Fort King war ein Schauplatz von fortwährenden Festlichkei-ten.

Die Soldaten hatten keinen Dienst – nur die Schildwa-chen blieben auf ihren Posten – und die Woche verging mit der Kost, die wir uns verschaffen konnten, und frei-gebigen Rationen von »Monnongahela« ziemlich heiter.

Ein Garkoch ist in der amerikanischen Armee gewöhn-lich ein Abenteurer, der Etwas vor sich bringt – gegen die

Offiziere freigebig mit baarem Gelde und Credit, und bei festlichen Gepflogenheiten nicht selten ihr Zechgenosse.

So war es auch mit dem Garkoch im Fort King. An einem den Festtage hatte er ein herrliches Diner – wie sonst Niemand im Fort im Stande war – hergerichtet, zu welchem die Offiziere eingeladen wurden, und bei welchem auch der Commissar als Hauptehrengast sich mit befand.

Das Bankett war in dem eigenen Hause des Garkochs servirt, welches, wie schon erwähnt worden, außerhalb der Pallisade einige hundert Schritte entfernt und näher an dem Rande des Waldes stand.

Das Diner war vorüber, und die meisten der Offiziere waren in das Fort zurückgekehrt, wo – da die Nacht heranrückte – das Rauchen und Weintrinken stattfinden sollte.

Der Commissar verweilte mit einem halben Dutzend anderer Gäste – Offiziere und Civilisten – um noch ein Glas unter dem freundschaftlichen Dache zu trinken, wo sie Ihr Diner zu sich genommen hatten.

Ich befand mich unter Denen, welche nach dem Fort zurückkehrten.

Wir hatten uns kaum niedergesetzt, als wir durch eine laute Salve erschreckt wurden, in welcher das Ohr sofort das Knallen von Büchsen erkannte.

In demselben Augenblicke hörten wir jenes wilde Geschrei, von dem Rufen civilisirter Menschen deutlich unterscheidbar – das Kriegsgeschrei der Indianer!

Wir bedurften keines Boten, um zu wissen, was dieser Lärm zu bedeuten hatte. Der Feind war da und hatte einen Angriff gemacht – wir glaubten, auf das Fort selbst.

Wir stürzten hinaus, nachdem wir uns Jeder in der Eile so gut bewaffnet, wie wir konnten.

Als wir hinauskamen, sahen wir, daß das Fort nicht bedroht ward; als wir aber über die Pallisaden schaute[n], bemerkten wir, daß das Haus des Garkochs von einer Horde gefiederter und mit den Kriegsfarben bemalter Wilden umzingelt war. Sie waren in rascher Bewegung, stürzten von einem Punkte zum andern, schwangen ihre Waffen und ließen ihr gellendes *Yo-ho-ehee* erschallen.

Man hörte noch einzelne Schüsse, die nach irgend einem Schlachtopfer fielen, welches zu entrinnen suchte. Die Thore des Fort standen weit offen, und Soldaten, welche draußen umhergeschlendert waren, stürzten jetzt herein und stießen ein wildes Angst- und Alarmgeschrei aus.

Das Haus des Garkochs war zu weit entfernt, als daß es von Kleingewehrfeuer hätte erreicht werden können. Die Schildwachen und einige Andere, welche mit Gewehren bewaffnet waren, thaten einige Schüsse; aber die Kugeln erreichten nicht das Ziel.

Die Artilleristen liefen nach ihren Kanonen; als sie diese aber erreichten, fand man, daß die Pferdeställe – eine Reihe plumper Blockhäuser – in der Schußlinie von dem Hause des Garkochs standen und der Feind auf diese Weise gedeckt war.

Mit einem Male hörte das Geschrei auf und die Horde der unheimlichen Krieger bewegte sich nach dem Walde.

In wenigen Secunden waren sie unter den Bäumen und wie auf einen Zauberschlag aus unsren Augen verschwunden.

Der Offizier, welcher im Fort commandirte – ein Mann, der in seinen Entschlüssen etwas langsam war – ließ jetzt die Garnison antreten und wagte einen Ausfall. Derselbe ging blos bis zu dem Hause des Marketenders oder Garkochs, wo Halt gemacht ward, während wir die Greuel-scene betrachteten.

Der Garkoch selbst, zwei junge Offiziere, mehrere Soldaten und Civilisten lagen todt auf dem Fußboden, Jeder mit vielen Wunden.

Vor allen ersichtlich war die Leiche des Commissars. Er lag auf dem Rücken, das Gesicht mit geronnenem Blute bedeckt und mit zerrissener, blutiger Uniform. Sechzehn Kugeln waren ihm in den Leib geschossen worden, und über der linken Brust befand sich eine Wunde, die schrecklicher war als alle übrigen. Sie rührte von einem Messer her, dessen Klinge ihm durch das Herz gefahren war.

Ich hätte errathen können, wer diese Wunde geschlagen – auch ohne das lebende Zeugniß, welches sich an Ort und Stelle darbot.

Eine Negerin – die Köchin – welche sich unter ein Möbel verkrochen, kam nämlich jetzt aus ihrem Verstecke hervor. Sie hatte Alles mit angesehen und angehört. Sie

kannte Oceola persönlich. Er war es, der das Trauerspiel angeführt hatte. Er war der Letzte gewesen, der den Schauplatz verlassen, und ehe er sich entfernt, hatte die Negerin gesehen, wie er dem Commissar diesen letzten Stich beigebracht – ohne Zweifel, um dem Racheschwur nachzukommen, welchen er einmal gethan.

Nach einer kurzen Berathung ward die Verfolgung des Feindes beschlossen und mit angemessener Vorsicht begonnen. Eben so, wie früher aber erwies sie sich als fruchtlos, und eben so wie zuvor konnte nicht einmal die Spur von dem Wege entdeckt werden, auf welchen der Feind sich zurückgezogen hatte.

ZEHNTES KAPITEL. »DADE'S BLUTBAD.«

Dieses traurige Ende der Weihnachtsfreuden ward womöglich noch trauriger durch ein Gerücht gemacht, welches kurz darauf Fort King erreichte. Es war das Gerücht von einem Ereignisse, welches später allgemein unter Dem Namen »Dade's »Blutbad« bekannt ward.

Die Nacheicht ward durch einen den befreundeten Stämmen angehörigen indianischen Läufer überrbracht, aber seine Angaben waren von so furchtbarer Art, daß sie Anfangs mit einem Schrei des Unglaubens aufgenommen wurden. Andere Läufer, die fortwährend ankamen, bestätigten die Mittheilung des ersten Boten, bis seine Geschichte – so tragisch unwahrscheinlich sie auch zu sein schien – als Wahrheit anerkannt ward. Sie war wahr in

all' ihrem romantischen Colorit – wahr in allen ihren blutigen Einzelheiten. Der Krieg hatte in allem Ernste begonnen und war durch einen Zusammenstoß der eigentümlichsten Art – eigenthümlich sowohl seinem Charakter als seinem Ergebnisse nach – eingeweihet worden.

Ein Bericht über diesen Kampf ist vielleicht interessant genug, um hier mitgetheilt zu werden.

Zu Anfang unserer Erzählung ist erwähnt worden, daß ein Offizier von der Armee der Vereinigten Staaten prahlend erklärte, er getraue sich mit zehn Mann und einem Unteroffizier durch die ganze Reserve der Seminolen zu marschiren.

Dieser Offizier war der Major Dade.

Das Schicksal wollte, daß Major Dade Gelegenheit finden sollte, einen Beweis von seiner kriegerischen Kühnhheit zu geben, obschon er eine weit größere Streitmacht als zehn Mann und einen Unteroffizier zur Verfügung hatte. Der Ausgang war ein trauriger Gegensatz zu der prahlenden Behauptung, die er so gedankenlos ausgesprochen.

Um dieses unglückliche Unternehmen recht zu verstehen, muß man einige Kenntniß von der Topographie des betreffenden Terrains haben, und diese wollen wir hier dem Leser mit wenigen Worten zu geben suchen.

An der Westküste der Halbinsel Florida liegt eine Bucht, welche Tampa, von den Spaniern Espiritu Santo, genannt wird.

An der Spitze dieser Bucht stand das Fort Brooke, ein Pallisadenwerk wie Fort King, und in südlicher Richtung

ungefähr neunzig englische Meilen von dem letztern entfernt.

Es war ebenfalls einer jener Militairposten, die wegen der indianischen Reserve errichtet worden – ein Depot für Truppen und Vorräthe, ein Entrepot für die, welche vielleicht aus den Häfen des amerikanischen Meerbusens hier ankamen. Etwa zweihundert Soldaten waren beim Ausbruche der Feindseligkeiten hier stationirt. Es war größtentheils Artillerie mit einer kleinen Abtheilung Infanterie.

Kurz nach der fruchtlosen Conferenz bei Fort King erhielten diese Truppen – oder so viel davon als entbehrt werden könnten – von General Clinch Befehl, sich nach letzterem Platze zu begeben und sich mit dem Hauptcorps der Armee zu vereinigen.

Diesem Befehle zufolge wurden hundert Mann mit den dazu gehörigen Offizieren nach Fort King abgesendet. Major Dade commandirte das Detachement.

Am Weihnachtsabende des Jahres 1835 hatten sie den Marsch angetreten. Sie verließen das Fort Brooke in der besten Stimmung, in der Hoffnung, auf den indianischen Feind zu stoßen und durch einen Kampf mit ihm Lorbeeren zu gewinnen. Sie schmeichelten sich, daß es der erste Kampf des Krieges und deßhalb der sein würde, in welchen von den Siegern der größte Ruhm zu erlangen wäre. Von einer Niederlage ließen sie sich Nichts träumen.

Mit lustig flatternden Fahnen, wirbelnden Trommeln und schmetternden Hörnern, während die Kanonen ihnen ihren Abschiedsgruß nachdonnerten und die zurückbleibenden Kameraden ihnen mit neidischen Blicken nachsahen, trat das Detachement seinen Marsch an – jenen verhängnißvollen Marsch, von welchem es niemals zurückkehren sollte.

Gerade sieben Tage später – am 31. December – erschien ein Mann auf Händen und Knieen kriechend an dem Thore des Fort Brooke. In seiner zerfetzten Kleidung erkannte man kaum noch die Uniform eines Soldaten – eines Gemeinen von Dade's Detachement – denn ein solcher war er. Seine Kleider waren durchnäßt vom Wasser der Bäche und mit dem Schlamme der Moräste besudelt; sie waren mit Staub überzogen und von Blut befleckt.

Sein Körper war an fünf Stellen verwundet – lauter schwere Wunden waren es – eine in der rechten Schulter, eine im rechten Schenkel, eine an der Schläfe, eine im linken Arme und eine im Rücken. Er war bleich und bis zum Skelett abgezehrt, sah auch einem solchen eher ähnlich als einem lebendigen Menschen.

Als er mit schwacher, zitternder Stimme erklärte, er sei der Gemeine Clarke vom zweiten Artillerieregimente, vermochten seine alten Kameraden ihn nur mit Mühe zu erkennen.

Kurz darauf erschienen zwei andere – die Gemeinen Sprague und Thomas – in einem ähnlichen Zustande. Ihre Aussage war dieselbe, welche Clarke bereits gethan.

Major Dade's Detachement war von den Indianern überfallen, in Stücke gehauen und fast bis auf den letzten Mann niedergemetzelt worden. Sie selbst waren die alleinigen Ueberlebenden der Schaar, welche vor so wenigen Tagen erst in dem ganzen Stolze selbstbewußter Kraft und der hoffnungsvollen Erwartung von Ruhm und Sieg das Fort verlassen hatte.

Und ihre Geschichte war buchstäblich wahr. Von dem ganzen Detachement waren diese drei Unglücklichen allein entronnen. Die Andern – im Ganzen einhundert und sechs – hatten an den Ufern des Amazura den Tod gefunden. Anstatt Lorbeeren waren ihnen Cypressen beschieden.

Die Drei, welche entrannen, waren ebenfalls zu Boden geschlagen und für todt auf dem Platze liegen gelassen worden. Nur dadurch, daß sie sich todt stellten, war es ihnen gelungen, später fortzuziehen und auf die mühsamste Weise nach dem Fort zurückzugelangen. Den größten Theil dieses Weges legte Clarke auf Händen und Knieen zurück – eine Entfernung von mehr als sechzig englischen Meilen.

EILFTES KAPITEL. DAS SCHLACHTFELD.

Dieses Blutbad hat in der Geschichte der Indianerkriege nicht seines Gleichen. Kein zweiter Fall von ähnlicher Art ist jemals früher oder später vorgekommen – wenigstens keiner, der für die dabei beteiligten Weißen so unheilvoll gewesen wäre. In dem vorliegenden Falle wurden sie buchstäblich fast vernichtet, denn von den drei

Verwundeten, welche entkamen, starben zwei kurz darauf an ihren Wunden,

Dabei hatten die Indianer vor ihren Gegnern nicht viel weiter vorausgehabt, als überlegene Schlauheit und Strategie.

Es geschah an den Ufern des Amazura¹ und nachdem Major Dade's Detachement diesen Fluß passirt hatte. Der Angriff erfolgte auf einem verhältnißmäßig freien Terrain – in einem Tannengehölz, wo die Bäume sehr dünn und vereinzelt standen. Eben so ist auch nicht bewiesen worden, daß sie den Truppen, welche durch sie vernichtet wurden, bedeutend an Zahl überlegen gewesen wären – kaum um das Doppelte – und dieses Verhältniß ist in den meisten Indianerkriegen von ihren weißen Gegnern als ein angemessenes und günstiges betrachtet worden.

Viele der Indianer erschienen beritten auf dem Platze; diese aber hielten sich von dem Musketenfeuer entfernt und nur die zu Fuße nahmen Theil an dem Kampfe.

Ueberhaupt ward der Sieg so rasch errungen, daß es der Reiter nicht bedurfte. Gleich die erste Salve war so tödtlich, daß Dade's Leute sofort in die äußerste Verwirrung geriethen. Sie waren nicht im Stande, sich zurückzuziehen. Die berittenen Indianer hatten bereits ihre Flanke umgangen und ihnen den Weg zur Flucht abgeschnitten.

¹Der »Ouithlacoochee« der Seminolen.

Dade selbst blieb mit den meisten von seinen Offizieren durch die erste Salve, und die Ueberlebenden hatten keine andere Wahl als Fechten bis auf den letzten Mann.

Man suchte sich eine Verschanzung dadurch zu bilden, daß man Bäume fällte und die Stämme so legte, daß sie ein Dreieck formirten; aber das wohlunterhaltene Feuer aus den Kugelbüchsen der Indianer hemmte bald den Fortschritt des Werkes, und die Verschanzung gedieh nicht einmal zur Brusthöhe über dem Boden.

In diese unsichere Deckung zogen sich die von dem ersten Angriffe noch übrig Gebliebenen zurück und fielen hier rasch unter den wohlgezielten Schüssen ihrer Feinde. Es dauerte nicht lange, so lag auch der letzte Mann regungslos da und das Blutbad war zu Ende.

Als dieser Platz später von unsren Truppen aufgesucht ward, fand man diese dreieckige Barricade mit Leichen angefüllt, die über einander aufgetürmt lagen, gerade wie sie gefallen waren – kreuzweis, der Länge nach, in jeder Attitüde des Todes.

Später ward erzählt, die Indianer hätten die Verwundeten auf unmenschliche Weise gemartert und die Getöteten noch elendiglich verstümmelt. Dies aber war nicht wahr. Es waren – außer den Dreien, welche entkamen – keine Verwundeten da, welche hätten gemartert werden können, und, was die Verstümmelung betraf, so kamen blos ein oder zwei Fälle davon vor, die, wie sich später ergab, das Werk von durch Beweggründe persönlicher Rache dazu angetriebenen entlaufenen Negern waren.

Einige Skalps waren abgezogen worden; dies ist aber der wohlbekannte Gebrauch indianischer Kriegsführung, und sogar weiße Männer haben in der wahnsinnigen Aufregung des Kampfes dasselbe Verfahren geübt.

Ich war einer von Denen, welche später auf einer von dem Obercommandanten anbefohlenen Recognoscirung das Schlachtfeld besuchten, und der officielle Bericht hierüber ist das beste Zeugniß in Bezug auf das Verhalten der Sieger. Er lautet wie folgt:

»Major Dade und seine Leute wurden am Morgen des 28. December in einer Entfernung von ungefähr zwei Wegstunden von ihrem Lager der vorhergehenden Nacht niedergemetzelt. Sie marschirten in Colonne, als sie von dem Feinde überfallen wurden, der aus dem langen Grase und den Palmetten, worein er sich versteckt gehabt, hervorbrach. Die Indianer erschienen sofort in unmittelbarer Nähe. Unsere Soldaten machten Gebrauch von Flintenkolben, Messern und Bajonetten, und mehrere Gruppen geriethen in tödtlichem Kampf an einander. Bei einem zweiten Angriffe wurden die eigenen den Todten und Verwundeten entrissenen Musketen unserer Leute gegen sie gekehrt. Ein Kreuzfeuer warf die Artilleristen nieder, die Geschütze wurden genommen; die Laffetten zerschlagen und verbrannt, und die Geschütze selbst in einen Wassertümpel gewälzt. Viele Neger waren ebenfalls mit auf dem Platze, von den Indianern aber wurden keine Skalps genommen. Die Neger dagegen schnitten mit teuflischer Grausamkeit Allen die Kehlen ab, deren

Geschrei oder Stöhnen verrieth, daß noch Leben in ihnen war.«

Ein zweiter officieller Bericht lautete:

»Wir näherten uns dem Schlachtfelde von hinten. Unsere Avantgarde hatte das Terrain passirt, ohne Halt zu machen, als der commandirende Offizier und sein Stab plötzlich eines der entsetzlichsten Schauspiele ansichtig wurden, welche die menschliche Phantasie sie vorstellen kann. Zuerst sahen wir einige zerschlagene und umhergestreute Kisten, dann einen Karren, dessen zwei davor gespannte Ochsen todt dalagen, wie eingeschlafen, mit den Jochen noch auf ihnen. Ein wenig rechts lagen einige Pferde. Dann kamen wir an eine kleine, aus gefällten Bäumen herstellte Einhegung, welche eine dreieckige brusthohe Verschanzung bildete. Innerhalb dieses Dreiecks – längs der nördlichen und westlichen Seiten desselben – lagen gegen dreißig Leichen, größtentheils bloße Gerippe, obschon noch viel von der Kleidung an ihnen war. Sie lagen noch in denselben Stellungen, welche sie während des Kampfes eingenommen haben mußten. Einige waren über ihre todten Kameraden hinweggefallen, die Meisten aber lagen dicht neben den Baumstämmen, mit den Köpfen nach der Brustwehr zu, über welche hinweg sie gefeuert, und ihre Leiber waren mit Regelmäßigkeit parallel nebeneinander hingestreckt. Augenscheinlich waren sie auf Ihrem Posten niedergeschossen worden und die Indianer hatten sie unberührt gelassen und nur von einigen die Skalps mitgenommen – obschon dies,

wie man behauptet, von den mit ihnen verbündeten Negern geschehen war. Die Offiziere waren alle mit leichter Mühe zu erkennen. Einige trugen noch ihre Ringe und Tuchnadeln und in ihren Taschen fand man Geld. Die Leichen von acht Offizieren und achtundneunzig Soldaten wurden beerdigt. Es muß hierbei noch bemerkt werden, daß der Ueberfall nicht von einem Hommock aus, sondern in einer dünnbewaldeten Gegend ausgeführt worden war, und die Indianer sich hinter Palmettos und im Grase versteckt gehalten hatten.«

Aus diesem Berichte geht hervor, daß die Indianer nicht um Beute zu machen, ja nicht einmal aus Beweggründen teuflischer Rache kämpften. Ihr Motiv war ein höheres und reineres – es war die Vertheidigung Ihres Vaterlandes – ihres Heerdes und ihrer Heimath.

Der Vortheil, den sie über Major Dade's Truppen hatten, war einfach der des Hinterhalts und der Ueberraschung. Es fehlte Major Dade, obschon er ein Mann von unzweifelhafter Tapferkeit war, doch gänzlich an jenen Eigenschaften, welche einem Anführer nothwendig sind, besonders einem Anführer, der es mit einem solchen Feinde zu thun hat. Er war ein blos theoretischer Soldat, wie die meisten Offiziere, und es mangelte ihm an dem Genius, welcher den großen Feldherrn befähigt, sich den Umständen anzupassen, welche ihn umgeben. Er führte den Marsch seines Detachements, als ob er zur Parade ginge, und auf diese Weise in Gefahr und seinem Untergange entgegen.

Wenn es aber in dieser unglücklichen Affaire dem Anführer der Weißen an militairischer Fähigkeit fehlte, so war dies dagegen mit dem Anführer der Indianer durchaus nicht der Fall. Es dauerte nicht lange, so ward es bekannt, daß Der, welcher den Hinterhalt gelegt und einen so blutigen und siegreichen Erfolg dadurch errungen hatte, der junge Häuptling der Rothstecken, Oceola, war.

Er konnte nicht lange an Ort und Stelle geblieben sein, um sich an seinem Triumphe zu weiden, denn noch an demselben Abende fiel bei Fort King – in einer Entfernung von sechzehn Wegstunden von dem Schauplatze des eben beschriebenen Blutbades – der Commissar dem Racheschwur des jungen Häuptlings zum Opfer.

ZWÖLFTES KAPITEL. DIE SCHLACHT AM OUITHLACOCHEE.

Die Ermordung des Commissars erheischte einen Act rascher Vergeltung. Unmittelbar nachdem sie geschehen, waren mehrere Eilboten auf verschiedenen Wegen nach dem Lager Drane abgesendet worden. Einige dieser Boten fielen in die Hände des Feindes, während die übrigen das Ziel ihrer Bestimmung glücklich erreichten.

Mit Tagesanbruch am nächstfolgenden Morgen war die Armee, über tausend Mann stark, in Bewegung und auf dem Marsche nach dem Amazura. Der erklärte Zweck dieser Expedition war, einen Schlag gegen die *Familien* der feindseligen Indianer auszuführen – gegen ihre Väter und Mütter, ihre Weiber, Schwestern und Kinder – deren Versteck in den fast unzugänglichen Verschanzungen des

großen Sumpfes dem General bekannt geworden war. Man hatte die Absicht, dieselben womöglich gefangen zu nehmen und als Geißeln zu behalten, bis die Krieger sich veranlaßt sähen, sich zu ergeben.

Ich erhielt eben so wie alle Uebrigen, die in dem Fort entbehrt werden konnten, Befehl, die Expedition zu begleiten, und schloß mich demzufolge dem Marsche derselben an.

Aus den Gesprächen, die ich um mich herum hörte, konnte ich bald die Meinung der Soldaten abnehmen. Sie hatten durchaus nicht die Absicht, Gefangene zu machen. Erbittert durch Das, was in dem Fort stattgefunden – noch mehr gereizt durch die Niedermetzelung Dade's und seiner Leute – nahmen sie, wie ich fest überzeugt war, sich gewiß nicht Zeit, Gefangene zu machen. Alte und Junge, Weiber und Kinder – Alle wurden sicherlich gemordet und kein Pardon gegeben.

Schon die Aussicht auf ein solches Blutbad erfüllte mich mit Grauen und Entsetzen, und Alle waren eben so fest überzeugt als ich, daß es wirklich stattfinden würde. Die Verstecke der unglücklichen Familien waren bekannt geworden; wir hatten Führer, welche den Platz ganz genau kannten – wie konnten wir daher verfehlen, ihn zu erreichen?

Man erwartete, einen sehr leicht auszuführenden Ueberfall zu machen. Man hatte Nachricht erhalten, daß die Krieger oder die meisten derselben eine andere, weit entfernte Expedition und in einer Gegend vorgenommen hatten, wo wir unmöglich auf sie stoßen konnten. Wir

wollten in Abwesenheit der Adler uns auf das Nest stürzen, und in dieser Absicht ward die Armee auf stillen, geheimen Wegen geführt.

Noch einen Tag vorher würde unsere Expedition uns sehr leicht und als eine Lustparthei ohne Gefahr irgend einer Art erschienen sein; die Nachricht von Dade's Niederlage aber hatte auf die Gemüther der Soldaten eine magische Wirkung geäußert und dieselben nicht blos erbittert, sondern auch eingeschüchtert, Zum ersten Male empfanden sie einen gewissen Grad von Respect vor ihrem Feinde, worein sich vielleicht auch ein wenig Furchtmischte. Die Indianer wußten wenigstens zu tödten.

Dieses Gefühl steigerte sich, als frische Boten von dem Schauplatze der Niederlage des Majors Dade ankamen und neue Einzelheiten über dieses blutige Gefecht mitbrachten.

Nicht ohne eine gewisse Furcht marschirte daher der Soldat weiter in das Herz des feindlichen Landes hinein, und selbst der Letzte Freiwillige hielt sich dicht in Reich und Glied, während er schweigend entlang ritt.

Gegen Mittag erreichten wir das Ufer des Amazura. Dieser Fluß mußte passirt werden, ehe wir den Cove – so hieß der Ort, wo die Indianer sich versteckt hielten – erreichen konnten, denn das uns geheure Netzwerk von Morästen und Lagunen, welches man mit diesem Namen bezeichnet, erstreckte sich von dem entgegengesetzten Ufer landeinwärts.

Man hatte dem General eine Furth versprochen, aber die Führer wußten nicht recht Bescheid und man fand

keine Stelle zum Uebersetzen. An dem Puncte, wo wir den Fluß erreichten, war derselbe breit, schwarz, tief und reißend – zu tief, um selbst von unsren Pferden durchschritten werden zu können.

Waren die Führer vielleicht Verräther und führten sie uns mit Willen irre? Es begann allerdings diesen Anschein zu gewinnen, aber nein – es konnte nicht sein. Allerdings waren sie Indianer, aber ihre Anhänglichkeit an die Weißen war erprobt. Ueberdies waren sie auch Gegner der Nationalpartei und von ihrem eigenen Volke bereits zum Tode verurtheilt – unsere Niederlage wäre ihr eigener Untergang gewesen.

Es war auch, wie sich später ergab, wirklich kein Verrath. Sie waren einfach durch die Fährten getäuscht worden und hatten den falschen Weg eingeschlagen. Es war ein Glück für uns, daß sie dies gethan! Ohne diesen Irrthum der Führer wäre die Armee des General Clinch vielleicht bestimmt gewesen, in größerem Maßstabe das Trauerspiel zu wiederholen, welchem Jake und seine Leute so kürzlich erst zum Opfer gefallen waren.

Hätten wir die richtige Uebergangsstelle, welche sich etwa eine Wegstunde weiter flußabwärts befand, erreicht, so wären wir in einen Hinterhalt des Feindes gefallen, der von demselben Anführer, der sich so geschickt auf seine Waldtaktik verstand, auf ungemein schlaue Weise gelegt worden. Das Gerücht, daß die Krieger zu einer fernen Expedition ausgezogen seien, war eine bloße List und das Vorspiel zu einer Reihenfolge von durch Oceola ausgesonnenen strategischen Manövers.

Die Indianer befanden sich in diesem Augenblicke, da, wo ohne den Irrthum der Führer wir gewesen wären. Die Furth war auf beiden Seiten vom Feinde besetzt, und die Krieger lagen unsichtbar Schlangen im Grase, bereit, in dem Augenblicke hervorzuspringen, wo wir den Uebergang versuchen würden. Ein Glück für Clinch und seine Armee, daß unsere Führer so schlecht bewandert waren.

Der General handelte natürlich ohne Kenntniß dieses Umstandes, denn sonst, und wenn er die gefährliche Nachbarschaft gekannt hätte, wäre wahrscheinlich sein Verfahren ein anderes gewesen. So eben ward Halt commandirt, und nach einiger Berathung ward beschlossen, daß wir den Fluß an dem Puncte, wo die Armee angelangt war, überschreiten sollten.

Man fand einige alte Boote, sogenannte Sceows, nebst einer Anzahl indianischer Kanoes. Diese mußten den Transport der Infanterie erleichtern, während die Berittenen auf ihren Pferden hinüberschwimmen konnten.

Es dauerte nicht lange, so wurden Flöße von Baumstämmen zusammengeschlagen und die Passage des Flusses begonnen.

Dieses Manöver ward mit ziemlicher Geschicklichkeit ausgeführt, und in weniger als einer halben Stunde war die Hälfte unseres Heeres hinüber.

Ich befand mich unter Denen, welche zuerst hinüber kamen, wünschte mir aber zu dem Gelingen des Unternehmens eher kein Glück. Ich war bekümmert über die Aussicht, nun bald in die Nothwendigkeit versetzt zu sein, an der Niedermetzelung wehrloser Menschen –

Frauen und Kinder – theilnehmen zu müssen, denn rings um mich her ward nichte Anderes erwartet.

Mit einem Gefühl von wirklicher Herzenserleichterung, ja Freude, hörte ich daher plötzlich den wilden Kriegsruf, das wohlbekannte *Yo-ho-ahee* der Seminolen durch die Wälder hallen. Gleichzeitig vernahm man knallende Büchsenschüsse, während durch die Luft pfeifende und Aeste von den nahen Bäumen herabschlagende Kugeln uns verkündeten, daß wir in allem Ernst und von einem zahlreichen Feinde angegriffen wurden.

Der Theil der Armee, welcher bereits über den Fluß war, hatte die Vorsicht gebraucht, hinter den starken Bäumen, welche am Ufer des Flusses standen, eine Position einzunehmen, und deßhalb äußerte die erste Salve der Indianer eine weniger tödtliche Wirkung. Dennoch aber fielen einige der Unseren, und die den Blicken des Feindes Ausgesetzten waren noch in Gefahr.

Das Feuer ward von den Truppen erwidert, dann von den Indianern wiederholt und von den Soldaten nochmals beantwortet. Bald rollte ununterbrochen, bald in vereinzelten Salven oder einzelnen Schüssen, und dann und wann hörte es auch ganz auf.

Eine lange Weile ward von beiden Seiten nur wenig Schaden gethan; aber es war klar, daß die von dem Unterholze gedeckten Indianer allmählig eine vortheilhaftere Position gewannen und uns nach und nach *umzingelten*.

Die Truppen dagegen wagten sich nicht von der Stelle zu röhren, wo sie an's Land gestiegen waren, und warten, bis eine noch größere Zahl der Ihrigen herüber wäre. Dann sollten wir vorrücken und die Indianer durch einen Bajonnetangriff aus dem Dickicht werfen.

Die noch auf dem andern Ufer befindlichen Truppen fuhren fort, überzusetzen. Bis jetzt waren sie durch das Feuer der bereits Uebergesetzten geschützt worden; plötzlich aber ward von den Indianern ein Manöver ausgeführt, welches dem Passiren des Flusses ein Ende zu machen drohte, dafern es nicht durch ein wohlunterhaltenes Musketenfeuer gedeckt werden konnte.

Gerade unterhalb unserer Position ragte ein schmaler Streifen Land in den Fluß hinein und bildete eine kleine Halbinsel. Es war eine Sandbank, die durch einen Strudel auf der entgegengesetzten Seite entstanden war. Sie war niedriger das wirkliche Ufer und unbewaldet, ausgenommen an ihrer äußersten Spitze; wo sich eine Art Insel gebildet hatte, die höher war als die Halbinsel selbst. Auf dieser Insel stand ein dichter kleiner Wald von immergrünen Bäumen, Lebenseichen und Magnolien – mit Einem Worte ein Hommock.

Es wäre klug von uns gewesen, wenn wir Diesen Hommock gleich in dem Augenblicke, wo wir, das Uebersetzen begannen, besetzt hätten, aber unser General hatte, den Vortheil nicht bemerkt. Die Indianer dagegen nahmen ihn sehr bald wahr, und ehe wir es verhindern konnten, stürzte eine Abtheilung Krieger über die kleine Landenge und nahm Besitz von dem Hommock.

Das Ergebniß dieses geschickten Manövers ward bald offenkundig. Die Boote wurden beim Uebersetzen von der Strömung bis auf Schußweite an die waldige, kleine Insel getrieben, aus deren immergrünen Schatten jetzt ein fortwährender blauer, feuriger Rauch aufwirbelte, während die bleiernen Geschosse ihr Todeswerk verrichteten. Wir sahen, wie unsere Leute auf die Flöße nieder oder über die Seitenwände der Kanoes mit einem schweren Geplätscher in das Wasser hineinstürzten, welches uns verrieth, daß sie aufgehört hatten zu leben, während das dichte Musketenfeuer, welches von uns nach dem Hommock gerichtet ward, durchaus nicht im Stande war, die kleine verwogene Schaar, welche ihn besetzt hielt, daraus zu vertreiben.

Es waren ihrer Wenige, denn wir hatten sie deutlich gesehen, als sie über die Landenge rannten – aber es war augenscheinlich, daß sie lauter ausgesuchte geübte Schützen waren, denn jeder ihrer Schüsse war tödtlich.

Es war ein Augenblick der gewaltigsten Aufregung. Anderwärts ward der Kampf mit mehr Gleichheit geführt, denn beide Parteien fochten von den Bäumen gedeckt und fügten einander nur wenig Schaden zu. Die kleine Schaar auf der Insel aber tödtete mehr von unsren Leuten, als der ganze übrige Feind.

Es war kein anderer Ausweg übrig, als die Scharfschützen von dem Hommock zu vertreiben, und zwar durch einen Bajonetangriff – wenigstens war dies der Plan, für welchen sich unser Commandant entschied.

Es schien eine verlorene Hoffnung zu sein.

Jeder, der sich von der Landseite näherte, mußte das volle Feuer des versteckten Feindes empfangen und war sonach genöthigt, unter furchtbar drohender Gefahr vorzurücken.

Zu meiner Ueberraschung ward die Führung der hierzu bestimmten Mannschaft mir übertragen. Warum dies geschah, weiß ich nicht, da ich während dieses Feldzugs noch niemals Gelegenheit gehabt hatte, vorzugsweise Muth oder Eifer zu bethätigen. Der Befehl kam aber von dem General direct und sofort, und ich machte mich bereit, ihm zu gehorchen.

Mit einer Anzahl Scharfschützen, die nicht viel mehr betrug als die des Feindes, den wir unter so ungünstigen Umständen angreifen sollten – brach ich auf nach der Halbinsel.

Es war mir zu Muthe, als ob ich dem sichern Tode entgegenginge, und ich glaube, daß die Meisten von Denen, welche mir folgten, die Opfer einer ähnlichen Ahnung waren. Aber wenn diese Ahnung auch Gewißheit gewesen wäre, so konnten wir doch jetzt, wo die Augen der ganzen Armee auf uns gerichtet waren, der Gefahr nicht den Rücken kehren; wir mußten vorwärts, – wir mußten siegen oder fallen. Binnen wenigen Secunden waren wir auf der Insel und rückten rasch gegen den Hommock vor. Wir hofften, daß die Indianer unsere Annäherung nicht bemerkt hätten, und daß wir sie von hinten beschleichen könnten.

Diese Hoffnung aber erwies sich als eine eitle. Unsere Feinde waren wachsam gewesen; sie hatten unser Manöver gleich vom Anfang desselben an bemerkt, Kehrt gemacht und erwarteten uns nun mit geladenen Büchsen, bereit, uns zu empfangen.

Aber unserer gefährlichen Position uns nur halb bewußt, drangen wir vorwärts und hatten uns dem Wäldchen bis auf etwa dreißig Schritte genähert, als der blaue Rauch und die rothe Flamme plötzlich zwischen den Bäumen hervorzischte.

Ich hörte den Kugelregen an meinen Ohren vorbeisausen. Ich hörte das Geschrei und Stöhnen meiner Leute, welche dicht hinter mir niederstürzten. Ich sah mich um – ich sah, daß sie sämmtlich todt oder sterbend ausgestreckt dalagen.

In demselben Augenblicke vernahm ich aus dem Wäldchen eine Stimme, welche rief:

»Kehrt um, Randolph! kehrt um! In Folge des Symbols, welches Ihr auf Eurer Brust tragt, hat man Euer Leben geschont, aber meine Tapfern sind vom Kampfe erhitzt und ihr Blut wird immer heißer. Versucht nicht ihren Zorn! Fort! fort!«

DREIZEHNTES KAPITEL. EIN SIEG, DER MIT EINEM RÜCKZUGE ENDET.

Ich sah den Sprechenden nicht, denn er war vollständig hinter dem dichten Laubwerke verborgen. Es war auch nicht nöthig, daß ich ihn sah, um zu wissen, wer

mich anredete, denn als ich die Stimme hörte, erkannte ich sie sofort.

Es war Oceola, welcher sprach.

Ich kann meine Gefühle in diesem Augenblicke nicht schildern, und eden so wenig genau sagen, wie ich handelte. Meine Gedanken bildeten gleichsam ein verworrenes Chaos, und Ueberraschung und Furcht kämpften darin um die Herrschaft.

Ich erinnere mich; daß ich mich noch ein Mal nach meinen Leuten herumdrehete. Ich sah, daß sie nicht Alle todt waren – Einige lagen noch da, wo sie gefallen waren, zusammengekrümmt, oder in verschiedenen Stellungen des Todes ausgestreckt – regungslos – ohne Zweifel leblos. Einige bewegten sich noch, und ihr Gewinsel verrieth, daß das Leben noch nicht erloschen war.

Zu meiner Freude bemerkte ich Mehrere, welche sich wieder aufgerafft hatten und sich so schnell alle möglich davon zu machen suchten. Einige hatten sich nur halb erheben können und krochen auf Händen und Knieen fort.

Auf diese Letztern ward von dem Gebü sche aus noch fortwährend gefeuert, und als ich noch schwankend und unschlüssig dastand, sah ich Einen oder Zwei von den verhängnißvollen Kugeln, welche dicht um mich herumpiffen, in das Gras strecken.

Unten den Verwundeten, die zu meinen Füßen lagen, befand sich ein junger Mann, den ich kannte. Er schien durch beide Beine geschossen zu sein und konnte sich

nicht von der Stelle röhren. Sein an mich gerichteter Hülferruf war das Erste, was mich aus meinen Unentschlossenheit aufrüttelte. Ich besann mich, daß dieser junge Mann mir ein Mal einen Dienst geleistet hatte.

Fast mechanisch bückte ich mich, faßte ihn rund um den Leib, hob ihn auf und begann ihn hinwegzuschleppen.

Mit dieser Bürde eilte ich über die Landenge zurück – so schnell als meine Kräfte es mir gestatteten – auch blieb ich nicht eher stehen, als bis ich mich außerhalb des Bereichs der indianischen Büchsen befand.

Hier stieß ich auf eine Abtheilung Soldaten, welche abgesendet waren, um unsren Rückzug zu decken. In ihren Händen ließ ich meinen verwundeten Kameraden und eilte dann weiter, um dem Obercommandanten meinen traurigen Rapport abzustatten.

Meine Geschichte bedurfte des Erzählens gar nicht. Unsere Bewegung war beobachtet worden, und unsere Niederlage schon in der ganzen Armee bekannt.

Der General sagte kein Wort, sondern schickte mich, ohne mir Zeit zu einer näheren Erklärung zu lassen, nach einem andern Theile des Schlachtfeldes, Alle tadelten seine Unklugheit, daß er Befehl zu einem so verzweifelten Angriffe gegeben, besonders mit einer so geringen Streitmacht. Was mich betraf, so hatte ich den Ruhm eines kühnen Anführers erworben; wie es aber kam, daß ich der Einzige war, der unversehrt aus diesem mörderischen Feuer hervorging, dies war ein Rätsel, welches ich in diesem Augenblicke zu erklären mich wohl hütete.

Ueber eine Stunde lang dauerte der Kampf fort in Gestalt eines verworrenen Scharmützels unter Morästen und Bäumen, ohne daß eine der beiden Parteien einen wesentlichen Vortheil gewonnen hätte.

Jede behauptete die Stellung, die sie eingenommen – obschon den Indianern auch noch der hinter ihnen liegende Wald offen stand.

Hätten wir uns aus unserer Stellung zurückziehen wollen, so wäre dies der Untergang für die ganze Armee gewesen, denn es gab keinen andern Weg zum Rückzuge als wieder durch den Fluß, und dieser Uebergang hätte nur unter dem Feuer des Feindes ausgeführt werden können.

Dennoch aber schien es gleich verderblich zu sein, unsere Position behaupten zu wollen. Wir konnten, indem wir so zum Stillstehen gezwungen waren, Nichts ausrichten, denn wir waren auf dem Ufer des Flusses förmlich belagert. Vergebens hatten wir uns bemüht, die Indianer aus dem Gebüsch zu werfen.

Nachdem dies ein Mal fehlgeschlagen war, wäre ein zweiter Versuch, uns durch sie hindurchzuschlagen, ein noch gefährlicheres Unternehmen gewesen, und dennoch war die Gefahr, wenn wir uns stationär verhielten, ebenfalls nicht gering.

Die Truppen waren mit einem nur dürftigen Vorrath von Proviant aus ihren Quartieren gerückt. Ihre Rationen waren bereits erschöpft und der Hunger stierte der Armee in die Augen. Seine Qualen wurden bereits gefühlt, und jede Stunde mußte sie empfindlicher machen.

Wir begannen zu glauben, daß wir *belagert* seien, und es war dies auch wirklich der Fall. Um uns herum in einem Halbkreise schwärmt die Wilden, jeder hinter seinem schützenden Baume, und bildeten auf diese Weise eine Defensionslinie, welche an Stärke einer befestigten Verschanzung gleichkam. Eine solche aber konnte ohne die Gewißheit eines fürchterlichen Blutbades unter unsren Leuten nicht genommen werden.

Auch bemerkten wir, daß die Zahl unserer Feinde sich ständig mehrte. Ein eigenthümliches Geschrei – welches Einige unserer alten »indianischen Kämpfer« verstanden – und welches sich von Zeit zu Zeit hören ließ, verrieth das Eintreffen frischer Abtheilungen des Feindes.

Wir fürchteten, daß wir endlich der Mehrzahl unterliegen müßten, und eine düstere Stimmung verbreitete sich schnell in unsren Reihen.

Während der Scharmüzel, welche bereits stattgefunden hatten, bemerkten wir, daß viele der Indianer mit Flinten und Musketen bewaffnet waren. Einige davon trugen sogar militairische Uniform. Einer – ein hervorragender Anführer – war noch eigenthümlicher herausstafift. Von seinen Schultern herab hing eine breite seidene Fahne, nach Art eines spanischen Mantels aus den Zeiten der *conquistadores*. Die abwechselnd rothen und weißen Streifen mit dem blauen gestirnten Felde in der Ede waren deutlich sichtbar. Jedes Auge der Unsern schaute darauf und erkannte in der phantastischen auf so herausfordernde Weise entfalteten Draperie das geliebte Banner unseres Vaterlandes.

Diese Symbole sprachen sehr deutlich und auf eine für uns durchaus nicht rätselhafte Weise. Ihr Vorhandensein unter unsren Feinden ließ sich mit leichter Mühe erklären. Die Fahne, die Musketen und Flinten, die Uniformen und übrigen Rüststücke waren Trophäen von dem Schlachtfelde, auf welchem Dade gefallen war.

Obschon die Truppen diese Gegenstände mit bitterer Entrüstung betrachteten, so war ihr Zorn doch ohmächtig. Die Stunde, wo sie das unglückliche Schicksal ihrer Kameraden rächen sollten, hatte noch nicht geschlagen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir ihr Schicksal getheilt haben würden, wenn wir noch länger an Ort und Stelle geblieben wären; glücklicher Weise aber bot sich eine Gelegenheit zum Rückzuge dar, von welcher unser General sehr gern Gebrauch machte. Es war die glückliche Idee eines freiwilligen Offiziers – eines alten Veteranen aus »Hickory's« Kriegen, der in der Taktik der indianischen Kriegsführung bewandert war.

Auf seinen Rath ward von den Truppen, welche den Fluß noch nicht passirt hatten – den Freiwilligen – ein Scheinmanöver ausgeführt. Es war ein angeblicher Versuch, die Passage des Flusses an einem höher stromaufwärts gelegenen Punkte zu bewirken. Dies war ein sehr guter Einfall. Wäre eine solche Kriegslist möglich gewesen, so würde sie den Feind zwischen zwei Feuer gebracht und auf diese Weise der »Umzingelung« ein Ende gemacht haben; aber ein solcher Uebergang ward nicht beabsichtigt, sondern nur eine List.

Sie hatte die gewünschte Wirkung. Die Indianer ließen sich dadurch täuschen und eilten in Masse an dem Ufer hinauf, um den Uebergangsversuch zu verhindern. Unsere belagerte Streitmacht benutzte diese zeitweilige Abwesenheit des Feindes, und die »Regulären«, welche die Zeit geschickt zu benutzen wußten, gelangten auf die sichere Seite des Flusses zurück. Der schlaue Feind war zu vorsichtig, um uns zu folgen, und somit endete die Schlacht an dem Oithlacoochee.

In dem eiligen Kriegsrathe, welcher nun abgehalten ward, waren die Stimmen über das nun einzuschlagende Verfahren durchaus nicht getheilt. Der Vorschlag, nach Fort King zurück zu marschiren, ward mit wunderbarer Einstimmigkeit angenommen, und ohne lange Zeit zu verlieren, machten wir und auf den Weg und langten ohne weitere Belästigung wieder in unserm Fort an.

VIERZEHNTES KAPITEL. EIN ABERMALIGES SUMPFGEFECHT.

Nach diesem Kampfe war in dem Geiste der Armee eine vollständige Veränderung zu bemerken. Man hörte keine Prahlgerei mehr, und die Begier der Truppen, gegen den Feind geführt zu werden, war nicht mehr schwer im Zaume zu halten. Niemand gab einen Wunsch nach einer

zweiten Expedition über den Oithlacoochee zu erkennen, und das Dickicht, in welchem die Indianer sich versteckt hielten, sollte bis zum Eintreffen neuer Verstärkungen ununtersucht bleiben. Die Freiwilligen waren entmuthigt, des Feldzugs überdrüssig und durch den Widerstand, auf den sie so unerwarteter Weise gestoßen und der eben so kühn und blutig als unerwartet gewesen – ein wenig eingeschüchtert. Der bis jetzt verachtete Feind hatte, wenn er durch sein Verhalten die größte Erbitterung und Rachelust erweckt, sich doch auch zugleich in Respect gesetzt. Die Schlacht am Oithlacoochee kostete der Armee der Vereinigten Staaten beinahe hundert Mann. Der Verlust der Seminolen ward weit höher angeschlagen, obschon Niemand für diese Annahme eine bessere Autorität anzugeben wußte, als seine persönliche Vermuthung. Niemand hatte die Getödteten des Feindes *gesehen*, dies aber erklärte man durch die Behauptung, daß sie während des Gefechts ihre Todten und Verwundeten von dem Kampfplatz hinweggetragen hätten.

Wie oft hat man diese abgeschmackte Behauptung in den Depeschen sowohl er als geschlagener Generale gefunden! Es ist dies die gewöhnliche Art und Weise, auf welche man ein Schlachtfeld zu erklären sucht, welches mit feindlichen Leichen allzu spärlich besät ist. Schon die Möglichkeit einer solchen Operation setzt einen leichten Kampf oder eine ungemein große Anhänglichkeit der Streitenden an einander voraus, eine Anhänglichkeit, die für die menschliche Natur wirklich zu stark ist. Ich habe in dergleichen auch einige Erfahrung gesammelt und

kann versichern, daß ich niemals einen *Todten*, möchte es nun ein Kamerad oder ein Feind sein, von dem Kampfplatze, wo er gefallen, fortschaffen sah, so lange noch ein Schuß zu hören war.

In der Schlacht am Oithlacoochee hatten ohne Zweifel einige unserer Feinde »in das Gras gebissen«, aber ihr Verlust war viel geringer als der unserer eigenen Truppen. Was mich betraf, – und ich hatte vollauf Gelegenheit, Beobachtungen anzustellen – so hätte ich nicht beschwören können, auch nur einen einzigen todten Indianer gesehen zu haben, und eben so wenig traf ich einen Kameraden, der dies gekonnt hätte. Trotzdem aber haben die Geschichtsschreiber dieses Gefecht als einen großen Sieg aufgezeichnet, und die Depesche des Obercommandanten ist noch vorhanden – ein seltsames Probestück kriegerischer Literatur. In diesem Documente findet man den Namen fast jedes mit bei dem Treffen betheiligten Offiziers genannt, und Jeder wird als ein unvergleichlicher Held geschildert. Ein seltenes Monument der Eitelkeit und Prahlerei!

Offen und ehrlich gestanden – wir hatten von den Rothhäuten eine tüchtige Schlappe bekommen, und der Verdruß der Armee war eben so groß als ihre Erbitterung.

Clinch, obschon er für einen freundlichen General galt – für den Soldatenfreund, wie die Geschichtsschreiber ihn nennen – ward nicht mehr als ein großer Krieger betrachtet. Sein Ruhm war von ihm gewichen. Wenn Oceola gegen *ihn* einen Groll hegte, so hatte er Grund, mit Dem,

was er ausgeführt, zufrieden zu sein, ohne den »alten Veteranen« weiter zu belästigen. Obschon noch am Leben, war er doch todt für den Ruhm.

Es dauerte nicht lange, so erschien ein neuer Ober-commandant und die Siegeshoffnungen lebten wieder auf. Der neue General hieß Gaines, ebenfalls einer »der Veteranen«, die durch die Anciennetät erzeugt werden. Er war nicht von der Regierung zu diesem besondern Dienste befehligt worden, sondern hatte, weil Florida ein Theil seines Militairdistrictes war, sich freiwillig erboten, die Leitung des Krieges zu übernehmen.

Eben so wie sein Vorgänger erwartete Gaines eine reiche Ernte an Lorbeeren zu sammeln und sollte eben so wie dieser sich bitter getäuscht sehen. Wieder war ihm nur ein Cypressenkranz beschieden.

Unsere durch frische Truppen von Louisiana und anderwärts her verstärkte Armee ward unverweilt in Bewegung gesetzt und marschirte abermals gegen den »Cove«.

Wir erreichten die Ufer des Amazura, passirten aber nicht diesen Strom, der für unser Leben eben so verhängnißvoll war wie für unseren Ruhm. Dieses Mal *passirten ihn die Indianer*.

Fast auf demselben Platze, wo unser erstes Gefecht stattgefunden – nur mit dem Unterschiede, daß es jetzt auf dem niedern Ufer des Flusses geschah wurden wir von den rothen Kriegern angegriffen und nach einem mehrstündigen scharfen Scharmützel gezwungen, unsere stolzen Bataillone wieder in den schützenden Umkreis

unserer Pallisaden zurückzuziehen. In dieser Verschanzung wurden wir neun Tage lang belagert und wagten kaum uns außerhalb unserer hölzernen Mauern zu zeigen. Der Hunger stierte uns jetzt nicht mehr von Weitem an, sondern hatte uns wirklich gepackt, und ohne die Pferde, welche wir bis jetzt geritten und mit deren Fleische wir uns jetzt sättigten, wäre die eine Hälfte der Armee vor Hunger umgekommen.

Wir wurden vor der gänzlichen Vernichtung nur durch die rechtzeitige Ankunft einer zahlreichen Streitmacht gerettet, welche von dem noch seine Brigade commandirenden Clinch uns zu Hilfe gesendet ward. Da dieser unser früherer General direct vom Fort King ausmarschirt war, so hatte er das Glück, unserem Feinde in den Rücken zu fallen und dadurch, daß er unsere Belagerer überrumpelte, uns aus unserer schwierigen Lage zu befreien.

Der Tag unserer Erlösung ward noch durch einen anderweiten eigenthümlichen Vorfall bezeichnet – nämlich durch einen Waffenstillstand von ganz besonderer Art.

Zeitig am Morgen, als es noch finster war, hörten wir uns von einer Stimme in ziemlicher Entfernung mit lautem »Heda – Hola!« anrufen.

Die Stimme kam von der Richtung des Feindes – da wir *umzingelt* waren, so konnte es gar nicht anders sein – aber die Art und Weise des Anrufs erweckte die Hoffnung, daß Clinch's Brigade angekommen sei.

Der Ruf ward wiederholt und beantwortet. Die Hoffnung auf Entsatz aber verschwand wieder, als man in der

Stentorstimme die Abram's, des schwarzen Häuptlings und ehemaligen Dolmetschers der Conferenz, erkannte.

»Was wollt Ihr? lautete die von dem Obercommandanten befohlene Frage.

»Eine Unterredung!« war die Antwort.

»Zu welchem Zwecke?«

»Wir wünschen dem Kampfe ein Ende zu machen.«

Dieser Vorschlag war eben so angenehm als unerwartet. Was konnte er bedeuten? Litten die Indianer Hunger wie wir, und waren sie der Feindseligkeiten überdrüssig? Dies war sehr wahrscheinlich, denn aus welchem andern Grunde hätten sie sonst wünschen sollen, dem Kriege so plötzlich ein Ende zu machen? Sie waren noch nicht geschlagen worden, sondern im Gegentheile in jedem Gefechte, welches bis jetzt vorgekommen, siegreich gewesen.

Nur ein einziger anderweiter Beweggrund ließ sich denken. Wir erwarteten jede Stunde die Ankunft von Clinch's Brigade. Boten waren in dem Lager eingetroffen und hatten die Meldung gemacht, daß er in der Nähe sei, und mit diesem Zuwachse waren wir nicht blos stark genug, die Belagerung aufzuheben, sondern auch die Indianer fast mit der Gewißheit anzugreifen, daß wir sie schlagen würden. Vielleicht wußten sie eben so gut als wir, daß Clinch heranrückte, und wünschten vor seiner Ankunft Bedingungen zu machen.

Auf diese Weise erklärte der Obercommandant dieses Verlangen nach einer Unterredung. Er hoffte jetzt im Stande zu sein, einen entscheidenden Schlag zu führen

seine einzige Furcht war, daß der Feind sich zurückziehen möchte, ehe Clinch auf dem Platze erschiene. Ein Waffenstillstand konnte dazu dienen, die Indianer zu längerem Verweilen zu veranlassen, und ohne Zögern ward dem Anrufer geantwortet, daß man bereit sei, die begehrte Unterredung zu gewähren.

Man besprach sich über eine Zusammenkunft von Parlamentairen, und setzte die Stunde auf die Zeit fest, wo es heller Tag sein würde. Die Conferenz sollte durch drei Mann von den Indianern und drei Mann aus unserem Lager gebildet werden.

Vor dem Fort dehnte sich eine kleine Savannah hin. In einer Entfernung von einigen hundert Schritten ward sie von dem Walde begrenzt. Sobald der Tag anbrach, sahen wir drei Mann aus dem Gehölz herauskommen und bis in den freien Raum vorschreiten. Es waren Indianerhäuptlinge in vollem Costüm – es waren die Commissare. Wir erkannten sie vom Lager aus alle Drei – Abram, Coa Ha-jo und Oceola. Noch außerhalb Schußweite machten sie Halt und stellten sich aufrecht, mit dem Gesichte nach den Pallisaden gewendet, nebeneinander. Drei Offiziere, von welchen zwei die Indianersprache reden konnten, wurden beauftragt, sich ebenfalls an Ort und Stelle zu begeben. Ich gehörte mit zu dieser Deputation.

Nach wenigen Minuten standen wir den feindlichen Häuptlingen gegenüber.

FÜNFZEHNTES KAPITEL. DIE UNTERREDUNG.

Ehe noch ein Wort gesprochen ward, reichten wir alle Sechs einander die Hände, allem Anscheine nach auf die freundschaftlichste Weise. Oceola ergriff warm die meine und sagte, indem er dies that, mit eigenthümlichem Lächeln:

»Ha, Randolph! Freunde treffen sich im Kriege zuweilen ebenso, wie im Frieden.«

Ich wußte, was er meinte, konnte ihm aber blos mit einem bedeutsamen, dankbaren Blicke antworten.

Eine mit einer Botschaft von dem General an uns abgesendete Ordonnanz näherte sich vom Lager her. In demselben Augenblicke erschien auch ein Indianer aus dem Gehölz, hielt mit der Ordonnanz Schritt, und kam gleichzeitig mit der letztern auf dem Platze an. Die Deputation der Indianer wollte stets einer eben so großen Anzahl der unseren gegenüberstehen.

Sobald der Bote seinen Auftrag flüsternd ausgerichtet hatte, begann die Unterredung.

Abram war der Sprecher von Seiten der Indianer und hielt seine Anrede in gebrochenem Englisch. Die Andern gaben ihre Zustimmung blos durch einfaches Kopfnicken oder das bejahende »Hoh« zu erkennen, während ihre Verneinung durch den Ausruf »Cooree« ausgedrückt ward.

»Wünscht Ihr weißen Leute Frieden zu machen?« fragte der Neger kurz.

»Unter welchen Bedingungen?« frug der Anführer unserer Deputation.

»Die Bedingungen, welche wir stellen, sind folgende: Ihr legt die Waffen nieder und gebt den Krieg auf – Eure Soldaten ziehen sich zurück und bleiben in ihren Forts. *Wir Indianer* gehen über den Ouithlacoochee, und von dieser Zeit an machen wir auf immer den großen Fluß zur Grenzlinie zwischen uns beiden. Wir versprechen, in Frieden und Freundschaft mit allen weißen Nachbarn zu leben. Weiter habe ich Nichts zu sagen.«

»Brüder,« antwortete unser Sprecher, »ich fürchte, diese Bedingungen werden von dem weißen General eben so wenig angenommen werden, als von unserm großen Vater, dem Präsidenten. Ich bin beauftragt, zu sagen, daß der Obercommandant mit Euch unter keiner andern Bedingung unterhandeln kann, als daß Ihr Euch vollständig unterwerft und versprecht, daß Ihr nun endlich in die Auswanderung willigt.«

»*Cooree! Cooree!* niemals!« riefen stolz Coa Hajo und Oceola in Einem Athem und mit entschlossenem Nachdrucke, welcher bewies, daß sie durchaus nicht die Absicht hatten, ihre Unterwerfung anzubieten.

»Und warum sollen wir uns unterwerfen?« fragte der Schwarze mit der Miene des Erstaunens. »Wir sind ja nicht besiegt. Wir besiegen Euch in jedem Gefechte – wir schlagen Eure Leute, ein, zwei, drei Mal – wir schlagen

Euch – Gott verdamme, wir können Euch Alle umbringen! Warum sollen wir uns unterwerfen? Wir sind hierher gekommen, um Bedingungen zu stellen, nicht um deren zu verlangen.«

»Auf Das, was bis jetzt geschehen ist, kommt wenig an,« bemerkte der Offizier zur Antwort; »wir sind weit stärker als Ihr, und müssen Euch am Ende doch noch besiegen.«

Wieder riefen die beiden Indianerhäuptlinge wie aus Einem Munde: »*Cooree! Cooree!*«

»Es ist leicht möglich, daß Ihr weißen Leute Euch über Eure Stärke sehr täuscht. Wir sind nicht so schwach als Ihr glaubt – Gott verdamme, nein. Wir können Euch unsere Stärke zeigen.«

Indem der Neger dies sagte, wendete er sich mit fragendem Blicke nach seinen Kameraden, wie um ihre Zustimmung zu einem Vorschlage zu verlangen.

Beide schienen dieselbe mit bereitwilligem Kopfnicken zu geben, und Oceola, welcher jetzt die Leitung der Sache übernahm, drehte sich nach dem Walde herum, indem er gleichzeitig einen lauten, eigenthümlichen Ruf anstimmte.

Der Widerhall seiner Stimme hatte noch nicht aufgehört in der Luft zu vibriren, als der immergrüne Wald sich längs seines ganzen Saumes zu bewegen schien, und einen Augenblick später zeigte sich eine Reihe dunkelfarbiger Krieger auf dem freien Raume. Sie traten einige Schritte vor und machten dann in vollkommener

Schlachtordnung Halt, so daß sie von dem Platze aus, wo wir fanden, sehr leicht gezählt werden konnten.

»Zählt die rothen Krieger!« rief Oceola in triumphirendem Tone – »zählt sie, dann werdet Ihr nicht länger unbekannt mit der Stärke Eures Feindes sein.«

So wie der Indianer diese Worte sprach, umspielte ein satyrisches Lächeln seinen Mund, und er stand uns einige Augenblicke lang schweigend gegenüber.

»Nun,« fuhr er nochmals fort, indem er auf seine Leute zeigte, »sehen jene Tapfern – es sind ihrer fünfzehnhundert – wohl verhungert und unterwürfig aus? Nein! Sie sind bereit, den Krieg fortzusetzen, bis der Boden unseres Vaterlandes das Blut des letzten Mannes trinkt. Wenn sie umkommen müssen, so wird es hier sein – hier in Florida – in dem Lande ihrer Geburt, auf den Gräbern ihrer Väter.

»Wir haben zu dem Feuerrohre gegriffen, weil Ihr uns beleidigt habt und weil Ihr uns vertreiben möchtet. Für die Beleidigungen haben wir Rache genommen. Wir haben viele von Euern Leuten getötet und sind zufrieden mit der Rache, die wir genommen haben. Wir wünschen nicht, noch mehr umzubringen. Was aber die Auswanderung betrifft, so haben wir unsren Entschluß nicht geändert und werden ihn auch niemals ändern.

»Wir haben Euch einen billigen Vorschlag gemacht. Nehmt ihn an, und noch diese Stunde kann der Krieg aufhören; verwerft ihn, und es soll noch mehr Blut vergossen werden – ja bei Wykomé! Ströme von Blut sollen fließen. Die rothen Stangen unserer Hütten sollen immer

und immer wieder mit dem Blute der bleichen Gesichter, unserer Feinde, bemalt werden. Frieden denn oder Krieg – die Wahl steht Euch offen!«

Als Oceola aufhörte zu sprechen, gab er den Kriegern am Waldessaume einen Wink mit der Hand und sie verschwanden auf dieses Zeichen still, rasch, fast geheimnißvoll unter den Bäumen.

Unser Sprecher stand eben im Begriffe, diese leidenschaftliche Anrede des jungen Häuptlings zu beantworten, als er plötzlich durch den Knall von Flintenschüssen unterbrochen ward, welche sich in der Richtung der Indianer, aber weiter entfernt, vernehmen ließen. Die Schüsse folgten auf einander in rascher Reihenfolge und wurden von lautem Geschrei begleitet, in welchem, ob schon aus der weiten Entfernung nur schwach herübergetragen, doch der Hurrahruf von anrückenden Soldaten zu erkennen war.

»Ha, Verrätherei!« riefen die Häuptlinge in Einem Athem; »wartet; Ihr lügenden bleichen Gesichter – das sollt Ihr bereuen.«

Und ohne weiter auf ein Wort zu warten, rannten alle Drei von dem Platze hinweg, so schnell sie konnten, in den Wald hinein. Wir kehrten nach den Linien des Lagers zurück, wo die Schüsse ebenfalls gehört und als das Vorrücken von Clinch's Brigade, welche den indianischen Vorposten in den Rücken fiel, gedeutet worden war.

Wir fanden die Truppen schon in Schlachtordnung aufgestellt und sich anschickend, aus der Pallisade auszurücken. Nach wenigen Minuten ward dieser Befehl gegeben und die Armee marschirte ab, indem sie sich rasch rechts und links das Ufer des Flusses entlang ausbreitete.

Sodald die Formation vollständig war, rückte die Linie vor. Die Truppen dürsteten nach Rache. Seit Tagen eingepfercht, halb verhungert und mehr als halb mit Schmach bedeckt, hatten sie jetzt Gelegenheit, ihre Ehre wieder zu gewinnen, und brannten vor Begier, den wilden Feind zu züchtigen. Mit einer Armee in ihrem Rücken, welche in ausgedehnter Linie gegen sie heranrückte – denn dies war zwischen den Commandanten vorher verabredet worden – während eine zweite in ähnlicher Weise von vorn vordrang – wie konnten dann die Indianer entrinnen? Sie *mußten* kämpfen – sie mußten endlich besiegt werden.

Dies war die Erwartung Aller – der Offiziere sowohl als der Soldaten. Der Obercommandant selbst war in bester Laune. Sein strategischer Plan war gelungen. Der Feind war umzingelt – ein großer Sieg stand zu erwarten – eine Ernte von Lorbeeren.

Wir marschirten vorwärts. Wir hörten noch Schüsse, aber jetzt blos vereinzelt. Wir hörten nicht das wohlbekannte Kriegsgeschrei der Indianer.

Wir rückten immer weiter vor. Die Hommocks wurden erstürmt, aber wir fanden in ihren schattigen Dickichten keinen Feind.

Ganz gewiß aber mußte dieser noch vor uns sein – zwischen unsren Linien und denen der heranrückenden Verstärkung. Ist es möglich, daß er sich zurückgezogen hat – daß er entronnen ist? Nein! Da drüben sind die Indianer – auf der andern Seite der Wiese – sie kommen eben aus den Bäumen heraus. Sie rücken vor, um den Kampf zu beginnen. Jetzt gilt es – jetzt –

Ha! diese blauen Uniformen mit dem weißen Lederzeuge, diese Fouragemützen und Säbel – das sind keine Indianer! Es ist nicht der Feind – es sind unsere Freunde – die Soldaten von Clinch's Brigade!

Es war ein Glück, daß in diesem Augenblicke eine wechselseitige Erkennung stattfand, sonst hätten wir einander vielleicht selbst vernichtet.

SECHZEHNTES KAPITEL. GEHEIMNISSVOLLES VERSCHWINDEN EINER ARMEE.

Die beiden Abtheilungen der Armee stießen nun auf einander, und nachdem zwischen den Commandanten eine rasche Berathung gehalten worden, fuhren wir fort, das Feld zu durchstreifen, um unseren Feind aufzusuchen. Mehrere Stunden wurden damit zugebracht, aber es war auch nicht ein einziger Indianer zu finden.

Oceola hatte ein strategisches Kunststück ausgeführt, welches in den Annalen des Krieges nicht seines Gleichen hatte. Er hatte eine Armee von fünfzehnhundert Mann zwischen zwei andern von ziemlich gleicher Stärke, die ihn beinahe vollständig umzingelt, hindurchgeführt, ohne einen einzigen Mann auf dem Platze, ja ohne auch

nur eine Spur von seinem Rückzuge zurückzulassen. Jene Schaar von indianischen Kriegern, die wir so eben noch in voller Schlachtordnung gesehen, hatte sich mit einem Male in tausend Bruchstücke aufgelös't und war wie auf einen Zauberschlag unsren Blicken entschwunden.

Der Feind war fort – wir wußten nicht, wohin, und die in ihrer Erwartung getäuschten Generale führten ihre Corps wieder nach Fort King zurück.

Die »Sprengung« der indianischen Armee, wie man es nannte, ward natürlich als ein abermaliger Sieg in der Geschichte dieses Feldzugs verzeichnet. Es war aber ein Sieg, welcher den armen alten Gaines tödtete – wenigstens seinen militairischen Ruhm – und er trat gern wieder von dem Commando zurück, welches er so begierig gewesen war zu übernehmen.

Ein dritter General betrat nun als Obercommandant den Schauplatz – ein Offizier, der schon mehr Ruf besaß, als beide seiner Vorgänger. Es war Scott. Eine in den alten britischen Kriegen empfangene glückliche Wunde, Dienstalter, eine gehörige Quantität politischer Charlatanerie, vor allen Dingen aber eine freie Uebersetzung der französischen Taktik mit der Anmaßung, der Urheber derselben zu sein, alles Dies hatte dazu beigetragen,

dem General Scott in den Augen des amerikanischen Publikums seit länger als zwanzig Jahren¹ eine gewisse Bedeutung zu geben. Der Mann, welcher ein solches Manövrirsystem ersonnen hatte, mußte nothwendig ein guter Soldat sein – so folgerten seine Landsleute.

Natürlich wurden wunderbare Dinge von dem neuen Obercommandanten erwartet und große Thaten versprochen. Er verfuhr – so glaubte man – mit den Wilden sicherlich auf ganz andere Weise als seine Vorgänger, und machte diesem verächtlichen Kriege ein schnelles Ende.

Man freute sich sehr über seine Ernennung, und es wurden Anstalten zu einem Feldzuge nach weit größerem Maßstabe getroffen, als es einem der beiden ersten Anführer beschieden gewesen. Die Armee ward verdoppelt – fast verdreifacht – und für reichliche Proviant- und Munitionsvorräthe gesorgt, ehe der große General sich dazu verstand, einen Fuß auf den Kampfplatz zu setzen.

¹Scott's ganze Laufbahn, seine politische sowohl als seine militärische, ist eine Reihe von Fehlgriffen gewesen. Sein Feldzug in Mexiko ist, so zu sagen, unter der Kritik. Die zahlreichen Fehler, die er dort beging, würden zu sehr verderblichen Folgen geführt haben, wenn sie nicht durch die Umsicht seiner untergebenen Offiziere und die unbehähmbare Tapferkeit der Soldaten neutralisiert worden wären. Die Schlacht von Molino del Rey – der Waffenstillstand mit Santa Anna, waren militärische Mißgriffe, deren ein Kadet, welcher so eben erst die Militairakademie verlassen, sich geschämt haben würde. Ich behaupte, daß jedes Gefecht ein ungeregelter Kampf war, dessen Ausgang von dem Zufalle, oder vielmehr von der verzweifelten Tapferkeit der Truppen auf der einen, und der nichtswürdigen Feigheit Derer auf der andern Seite abhing.

Endlich kam er an und die Armee ward in Bewegung gesetzt.

Es ist nicht meine Absicht, auf die Ereignisse dieses Feldzuges ausführlich einzugehen. Sie waren nicht wichtig genug, um aufgezeichnet, und noch viel weniger interessant genug, um erzählt zu werden. Er bestand blos aus einer Reihe beschwerlicher Märsche, die mit all' dem Pomp und der Regelmäßigkeit einer Parademusterung ausgeführt wurden. Die Armee ward in drei Divisionen getheilt, welche etwas bombastisch die Namen »rechter Flügel, linker Flügel und Centrum« erhielten.

So formirt sollten sie gegen den »Cove« des Ouithlacoochee – wider diesen verhängnißvollen Cove – anrücken und zwar von drei verschiedenen Richtungen her, von Fort King, Fort Brooke und dem St. Johns. Bei der Ankunft am Rande des großen Sumpfes sollte jede Division gewisse Signalschüsse abfeuern und dann sollten alle drei in sich einander nähernden Linien nach dem Herzen der »Seminolen-Verschanzung« vorrücken.

Dieses ungereimte Manöver ward durchgeführt und endete, wie sich erwarten ließ, auf vollkommen erfolglose Weise. Während des Marsches sah kein Mann das Gesicht eines rothen Indianers. Einige ihrer Lager wurden entdeckt, aber weiter Nichts. Die schlauen Krieger hatten die Signalschüsse gehört und die Bedeutung derselben recht wohl verstanden. Bei diesem Aufschlusse über die Position des Feindes hatte es ihnen nur wenig Mühe gekostet, sich zwischen den »Flügeln« hindurch zurückzuziehen.

Der eigenthümlichste, wo nicht der wichtigste Vorfall, der sich während Scott's Feldzuge ereignete, war einer, der mir beinahe das Leben gekostet hätte.

Wenn er auch nicht würdig ist, ausführlich mitgetheilt zu werden, so verdient er doch als ein merkwürdiges Beispiel von Gewissenlosigkeit Erwähnung zu finden.

Während unser großer Commandant mit seinem »Centrum« nach dem Cove marschirte, fiel ihm ein, auf den Ufern des Amazura einen »Beobachtungsposten«, wie er es nannte, zurückzulassen. Dieser Posten bestand aus einer Abtheilung von vierzig Mann – größtentheils Suwanee-Freiwillige, mit den nöthigen Offizieren, unter welchen Letztern auch ich mich befand.

Wir waren befehligt, uns auf diesem Platze zu befestigen und *hier zu bleiben, bis wir abgelös't werden würden*, was selbst von dem Offiziere, der uns als Commandant beigegeben worden, etwas unbestimmt aufgefaßt ward.

Nachdem der General diese Befehle ertheilt, marschirte er an der Spitze seines Centrums weiter und überließ uns unserm Schicksale.

Unsere kleine Schaar fühlte wohl die gefährliche Position, in welche wir auf diese Weise versetzt waren, und wir begannen sofort, sie so viel als möglich zu verbessern. Wir fällten Bäume – bauten ein Blockhaus, gruben einen Brunnen und umgaben Beides mit einer festen Palisade. Zum Glück wurden wir von dem Feinde beinahe eine Woche lang nach dem Abmarsche der Armee nicht *entdeckt*, sonst wären wir sicherlich bis auf den letzten Mann niedergemetzelt worden. Die Indianer waren aller

Wahrscheinlichkeit nach dem Centrum gefolgt und auf diese Weise waren wir für den Augenblick ihrer Nachbarschaft überhoben.

Am sechsten Tage jedoch erschienen sie und forderten uns auf, uns zu ergeben.

Wir weigerten uns und kämpften – immer und immer wieder in Zwischenräumen – nicht weniger als fünfzig Tage lang.

Mehrere unserer Leute wurden getötet oder verwundet. Unter den Erstern befand sich der tapfere Anführer unserer Schaar, Holloman, der durch einen zwischen den Spalten der Pallisade hindurch abgefeuerten Schuß seinen Tod fand.

Der uns zurückgelassene Proviant war auf zwei Wochen berechnet und wir mußten damit nicht weniger als *sieben* reichen! Dreißig Tage lang lebten wir von rohem Mais und Wasser, mit einigen Händevoll Eicheln, die wir von den innerhalb unserer Pallisade stehenden Bäumen sammelten.

Auf diese Weise hielten wir uns, wie gesagt, fünfzig Tage, und immer noch kam kein Obercommandant – keine Armee, um uns abzulösen.

Während dieser ganzen traurigen Belagerung hörten wir von keinem von beiden ein Wort. Kein weißes Gesicht zeigte sich unsern hoffenden Augen, welche beständig darnach ausschauten. Wir glaubten uns gänzlich verlassen – vergessen.

Und dies war auch in der That der Fall. General Scott hatte in seiner Hast, aus Florida hinauszukommen, ganz

vergessen, den Beobachtungsposten abzulösen, und Andere, welche glaubten, daß wir schon lange umgekommen seien, nahmen sich nicht die Mühe, uns Hilfe zu senden.

Der Hungertod stierte uns in's Antlitz, bis endlich der wackere alte Jäger Hickman sich durch die Linien unserer Belagerer hindurch schlich und unsere »Freunde daheim« von unserer Lage in Kenntniß setzte.

Seine Meldung rief nicht wenig Aufregung hervor, und es ward eine Streitmacht abgesendet, welcher es gelang, unsere Feinde zu zerstreuen und uns aus unserem Blockhausgefängnisse zu befreien.

So endete »Scott's Feldzug«, und mit demselben sein Commando in Florida. Die ganze Sache war eine Posse, und Scott ward vor Verspottung und der Schande einer schleunigen Abberufung nur durch einen glücklichen Zufall gerettet, der sich zu seinen Gunsten ereignete.

Er hatte bereits Befehl erhalten, an einem andern Indianerkriege – dem gegen die Creeks, welcher so eben in den südwestlichen Staaten zum Ausbruche gekommen – Theil zu nehmen, und dies gab dem geschlagenen General eine Entschuldigung an die Hand, sich aus dem Blumenlande zurückzuziehen.

Florida war bestimmt, für amerikanische Generale ein Land trauriger Erinnerungen zu sein. Nicht weniger als sieben wurden nach der Reihe von den Seminolen und ihren schlauen Häuptlingen geschlagen. Es ist nicht meine Absicht, die Geschichte ihrer Mißgriffe und Mißgeschicke zu schreiben. Von dem Verschwinden des Generals Scott

an war ich selbst nicht mehr bei der Hauptarmee. Mein Geschick führte mich durch die romantischeren Nebenwege des Feldzugs – auf den Pfaden des kleinen Krieges – und ich bin daher auch nur in den Stand gesetzt, über diesen zu schreiben. Somit entsage ich der großen Geschichte.

SIEBZEHNTES KAPITEL. DER ZUSTAND DES SCHWARZEN JAKE.

Wir hatten, nachdem wir das Blockhaus verlassen, Boote bestiegen, waren den Fluß hinab bis an die Mündung desselben gerudert und dann zur See nach St. Marks gelangt. Von hier zerstreuten sich die Freiwilligen jeder nach seiner Heimath, denn ihre Dienstzeit war abgelaufen. Sie gingen, wie sie Lust hatten, allein oder in Abtheilungen von drei und vier Mann.

Eine dieser Gruppen bestand aus dem alten Hickman, dem Jäger, einem Kameraden derselben Gattung, mir und meinem treuen schwarzen Knappen.

Jake war nicht mehr der Schwarze Jake von sonst. In seiner äußeren Erscheinung war eine traurige Veränderung eingetreten. Seine Backenknochen ragten weit hervor, während die Wangen selbst eingefallen waren. Seine Augen waren weit in ihre Höhlen zurückgetreten, und

die vernachlässigte Wolle stand dicht und kraus von seinen Schläfen ab. Seine Haut hatte ihre schöne glatte Politur verloren und zeigte jetzt deutliche Spuren von Runzeln. Ueberall, wo er sie mit seinen jetzt sehr langen Fingernägeln kratzte, kam eine weißliche, schorfige Fläche zum Vorschein.

Es war dem armen Schelme in dem Blockhause sehr schlimm gegangen, und dreiwöchentliches Hungern hatte seinem äußereren Menschen arg zugesetzt.

Auf seinen Muth und seine Lebensgeister, aber hatte die Entbehrung einen nur geringen Eindruck gemacht. Während dieser ganzen Zeit hatte er seine joviale Laune bewahrt und sein Humor hatte mich oft aus meiner Niedergeschlagenheit aufgerüttelt. Während er an der Maiskolbe nagte und diese trockne Speise mit einem Schluck kalten Wassers hinunterspülte, überließ er sich wonnigen Visionen von »Hominy« und Schweinfleisch, welches er zu verschlingen gedachte, dafern es dem Schicksal beliebte, ihn nach der »alten Pflanzung« zurückkehren zu lassen.

Dergleichen freudige Aussichten auf künftigen Genuß setzten ihn desto besser in den Stand, die drückende Gegenwart zu ertragen – denn jeder Vorgeschmack war auch ein Genuß.

Jetzt, wo wir frei waren und uns auf dem Heimwege befanden, jetzt, wo er sicher sein konnte, daß seine Visionen sich bald in Wirklichkeit verwandeln würden, kannte Jake's Heiterkeit keine Grenzen mehr. Seine Zunge war fortwährend in Bewegung, sein stets offener Mund ließ

fortwährend lächelnd die Doppelreihe seiner elfenbein-weißen Zähne sehen, während seine Haut ihren dunkeln Augen Glanz zusehends wieder zu gewinnen schien.

Jake war die Seele unseres Trupps, als wir so entlang trabten, und seine heitern Scherze entlockten selbst den gesetzten alten Jägern dann und wann ein lautschallendes Gelächter.

Was mich betraf, so theilte ich ihre Heiterkeit selten – blos dann und wann, wenn die Einfälle meines Dieners allzu unwiderstehlich waren. Es lag eine Düsterheit über mein Gemüth ausgebreitet, die ich nicht verstehen konnte.

Es hätte anders sein sollen. Ich hätte mich glücklich fühlen sollen, bei der Aussicht, nach Hause zu gelangen – die mir so theuern Angehörigen wiederzusehen; aber es war nicht so.

Bei meinem ersten Austritt aus unserm Blockhausgefängnisse war es allerdings so gewesen, aber dies war blos der natürliche Rückschlag in Folge des Entrinnens von, wie es schien, sicherem Tode. Meine Freude war eine kurze gewesen. Sie war vorüber und entschwunden, und jetzt, wo ich mich meiner Heimath näherte, legten sich schwarze Schatten über meine Seele – es erwachte in mir eine Ahnung, daß nicht Alles so sein würde, wie ich es anzutreffen wünschte. Ich konnte mir dieses Gefühl in keinerlei Weise erklären, denn ich hatte keine schlimmen Nachrichten gehört. Ich hatte überhaupt seit beinahe zwei Monaten von meiner Heimath und meinen

Freunden gar Nichts gehört. Während unserer langen Belagerung waren keine Mittheilungen zu uns gedrungen, und in St. Marks erfuhren wir über die Niederlassungen am Suwanee auch nur wenig.

Wir waren daher, als wir so nach Hause zurückkehrten, unbekannt mit Allem, was während unserer Abwesenheit dort geschehen war – wenn nämlich wirklich etwas Bemerkenswerthes sich ereignet hatte.

Diese Unbekanntschaft an und für sich hätte Ungewißheit, Zweifel und selbst Befürchtungen erwecken können, aber sie war nicht die einzige Ursache meiner Ahnung.

Ihr Ursprung war ein anderer. Die Erinnerung an meine plötzliche Abreise – der unsichere Zustand, in welchem ich die Angelegenheiten unserer Familie verlassen – die jetzt lebhaft wieder in meiner Erinnerung aufsteigende Abschiedsscene – die Erinnerung an Ringzold – Be trachtungen über die ruchlosen Anschläge dieses schlauen Bösewichts – alles Dies trug vielleicht dazu bei, die Befürchtungen zu erwecken, welche mich quälten.

Zwei Monate waren eine lange Zeit; viele Ereignisse konnten, selbst im engen Kreise der eigenen Familie eines Menschen, stattgefunden haben. Schon lange war das Gerücht gegangen, daß ich unter den Händen der feindlichen Indianer gefallen sei. Man hielt mich zu Hause und überall, wo man mich kannte, für todt, und dieser Glaube konnte zu schlimmen Resultaten geführt haben.

War meine Schwester ihrem Worte, welches sie in jener Stunde des Scheidens so nachdrücklich ausgesprochen, treu geblieben? Kehrte ich nach Hause zurück, um sie noch als meine geliebte Schwester zu finden? War sie noch unvermählt und frei? oder hatte sie den Bitten meiner Mutter nachgegeben und war doch noch das Weih des elenden Bösewichts geworden?

Während diese Muthmaßungen meine Gedanken beschäftigten, war es wohl nicht zu verwundern, wenn meine Stimmung keine heitere war. Meine Kameraden bemerkten meine Niedergeschlagenheit und zogen mich in ihrer derben aber gutmüthigen Weise deßwegen auf. Dennoch aber waren sie nicht im Stande, mich so heiter zu machen, wie sie selbst waren. Ich konnte die Last nicht von meinem Herzen wälzen. Ich mochte versuchen, was ich wollte, so lastete auf mir die Ahnung, daß etwas Schlimmes vorgefallen sei.

Leider, leider war die Ahnung nur zu wahr – nein, nicht wahr, sondern schlimmer – schlimmer als meine schlimmsten Ahnungen – sogar noch schlimmer als Das, was ich am Meisten gefürchtet hatte.

Die Nachricht, welche mich erwartete, war nicht die Nachricht von einer Vermählung, sondern von einem Todesfalle – von dem Tode meiner Mutter – und schlimmer noch als Tod – von entsetzlichem Zweifel über das Schicksal meiner Schwester.

Ehe ich meine Heimath erreichte, begegnete mir ein Bote, der eine entsetzensvolle Geschichte erzählte.

Die Indianer hatten die Niederlassung oder vielmehr meine eigene Pflanzung überfallen, denn weiter war ihr Raubzug nicht gegangen. Meine arme Mutter war unter den Messern der Wilden gefallen, mein Onkel auch, und meine Schwester? *Sie war fortgeschleppt worden.* Ich wartete nicht, um noch mehr zu hören, sondern stieß meinem schon müden Pferde die Sporen in die Flanken und galoppirte fort, wie von plötzlichem Wahnsinn ergriffen.

ACHTZEHNTES KAPITEL. EIN TRAURIGER ANBLICK.

Die Schnelligkeit meines Pferdes brachte mich bald über die Grenzen der Pflanzung, und ohne anzuhalten, um mein Pferd verschnaufen zu lassen, galoppirte ich weiter und schlug den Weg ein, welcher am geradesten nach dem Hause führte. Es war nicht der Hauptweg, sondern ein Waldpfad, der hier und da durch gefällte Bäume versperrt ward. Mein Pferd war jedoch ein feuriges Thier und setzte mit leichter Mühe darüber hinweg.

Ich begegnete einem Manne, der in der Richtung vom Hause herkam – einem weißen Manne – einem Nachbar. Er winkte mir, als ob er sprechen wollte – ohne Zweifel von dem Unglücke. Ich machte jedoch nicht Halt, um auf ihn zu hören. Ich hatte bereits genug gehört. Nur meine Augen noch wollten überzeugt sein.

Ich kannte jede Biegung des Pfades. Ich kannte die Punkte, wo ich zuerst des Hauses ansichtig werden würde. Ich erreichte diesen Punkt und schauete vorwärts. – Barmherziger Gott! es war kein Haus mehr zu sehen. Außer mir vor Bestürzung hielt ich mein Pferd an. Ich

strengte meine Sehkraft auf's Aeußerste an, aber vergebens – es war kein Haus da.

Hatte ich denn einen falschen Weg eingeschlagen, oder schauete ich nach der falschen Richtung hin? Nein – nein. Dort stand der riesige Tulpenbaum, welcher die Mündung des Weges bezeichnete; dort streckte sich die Savannah; jenseits derselben folgten die Indigo- und Maisfelder, dann der dunkle bewaldete Hügel des Hommock, aber über diesen letztern hinaus war Nichts zu sehen – Nichts, was ich erkennen konnte.

Die ganze Landschaft schien eine Veränderung erfahren zu haben. Die freundlichen weißen Wände – die grünen Jalousieen – der heitere Anblick des Hauses, welches von diesen Punkten aus mich so oft begrüßt, wenn ich hungrig und müde von der Jagd zurückkehrte – Nichts war mehr zu sehen. Die Schuppen, die Negerhütten, die Nebengebäude, sogar das Pfahlwerk – Alles war verschwunden.

An ihrer Stelle sah ich die Rauchwolken am Himmel aufsteigen und sich über die Sonne hinwegwälzen, bis ihre Scheibe nur noch roth hindurch schimmerte. Der Himmel schaute zürnend auf mich herab.

Nach dem, was ich bereits erfahren, ließ dieser Anblick sich leicht erklären. Er verursachte mir keine neue Bewegung, weder der Ueberraschung noch des Schmerzes. Ich war nicht im Stande, noch mehr zu sehen.

Wieder mein Pferd in Galopp setzend, sprengte ich über die Felder dem Schauplatze der Verwüstung entgegen. Als ich dem Platze näher kam, sah ich Gestalten von

Menschen, welche sich in dem Rauche herum bewegten. Es schienen ihrer fünfzig bis hundert zu sein. Ihre Bewegungen verriethen keine Aufregung. Nur Wenige bewegten sich überhaupt, und diese mit einem gemächlichen Gange, welcher verrieth, daß sie nicht in Thätigkeit waren. Die Uebrigen standen in Gruppen umher und waren offenbar blose Zuschauer des Feuers. Sie machten keinen Versuch, die Flammen zu löschen, welche, wie ich jetzt bemerkte, sich mit dem Rauche mischten. Einige eilten hin und her – die Meisten davon zu Pferde – anscheinend bemüht, einige Pferde und Zuchtthiere einzufangen, welche, nachdem sie aus der niedergebrannten Einhegung entwischt waren, jetzt wiehernd und brüllend umhergaloppirten.

Man hätte glauben können, daß die Männer, welche das Feuer umgaben, auch Die seien, welche es verursacht, und einen Augenblick lang war dies auch meine Meinung. Der Bote hatte gesagt, daß der Ueberfall so eben stattgefunden habe, an demselben Morgen bei Tagesanbruch. Dies war Alles, was ich gehört hatte, als ich davon eilte.

Es war noch zeitig – kaum eine Stunde nach Sonnenaufgang – denn wir waren die Nacht hindurch geritten, um die heißen Tagesstunden zu vermeiden.

Waren die Wilden noch zur Stelle? Waren diese Leute Indianer? In dem dunkelrothen Lichte, unter dem Rauche und bei dieser Jagd auf die Thiere – als ob man die Absicht gehabt hätte, sie fortzujagen – war diese Voraussetzung eine sehr wahrscheinliche.

Die Meldung sagte aber, sie wären wieder fort. Wie hätten auch sonst diese Einzelheiten, die Ermordung meiner Mutter – die Entführung meiner armen Schwester, bekannt sein können? Wie hatte man diese Thatsachen ermittelt, wenn die Wilden noch an Ort und Stelle waren? Vielleicht waren sie fortgewesen und wiedergekommen, um die Beute zu sammeln und die Gebäude anzuzünden.

Einen Augenblick lang hatte ich diese Vermuthungen, sie äußerten aber auf meine Schnelligkeit keine Einwirkung. Es fiel mir nicht ein, den Zügel anzuziehen, und mit beiden Händen faßte ich die geladene Büchse.

Der Rachedurst hatte mir fast den Verstand geraubt. Selbst wenn ich die Ueberzeugung gehabt hätte, daß die dunkeln Gestalten vor mir die der Mörder gewesen wären, würde ich sofort mitten unter sie hineingesprengt sein, um auf der Leiche eines Wilden mein eigenes Dasein zu enden.

Ich war nicht allein. Der Schwarze folgte mir, und dicht hinter ihm hörte ich die Hufschläge von den Pferden der Jäger.

Wir galoppirten bis an den Rand des Rauches. Die Täuschung war zu Ende. Es waren keine Indianer oder Feinde, sondern Freunde, welche unsere Annäherung weder mit Worten noch mit Geschrei begrüßten, sondern nur mit dem ominösen Schweigen der Theilnahme.

Ich hielt mein Pferd vor dem Feuer an und stieg ab. Die Leute sammelten sich um mich mit vielsagenden Blicken.

Keiner sprach ein Wort. Alle sahen, daß das Ereigniß sich selbst erzählte.

Ich war der Erste, welcher sprach. Mit einer Stimme, die so erstickt und heiser war, daß sie kaum gehört werden konnte, fragte ich: »Wo?«

Die Frage ward verstanden – man hatte sie erwartet. Einer hatte bereits meine Hand ergriffen und führte mich langsam um das Feuer herum. Er sagte Nichts, sondern zeigte auf den Hommock. Widerstandslos ging ich neben ihm her.

Als ich mich dem Wasserbecken näherte, gewahrte ich eine zahlreichere Gruppe, als irgend eine, die ich bis jetzt gesehen.

Die Leute standen in einem Kreise, die Augen nach innen gewendet und auf den Boden geheftet. Ich wußte, daß sie hier sei.

Bei unserer Annäherung blickten die Dastehenden auf und der Ring öffnete sich, indem beide Seiten sich mechanisch zurückzogen. Der, welcher mich bei der Hand gefaßt, führte mich schweigend weiter, bis ich in der Mitte stand.

Die Leiche meiner Mutter lag vor mir!

Neben ihr lag die meines Onkels, und weiterhin lagen die Leichen mehrerer Neger – dreier Sclaven, welche in der Vertheidigung ihres Herrn und ihrer Herrin gefallen waren.

Meine arme Mutter! Da lag sie erschossen – erstochen – *scalpirt*. Selbst im Tode hatte man sie noch entstellt.

Obschon ich mich auf diesen Anblick gefaßt gemacht hatte, so erschütterte er mich doch auf's Gewaltigste.

Meine arme Mutter! diese stieren Augen sollten mich niemals wieder anlächeln – diese bleichen Lippen sollten mich niemals wieder schelten oder ermuntern!

Ich war meiner Gemüthsbewegung nicht länger Herr; ich brach in Thränen aus, warf mich auf die Erde nieder, schläng meine Arme um die Leiche und küßte die kalten, stummen Lippen des Wesens, welches mich zur Welt geboren.

NEUNZEHNTES KAPITEL. DIE FÄHRTE.

Mein Schmerz war ein tiefer und aufrichtiger. Die Erinnerung an die Augenblicke, wo meine Mutter mir einen gewissen Grad von Kaltsinn bewiesen – ganz besonders die Erinnerung an den letzten Abschied – machten meinen Schmerz noch brennender. Wären wir in Freundlichkeit und Liebe, mit dem Vertrauen früherer Jahre geschieden, so wäre mein Verlust leichter zu ertragen gewesen. Aber nein; ihre letzten Worte waren ein Vorwurf gewesen, und die Erinnerung daran war es, was meine Gedanken jetzt so schmerzlich verbitterte. Ich hätte die Welt darum gegeben, wenn die theure Geschiedene nur ein einziges Wort hätte hören können, um zu wissen, wie gern und vollständig ich ihr verzieh.

Meine arme Mutter! Alles war vergeben; ihre Fehler waren wenige und verzeihlich. Ich gedachte ihrer nicht. Der Ehrgeiz war ihre einzige Sünde, eine unter Frauen ihres Standes fast allgemeine – aber ich dachte jetzt nicht

mehr daran. Ich gedachte blos ihrer vielen Tugenden – blos, daß sie meine *Mutter* war. Niemals bis diesen Augenblick hatte ich gewußt, wie innig ich sie liebte.

Es war jedoch jetzt keine Zeit, mich meinem Schmerze hinzugeben. Wo war meine Schwester? Ich sprang auf meine Füße, während ich diese Frage wild hervorstieß.

Sie ward nur von Geberden beantwortet. Die, welche mich umgaben, zeigten auf den Wald. Ich verstand, diese Geberden – die Wilden hatten sie fortgeschleppt.

Bis zu dieser Stunde hatte ich kein feindseliges Gefühl gegen die rothen Männer empfunden, sondern mich eher dem Gegentheile zugeneigt. Wenn ich auch nicht geradezu Freundschaft für sie empfand, so war es doch etwas damit Verwandtes. Ich kannte das große Unrecht, welches sie von unsrern Leuten erduldet hatten und noch erdulden mußten. Ich wußte, daß sie zuletzt doch besiegt werden würden und sich unterwerfen müßten. Ich hatte Theilnahme mit ihrer unglücklichen Lage empfunden. Diese Theilnahme aber war nun dahin. Der Anblick meiner ermordeten Mutter führte einen augenblicklichen Umschwung in meinen Gefühlen herbei, und an die Stelle der Sympathie für die Wilden trat grimmige Feindschaft. Ihr Blut schrie laut nach Rache und mein Herz war begierig, diesem Rufe zu gehorchen.

Ich stand nicht allein. Der alte Hickman und sein Kamerad standen mir zur Seite, und fünfzig Andere versprachen mir sofort, mich bei der Verfolgung des Feindes zu unterstützen.

Der Schwarze Jake gehörte zu Denen, welche am lautesten blutige Vergeltung verlangten. Auch er hatte seinen Verlust erlitten. Viola war nirgends zu finden – sie war mit den andern Haussclaven fortgeschleppt worden. Einige waren vielleicht freiwillig mitgegangen, aber Alle waren fort – Alle, die nicht todt waren. Die Pflanzung und ihre Leute hatten keine Existenz mehr. Ich war ebensowohl heimathlos als mutterlos.

Es war jedoch keine Zeit, eitlen Kummer zu verschwenden. Sofortiges Handeln war nöthig und ward beschlossen. Die Leute waren bewaffnet und kampffertig zur Stelle gekommen, und wenige Minuten genügten, um Alles für die Verfolgung in Bereitschaft zu setzen.

Für mich sowohl als meine zeitherigen Reisegefährten wurden frische Pferde herbegeholt, und nachdem wir ein in aller Eile zubereitetes Frühstück zu uns genommen, stiegen wir auf und verfolgten die Fährte der Wilden.

Es war dies sehr leicht, denn die Mörder waren beritten gewesen und die Spuren ihrer Pferde verriethen sie.

Sie waren eine Strecke weit den Fluß hinaufgeritten, ehe sie denselben passirten, und dann mit ihren Pferden hinüber nach der indianischen Seite geschwommen. Ohne Zögern thaten wir dasselbe.

Ich entsann mich der Stelle noch recht wohl. Ich war hier schon ein Mal übergesetzt – vor zwei Monaten – als ich die Spur von Oceola's Rosse verfolgte. Es war der Weg, den der junge Häuptling eingeschlagen hatte.

Dieses Zusammentreffen brachte auf mich einen gewissen Eindruck hervor, und nicht ohne Schmerz bemerkte ich es.

Es führte zu allerhand Betrachtungen. Zeit dazu hatte ich, denn die Fährte war an manchen Stellen weniger in die Augen fallend, und ihr Aufsuchen verzögerte das Vorrücken. Es führte auch zu Nachforschungen.

Hatte Jemand die Wilden gesehen? – oder bemerkt, zu welcher Schaar sie gehörten? Wer war ihr Anführer?

Ja. Alle diese Fragen wurden bejahend beantwortet. Zwei Männer, welche versteckt neben der Straße lagen, hatten die Indianer abziehen sehen. Sie hatten auch ihre Gefangenen gesehen – meine Schwester – Viola – und einige andere Sclavenmädchen von der Pflanzung. Diese waren zu Pferde und wurden jede von den Armen eines Wilden festgehalten. Die Schwarzen marschirten zu Füße. Sie waren *nicht* gebunden. Sie schienen freiwillig mitzugehen. Die Indianer waren Rothstecken und von *Oceola* angeführt.

Dies war der Glaube Derer, die mich umgaben, und gründete sich auf den Bericht der Leute, welche im Hinterhalte gelegen hatten.

Es ist schwer, den Eindruck zu beschreiben, den diese Mittheilungen auf mich machten. Er war außerordentlich schmerzlich. Ich bemühte mich, dem Gerüchte nicht zu glauben. Ich beschloß auch, ihm nicht eher Glauben beizumessen, als bis ich weitere Bestätigung erhalten habe würde.

Oceola! O, Himmel! Ganz gewiß hatte er diese That nicht gethan. Er konnte es nicht gewesen sein.

Die Leute konnten sich geirrt haben. Es war noch vor Tagesanbruch, als man die Wilden gesehen hatte. Die Dunkelheit hatte sie vielleicht getäuscht. Jede von den Indianern ausgeführte Heldenthat, aber auch jeder Raubzug ward Oceola beigemessen. Oceola war überall. Ganz gewiß war er hier nicht gewesen.

Wer waren denn die beiden Männer – die Augenzeugen? Nicht ohne Ueberraschung hörte ich die Antwort. Es waren *Spence* und *Williams*!

Zu meiner Ueberraschung erfuhr ich auch jetzt, daß sie sich unter der Schaar befanden, welche mir folgte und sich freiwillig erbogen hatte, mir für das an meinem Eigenthume und meiner Familie verübte Verbrechen Rache nehmen zu helfen.

Seltsam, dachte ich. Aber noch seltsamer war, daß Arens Ringzold *nicht* zur Stelle war. Bei der Feuersbrunst war er zugegen und, wie mir gesagt ward, mit seinen Rachdrohungen am Lautesten gewesen; aber er war nach Hause zurückgekehrt; auf alle Fälle befand er sich nicht unter der Schaar der Verfolger.

Ich rief Spence und Williams herbei und fragte sie genau aus. Sie blieben bei ihrer Behauptung. Sie gaben zu, daß es noch dunkel gewesen sei, als sie die Indianer von dem Blutbade hatten zurückkehren sehen. Sie konnten nicht gewiß sagen, ob es die Krieger vom Stamme der Rothstecken oder die von dem »Langen Sumpfe« gewesen seien. Sie hielten sie jedoch für die Erstern. Was ihren

Anführer betraf, so hegten sie jedoch keinerlei Zweifel. Es war Oceola gewesen, der sie angeführt hatte. Sie erkannten ihn an den drei Straußfedern auf dem Kopfe, welche ihn vor allen seinen Leuten auszeichneten.

Die beiden angeblichen Augenzeugen sprachen ganz positiv. Welches Interesse konnten sie daran haben, mich zu täuschen? Was konnte es ihnen verschlagen, ob der Anführer der Mörderbande Oceola, Coa Hajo oder Onopa selbst war?

Ihre Worte führten Ueberzeugung herbei in Verbindung mit andern Umständen, tiefe, peinliche Ueberzeugung. Der Mörder meiner Mutter, der, welcher mein Vaterhaus niedergebrannt und meine Schwester in grausame Gefangenschaft geschleppt hatte, konnte Niemand anders sein als Oceola.

Alle Erinnerung an unsere frühere Freundschaft starb mit einem Male. Mein Herz brannte vor Feindseligkeit und Haß gegen den Mann, den ich einst so innig bewundert hatte.

ZWANZIGSTES KAPITEL. DER ALARM.

Es gab aber aus noch andere mit dem blutigen Ereignisse zusammenhängende Umstände, welche bei näherer Betrachtung eigenthümlich und geheimnißvoll erschienen. Durch die plötzliche Erschütterung war mein inneres Auge vollständig umdüstert worden und diese Umstände waren meiner Beachtung entgangen.

Ich glaubte, es sei ein gewöhnlicher Ueberfall der Indianer gewesen, in Folge dessen meine Mutter ermordet

und meine Schwester fortgeschleppt worden wäre. Die Wilden hätten, durch Blut noch nicht zufriedengestellt, auch noch das Feuer hinzugefügt – diese Gräuelthaten seien zur Rache für frühere von den Händen ihrer weißen Feinde erduldete – Beleidigungen verübt worden – dergleichen Dinge seien anderwärts auch geschehen und geschähen fast täglich – warum nicht an den Ufern des Suwanee eben so wie in andern Districten des Landes?

In der That hatte man sich auch schon darüber gewundert, daß die Niederlassung so lange unbelästigt geblieben war. Andere – die von den Verschanzungen der Seminolen viel weiter entfernt waren – hatten bereits eine ähnliche furchtbare Heimsuchung erlitten, warum sollte die unsere davon verschont bleiben? Dieser Umstand war wohl bemerkt und die Bewohner dadurch in trügerische Sicherheit gelullt worden.

Die Erklärung, welche man in Bezug auf diesen Umstand aufstellte, war die, daß die Hauptarmee der Indianer anderwärts beschäftigt gewesen sei und die Bewegungen von Scott's dreifacher Armee überwacht habe. Da unsere Niederlassung stark sei, so habe keine kleine Schaar es wagen können, einen Angriff darauf zu machen.

Jetzt aber war Scott nicht mehr da, seine Truppen hatten sich in die Forts – in Ihre Sommerquartiere – zurückgezogen, denn in Florida ist der Winter die Jahreszeit für Feldzüge, und den Indianern, welchen alle Jahreszeiten gleich waren, stand es jetzt frei, ihre Streifzüge gegen die

jenseits der Grenze gelegenen Pflanzungen weiter auszudehnen.

Dies schien in der That die richtige Erklärung der Ursache zu sein, aus welcher ein Angriff auf die Niederlassung am Suwanee so lange verschoben worden.

Während des ersten Ausbruchs meines Schmerzes, als ich die Nachricht von dem Unglücke erhielt, nahm ich diese Erklärung als die richtige an und glaubte, ich und die Meinigen seien blos die Opfer einer allgemeinen Rache geworden.

Die Augenblicke der Bestürzung gingen jedoch bald vorüber, und die eigenthümlichen Umstände, auf welche ich hingedeutet, begannen in meinen Augen größeres Gewicht zu gewinnen.

Vor allen Dingen: Warum war unsere Pflanzung die einzige, welche überfallen worden? Warum war unser Haus das einzige, welches man in Brand gesteckt? Warum war unsere Familie die einzige, welche ermordet worden?

Diese Fragen machten mich stutzig, und es war ganz natürlich, daß sie es thaten. Es gab noch mehr Pflanzungen längs dem Flusse, die ebenfalls ohne Schutz waren – andere Familien, die wegen ihrer Feindseligkeit gegen das Volk der Seminolen weit bekannter waren – ja, was ein noch größeres Geheimniß war, die Pflanzung Ringzold's lag gerade auf dem Wege der Plünderer. Wie ihre Fährte bewies, waren sie um dieselbe herumgegangen, um unser Haus zu erreichen, und sowohl Arens Ringzold

als auch sein Vater hatten sich seit langer Zeit durch bitte-re Feindschaft gegen die rothen Männer und gewaltsame Eingriffe in ihre Rechte einen Namen zu machen gesucht.

Warum hatte man also die Pflanzung Ringzold's unbelästigt gelassen, während man die unsere zur Vernich-tung ausersehen? Waren wir die Opfer einer speziellen und persönlichen Rache?

Es mußte so gewesen sein; ohne Zweifel war es so. Nach langer Ueberlegung konnte ich zu keinem andern Schlusse kommen. Nur auf diese Weise ließ das Geheim-niß sich erklären.

Und Powell – o, konnte er es wirklich gewesen sein? – konnte mein Freund sich einer so entsetzlichen Gräu-elhat schuldig gemacht haben? War es wahrscheinlich? War es möglich? Nein – Keins von Beidem.

Trotz der Aussage der beiden Männer – und ich wußte, daß sie elende, verworfene Strolche waren – trotz Allem, was sie gesehen und gesagt, weigerte mein Herz sich, es zu glauben.

Welchen Grund konnte Oceola haben, gerade diesen Mord zu vollbringen? Allerdings war meine Mutter unfreundlich gegen ihn gewesen – mehr noch als das, un-dankbar. Sie war ihm einmal mit Verachtung begegnet; ich wußte es noch recht wohl, auch er wußte es wahr-scheinlich noch.

Aber ganz gewiß hätte er, der edle Jüngling – in mei-nen Augen das Ideal des Heroismus – keinen so kleinli-chen Groll, wenigstens nicht so lange gehegt und würde

ihn auch nicht durch einen Act so blutiger Vergeltung ge-rächt haben. Nein – nein – nein!

Und überdies, würde Powell die Wohnung der Ringzold's wohl unberührt gelassen haben, die Wohnung Arens Ringzold's, eines seiner verhaßtesten Feinde – ei-nes der vier Männer, welche er geschworen, um's Leben zu bringen? Dies war an und für sich der unwahrscheinlichste Umstand in Verbindung mit der ganzen Sache.

Ringzold war zu Hause gewesen – er hätte im Schla-fe überfallen werden können – seine schwarzen Sclaven würden kaum Widerstand geleistet haben. Auf alle Fälle hätten sie eben so leicht besiegt werden können, wie die unseren.

Warum war er daher am Leben gelassen worden? Warum hatte man nicht sein Haus in Brand gesteckt? Wenn ich der Annahme beipflichtete, daß Oceola der An-führer der Mordbrennerschaar gewesen, konnte ich nicht begreifen, warum er Arens Ringzold am Leben gelassen haben sollte, während er Leute umbringen ließ, die kaum seine Feinde waren.

Neue Mittheilungen, die mir, so wie wir weiter kamen, gemacht wurden, führten zu neuen Betrachtungen. Man sagte mir, die Indianer hätten sich sehr eilig davongemacht und gewissermaßen die Flucht ergriffen. Die Feuersbrunst hatte eine große Anzahl Bürgersoldaten – eine Patrouille, die eben ihre Runden machte – herbeigelockt und das von den Wilden nicht erwartete Erscheinen der-selben die Letztern bewogen, sich schleunigst nach den Wäldern zurückzuziehen. Ohne diesen Umstand hätten

wahrscheinlich andere Pflanzungen dasselbe Schicksal gehabt, wie die unsere – vielleicht auch die Ringzold's.

Diese Meinung war eine ziemlich einleuchtende. Die Schaar der Plünderer war nicht groß – aus ihren Spuren sahen wir, daß es ihrer nicht mehr als fünfzig gewesen waren, und daraus erklärte sich ihr Rückzug bei dem Erscheinen selbst einer kleineren Streitmacht. Die Leute behaupteten, es sei wirklich ein Rückzug gewesen. Diese Mittheilung gab der Sache ein anderes Ansehen. Ich sah mich abermals genöthigt, Muthmaßungen anzustellen, ich mußte abermals Verdacht gegen Oceola schöpfen.

Vielleicht verstand ich seine indianische Natur nur halb, vielleicht war er dennoch das Ungeheuer gewesen, welches diesen Schlag geführt hatte. Abermals fragte ich mich in Bezug auf seinen Beweggrund. Welchen Beweggrund konnte er haben? Ha, meine Schwester Virginia! – o Gott, konnte Liebe – Leidenschaft –

»Die Indianer! Indianer! Indianer!«

FÜNFTER BAND.

ERSTES KAPITEL. BLINDER LÄRM.

Dieser bedeutsame Ausruf: »Indianer!« machte meinen Betrachtungen sofort ein Ende. In der Meinung, die Wilden seien schon in Sicht, sprengte ich nach der Front. Plötzlich und gleichzeitig hatten die Reiter den Zügel angezogen und Halt gemacht. Einige, welche sich ein wenig seitwärts vom Wege entfernt, eilten jetzt wieder herbei und schlossen sich, wie um Schutz zu suchen, an den Haupttrupp an. Andere, welche sorglos eine Strecke vorausgeritten waren, sah man jetzt zurückgaloppirt kommen.

Diese waren es, von welchen der Ruf: »Indianer! Indianer!« ausgegangen war, und Mehrere von ihnen fuhren noch fort ihn zu wiederholen.

»Indianer?« rief Hickman mit ungläubiger Miene, »wo habt Ihr sie denn gesehen?«

»Da drüben,« antwortete einer der zurückkommenden Reiter, »in jenem kleinen Wäldchen von Lebenseichen. Es wimmelt darin von ihnen.«

»Ich will mich von Hunden zerreißen lassen, wenn ich es glaube,« entgegnete der alte Jäger, indem er verächtlich den Kopf emporwarf. »Ich laß mich gleich aufhängen, wenn es nicht Baumstümpfe gewesen sind, die Ihr gesehen habt. Indianer zeigen sich nicht in einem Gehölz wie dieses da – besonders nicht solchen Neulingen wie Ihr seid. Ihr werdet sie hören, ehe Ihr sie seht, glaube ich.«

»Aber wir haben sie ja auch gehört,« entgegnete Einer
»wir hörten deutlich, wie sie einander zuriefen.«

»Bah!« rief der Jäger, Ihr werdet sie ganz anders hören, wenn Ihr nahe genug kommt. Der Knall ihrer Büchsen wird das Erste sein, was Ihr hört. Dort sind keine Indianer. Es ist ein Waschbär oder ein Katzenvogel gewesen, den Ihr habt kreischen hören. Ich wußte schon, daß Ihr vor dem ersten Dinge, das Euch vor die Augen käme, Reißaus nehmen würdet – Bleibt einmal, wo Ihr jetzt seid,« fuhr er in gebieterischem Tone fort; »bleibt einmal, wo Ihr seid.«

Mit diesen Worten glitt er aus seinem Sattel und begann seinen Zügel an einen Baumast zu binden.

»Komm', Jim Weatherford,« setzte er hinzu, indem er sich an seinen Jagdkameraden wendete, »komm' mit, wir wollen einmal sehen, ob es Indianer oder Baumstümpfe gewesen sind, welche diesen Kerlen einen solchen teufelmäßigen Schrecken eingejagt haben.«

Weatherford, der diese Aufforderung schon erwartet hatte, war bereits abgestiegen, und nachdem die Beiden ihre Pferde angebunden, schlichen sie sich mit der Büchse in der Hand schweigend fort in das Gebüsch. Die Uebrigen, welche jetzt dicht sich an einander geschlossen hatten, blieben in ihren Sätteln sitzen, um das Resultat abzuwarten.

Unsere Geduld ward auf eine nur kurze Probe gestellt, denn die beiden Jäger waren kaum aus unsfern Augen entschwunden, als wir sie ein lautes Gelächter anstimmen hörten.

Dies ermuthigte uns, ihnen nachzureiten. Wo es so viel Stoff zum Lachen gab, konnte wenig Gefahr vorhanden sein, und ohne auf die Rückkehr der Kundschafter zu warten, ritten wir weiter und richteten uns nach ihrem immer noch fortdauernden Gelächter.

Eine Lichtung machte sie uns wieder sichtbar. Weatherford schauete auf den Boden, als wenn er einige Spuren untersuchte, während Hickman, der uns nachkommen sah, mit ausgebreiteten Armen dastand und auf ein weiterhin liegendes dünnes Gehölz deutete.

Wir sahen nach der angedeuteten Richtung hin und bemerkten eine Anzahl halbwilden Hornviehes, welches, durch das Hufgetrappel unserer Pferde erschreckt, sich durch den Wald hindurch flüchtete.

»Nun!« rief der Jäger triumphirend, »das sind Eure Indianer! Sind sie nicht eine sehr wilde, blutdürstige Sippschaft? Ha, ha, ha!«

Alle stimmten in dieses Gelächter mit ein, ausgenommen Die, welche den blinden Lärm gemacht hatten.

»Ich wußte gleich, daß es keine Indianer wären,« fuhr der Alligatorjäger fort, »denn auf diese Weise kommen sie nicht zum Vorschein. Ehe man sie sieht, hört man sie alle Mal. Und nun, Ihr Neulinge, die Ihr einen Indianer nicht von einer rothen Kuh zu unterscheiden wißt, will ich Euch einen guten Rath geben. Laßt Jemanden, der dies weiß, vorausreiten, und haltet Ihr Uebrigen Euch gut zusammen, sonst wette ich darauf, daß Ihr die nächste Nacht ohne Haar auf Euren Köpfen schlafst.«

Alle erkannten an, daß Hickman's Rath weise und gut war. Der Wink ward befolgt; und indem wir es hinfort den zwei Jägern überließen, die Verfolgung anzuführen, schlossen die Uebrigen sich fester an einander und folgten ihnen die Fährte entlang.

Es war augenscheinlich, daß die Plünderer uns nicht weit voraus sein konnten. Wir wußten dies, weil wir die Stunde kannten, zu welcher sie sich wieder aus der Niederlassung entfernt hatten. Nach meiner Ankunft auf der Plantage war keine Zeit verloren worden, kaum zehn Minuten waren mit den Zurüstungen vergangen, so daß wir kaum eine Stunde später aufgebrochen als die Indianer.

Die frische Fährte bestätigte diese Thatsache – sie konnten kaum eine Wegstunde Vorsprung haben, wenn sie nicht schneller geritten waren als wir.

Dies aber wäre unmöglich gewesen, denn sie wurden ja durch ihre schwarzen Gefangenen aufgehalten, deren hier und da deutlich bemerkbare breite Spuren verriethen, daß sie zu Fuße marschirten. Natürlich wurden die Indianer dadurch am schnellen Vorwärtskommen gehindert, und hierin lag eben die Möglichkeit, sie einzuholen.

Die weißen Männer waren von Wuth und Rache erfüllt, und dies schloß alle Gedanken von Furcht aus. Überdies konnten wir an ihrer Fährte sehen, daß die Indianer uns an Zahl kaum überlegen waren. Die Bande schienen nicht über fünfzig Mann stark zu sein. Ohne Zweifel waren es gewandte Krieger, und Mann gegen Mann uns vollkommen gewachsen. Die aber, welche sich freiwillig erboten hatten, mir beizustehen, waren auch Leute von

ächtem Schlage – die besten Männer der Niederlassung zu einem solchen Zwecke.

Keiner sprach vom Umkehren, sondern Alle erklärten sich bereit, die Mörder bis in das Herz des indianischen Gebietes, und wenn es bis in den »Cove« wäre, zu verfolgen.

Die Hingebung dieser Leute ermuthigte mich, und ich ritt mit leichterem Herzen weiter, denn ich freute mich über die Aussicht auf Rache, welche, wie ich glaubte, nun nahe bevorstand.

ZWEITES KAPITEL. EINE »GESPALTENE FÄHRTE.«

Sie war aber nicht so nahe, als wir dachten. Indem wir so rasch ritten, als unsere Führer uns leiten konnten, verfolgten wir die Fährte zehn englische Meilen weit. Wir hatten aber gehofft, schon auf der Hälfte dieser Entfernung Rache zu finden.

Die Indianer wußten entweder, daß wir ihnen folgten, oder argwohnten es, und marschirten mit ihrer gewohnten Schlauheit sehr rasch. Nach Verübung so furchtbarer Greuel war es ganz natürlich, wenn sie glaubten, daß sie verfolgt würden.

Augenscheinlich bewegten sie sich eben so schnell als wir – obschon nicht schneller. Die Sonne schien sehr heiß, aber immer noch sickerte Saft aus den Zweigen, welche sie zufällig zerknickt hatten. Der von den Hufen ihrer Pferde in die Höhe gedrückte Schlamm hatte noch keine Kruste und das zertretene Gras war noch naß von

seinem eigenen Saft und hatte sich noch nicht wieder in die Höhe gerichtet.

»Gerade eine halbe Stunde sind sie uns voraus,« bemerkte, der alte Hickman, als er sich in die Höhe richtete, nachdem er die Spuren zum zwanzigsten Male untersucht, »gerade eine halbe Stunde – hole sie der Teufel! Noch nie sind mir Rothhäute vorgekommen, die so schnell marschirt wären. Sie rennen wie eine Heerde gescheuchter Rehböcke. Sie haben bedeutend weite Schritte gemacht und einige davon stehen in einem Winkel von fünfundvierzig Grad.«

Ein lautes Gelächter war die Antwort auf diesen Witz des Führers.

»Nicht so laut, Leutchen – nicht so laut,« sagte er, indem er das Gelächter durch eine eindringliche Handbewegung unterbrach. »Bei Jerusalem! sie hören Euch ja, und wenn dies der Fall ist, so werden Einige von uns ohne Scalps sein, ehe noch die Sonne untergeht. Wenn Euch Euer Leben lieb ist, so verhaltet Euch mäuschenstill. Kein Wort, oder wir werden gehört. Sie haben so scharfe Ohren wie unsere Wolfshunde – und ich will verdammt sein, wenn ich glaube, daß sie über eine halbe englische Meile uns voraus sind.«

Der Führer bückte sich abermals über die Fährte, und nach kurzer Musterung der Spuren wiederholte er seine letzten Worte mit noch größerem Nachdrucke:

»Ja, ja – nicht über eine halbe Meile. Still, Jungens; verhaltet Euch ruhig wie Beutelratzen, und ich verspreche Euch, daß wir in weniger als einer Stunde die Canailen in die Enge gejagt haben.«

Diesen Mahnungen gehorsam, ritten wir so still weiter als es zu Pferde überhaupt möglich war. Wir bemühten uns, unsere Pferde auf den weichen Rändern des Pfades hinzulenken, um das laute Aufschlagen ihrer Hufe zu verhindern. Keiner sprach lauter als flüsternd, und selbst auf diese Weise fand nur wenig Unterhaltung statt, denn Jeder schaute mit angestrengtem Blicke vorwärts, weil wir jeden Augenblick die bronzenfarbenen Wilden vor uns zu sehen glaubten.

Auf diese Weise ritten wir wieder eine halbe englische Meile, ohne von dem Feinde etwas Anderes zu sehen als die Spuren.

Jetzt jedoch kam ein neuer Gegenstand in Sicht – der helle Himmel, welcher durch die Bäume herab schimmerte. Wir waren Alle Kinder des Waldes und wußten, daß dies eine »Oeffnung« bedeutete.

Die meisten meiner Kameraden gaben Freude über diesen Anblick zu erkennen. Wir hatten nun einen ziemlich langen Weg durch das düstere Gehölz zurückgelegt. Unser Weg war oft durch Schlinggewächse und umgestürzte Baumstämme versperrt worden, so daß ein langsamer Schritt unvermeidlich gewesen war. Sie glaubten, daß wir auf freiem Terrain uns schneller würden bewegen können und eher hoffen könnten, die Verfolgten zu Gesicht zu bekommen. Einige der älteren Leute, und

ganz besonders die beiden Führer, wurden von der neuen Erscheinung auf andere Gedanken gebracht. Hickman gab sofort seinen Aerger darüber zu erkennen.

»Verwünscht wäre die Klärung!« rief er; »es ist eine Savannah, und noch dazu eine große. Verwünscht wäre sie, denn sie wird Alles verderben!«

»Wie so?« fragte ich.

»Nun seht Ihr, Georg, wenn sie schon darüber hinweg sind, so werden sie auf der andern Seite einen Mann als Wache zurücklassen – dies werden sie ganz gewiß thun, mögen sie nun wissen, daß wir sie verfolgen, oder nicht. Wohlan, was folgt *daraus*? Wir können die Savannah eben so wenig passiren, ohne gesehen zu werden, als wenn wir eine Karavane Kameele wären. Und was folgt daraus? Sobald sie uns einmal gesehen haben, werden sie natürlich wissen, wie sie uns aus dem Wege zu kommen haben. Nach der Zeit zu urtheilen, die wir schon unterwegs sind – ha, es ist schon nicht mehr weit von Sonnenuntergang! – müssen wir uns nun bald in der Nähe ihres großen Sumpfes befinden. Wenn sie merken, daß wir ihnen nachkommen, so suchen sie gerade diesen zu erreichen und dann weiß ich, was sie thun werden.«

»Nun, was denn?«

»Nun, sie werden sich zerstreuen, und wenn sie dies thun, so könnten wir eben so gut zur Sommerzeit Vogel-nester suchen.«

»Was sollen wir denn aber thun?«

»Das Beste für Euch Alle ist, wenn Ihr hier ein wenig Halt macht. Ich und Jim Weatherford wollen uns bis an

den Rand des Waldes schleichen und sehen, ob sie schon über die Savannah sind. Ist dies der Fall, dann müssen wir, so gut wir können, um die Savannah herum reiten und die Fährte auf der andern Seite wieder aufnehmen. Eine andere Möglichkeit giebt es nicht. Wenn wir uns beim Ueberschreiten des freien Terrains sehen lassen, so können wir eben so gut gleich wieder umkehren und nach Hause reiten.«

Es erhab sich keine Stimme gegen diese Rathschläge des Alligatorjägers. Alle erkannten die Klugheit derselben an, und man ließ sie ohne Widerspruch ihn in Ausführung bringen.

Er und sein Kamerad stiegen daher wieder von ihren Pferden, ließen uns unter den Bäumen zurück und näherten sich verstohlen dem Rande der Klärung.

Es dauerte ziemlich lange, ehe sie wieder kamen, und die Andern wurden allmählig ungeduldig. Viele glaubten, wir verlören durch dieses langsame Recognosciren blos Zeit und die Indianer würden noch weiter kommen. Manche riethen, die Verfolgung sofort weiter fortzusetzen und, möchten wir nun gesehen werden oder nicht, immer längs der Fährte hinzureiten.

Wie sehr dieser Vorschlag auch mit meinen eigenen Gefühlen übereinstimmte, denn ich brannte vor Begier nach einem Kampfe mit dem verhaßten Feinde, so wußte ich doch, daß ein solches Verfahren durchaus kein kluges sein würde. Die Führer hatten Recht.

Endlich kamen sie wieder und erstatteten ihren Bericht. Es lag allerdings eine Savannah vor uns, und die

Indianer hatten dieselbe bereits passirt. Sie waren schon in die Waldung auf der entgegengesetzten Seite hinein und weder Mann noch Roß war zu sehen. Sie konnten kaum außer Sicht gewesen, als die Führer den diesseitigen Rand der Savannah erreichten, und Hickman versicherte, er habe den Schweif eines Pferdes unter dem Gebüsche verschwinden sehen.

Während ihrer Abwesenheit hatten die schlauen Spürer auch noch mehr erfahren und sich von der anderweitigen sehr wichtigen Thatsache überzeugt, *daß es nun keine Fährte mehr gab, welcher wir hätten folgen können!*

Beim Betreten der Savannah hatten die Indianer sich zerstreut, und die Wege, welche sie über die Grasfläche genommen, waren eben so zahlreich als ihre Pferde. Wie die Jäger sich ausdrückten, die Fährte war in fünfzig Theile »zerspalten«. Sie hatten sich hiervon dadurch überzeugt, daß sie in das lange Gras hinausgekrochen waren und die Fährte untersucht hatten.

Eine davon hatte ganz besonders ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Sie rührte nicht von Hufspuren der Pferde her, obschon einige von diesen sich längs der Spur zeigten, sondern von Menschenfüßen. Es waren nackte Füße, und ein flüchtiger Beobachter hätte glauben können, es sei blos ein Paar gewesen. Die geübten Spürer jedoch wußten sogleich, daß dies eine List war. Die Spuren waren breit und mißgestaltet und viel zu tief in den Boden eingedrückt, um von einer einzigen Person herrühren zu können. Die lange Ferse, die unförmlichen

Ballen und die breiten Spuren der Zehen – alles Dies waren Anzeichen, welche die Jäger mit leichter Mühe verstanden. Sie wußten, daß es die Fährte der gefangenen Neger war, welche ohne Zweifel auf Geheiß ihrer Führer diese eigenthümliche Gangart beobachtet hatten.

Diese unerwartete List von Seiten der fliehenden Wilden erweckte sowohl Aerger als Erstaunen.

Für den Augenblick fühlten wir uns Alle überlistet. Wir glaubten, der Feind sei für uns verloren und habe uns um unsere Rache betrogen.

Einige unserer Kameraden erklärten, daß es nutzlos sein würde, die Verfolgung noch weiter fortzusetzen. Einige riethen uns, umzukehren, und es ward nothwendig, ihren Haß gegen den blutdürstigen Feind – bei den Meisten von ihnen eine erbliche Leidenschaft – wach zu rufen, um sie wiederum zur Rache anzufeuern.

In diesem Augenblicke ermuthigte der alte Hickman uns durch eine neue Hoffnung. Ich freute mich, ihn sprechen zu hören.

»Heute Abend können wir sie nicht erreichen, Jungs,« sagte er nach vielem Hin- und Herreden. »Bei Tageslicht können wir diese Savannah nicht passiren, und um sie herum zu reiten, ist sie zu groß. Es wäre ein Ritt von nicht weniger als zehn Wegstunden. Doch gleichviel! laßt uns hier Halt machen, bis es dunkel wird. Dann können wir uns hinüberstehlen, und wenn ich und Jim Weatherford nicht die Fährte auch auf der andern Seite ausfindig machen, so habe ich in meinem ganzen Leben noch

kein Alligatorfleisch gegessen. Ich weiß, daß sie sich wieder zusammenfinden werden, und höchstwahrscheinlich finden wir die Bluthunde irgendwo in einem Klumpen beisammen lagernd. Wenn sie sich nicht mehr von uns verfolgt sehen, so werden sie sich so sicher fühlen wie ein Bär auf einem Honigbaume, und dies ist die rechte Zeit, um über sie herzufallen.«

Alle schienen mit dem Vorschlage des Jägers einverstanden zu sein. Er ward als fester Plan angenommen wir stiegen von unsren müden Pferden und erwarteten den Untergang der Sonne.

DRITTES KAPITEL. UEBER DIE SAVANNAH.

Ich fühlte mich höchst elend. So lange wir in wilder Eile die Fährte entlang ritten, gab es fast ununterbrochene Aufregung, welche die Möglichkeit angestrengten Nachdenkens ausschloß und mich abhielt, fortwährend bei dem Unglücke zu verweilen, welches mich betroffen. Die Aussicht auf nahe Vergeltung, die mit jedem Schritte näher rückte, drängte meinen Schmerz und Kummer in den Hintergrund, und schon die Bewegung, und weil ich wußte, daß es vorwärts-, dem Ziele der Rache entgegenging, äußerte eine gewisse Wirkung und trug dazu bei, mein aufgeregttes Gemüth zu beschwichtigen.

Jetzt aber, wo die Verfolgung einstweilen aufgegeben war und ich nun ungehindert über die Ereignisse des Morgens nachdenken konnte, ward meine Seele in den tiefsten Jammer versenkt. Meine Phantasie quälte mich mit entsetzlichen Bildern. Vor mir erschien die Leiche

meiner ermordeten Mutter – mit ausgestreckten Armen mahnte sie mich zur Rache und neben ihr stand meine Schwester bleich, in Thränen gebadet, mit aufgelös'tem Haar.

Kein Wunder, daß ich mit peinlicher Ungeduld den Untergang der Sonne erwartete. Es war mir, als wenn ich die Königin des Tages noch niemals so langsam hätte untersinken sehen.

Die Sonnenscheibe war blutroth und ein dichter Nebel hing über den Wäldern. Der Himmel sah düster und drohend aus – er trug die Farbe meines eigenen Gemüths.

Endlich senkte sich die Dämmerung herab – sie war kurz, wie dies in südlichen Breitengraden der Fall ist – ob-schon sie mir an diesem Abende ziemlich lange zu zögern schien.

Finsterniß folgte; wir sprangen wieder in unsere Sättel und die Bewegung brachte mir Erleichterung.

Aus dem Walde heraus ritten wir in die offene Savanna hinein. Die beiden Jäger führten uns in gerader Linie hinüber. Es wurde kein Versuch gemacht, irgend einer der zahlreichen Fährten zu folgen. In der Dunkelheit wäre es unmöglich gewesen; aber selbst wenn es hell genug gewesen wäre, die Fährte wieder aufzunehmen, würden die Führer doch einen andern Weg eingeschlagen haben. Hickman's Muthmaßung war, daß die Plünderer, nachdem sie die andere Seite erreicht, auf einem vorher verabredeten Punkte sich wieder zusammengefunden haben würden. Irgend eine der vielen Fährten war daher für

unsern Zweck hinreichend und mußte uns aller Wahrscheinlichkeit nach in ein Lager führen.

Unser einziges Ziel war, unbemerkt über die Savannah zu kommen, und dies ward uns vielleicht durch die Finsterniß möglich gemacht.

Schweigend wie Gespenster ritten wir über die freie Wiese. Wir ritten außerordentlich langsam, damit die Hufschläge nicht gehört werden möchten. Unsere müden Rosse bedurften übrigens keines Zähmens. Der Boden war günstig – ein weicher Rasen, auf welchem unsere Thiere mit geräuschlosem Tritte hinglitten. Unsere einzige Furcht war, daß sie die Pferde der Indianer wittern und uns durch ihr Wiehern verrathen möchten.

Zum Glücke erwiesen unsere Befürchtungen sich als grundlos, und nachdem wir eine halbe Stunde so schweigend weiter geritten waren, erreichten wir die andere Seite der Savannah und machten unter den schattigen Bäumen Halt.

Es war kaum möglich, daß wir bemerkt worden sein konnten. Wenn die Indianer auch Spione zurückgelassen hatten, so mußte doch die Dunkelheit uns ihren Blicken verborgen haben. Wir hatten kein Geräusch gemacht, wodurch unsere Annäherung hätte entdeckt werden können, wenn nicht ihre Schildwachen gerade an dem Punkte standen, wo wir wieder in den Wald hinein kamen. Wir sahen aber keine Spuren hiervon und schlossen daraus, daß keiner von der Bande zurückgeblieben sei.

Wir wünschten einander leise flüsternd Glück und berieten uns in derselben Weise über unser weiter einzuschlagendes Verfahren.

Wir waren in den Sätteln sitzen geblieben, denn wir beabsichtigten weiter zu reiten. Wir würden hier abgestiegen sein und das Licht des Morgens abgewartet haben, um die Fährte wieder aufnehmen zu können; aber die Umstände verwehrten uns dies.

Unsere Pferde litten an großem Durste und ihre Reiter waren nicht besser daran. Wir hatten seit Mittag kein Wasser gefunden, und wenige Stunden unter dem glühenden Himmel Florida's reichen hin, um den Durst unerträglich zu machen. Ganze Tage in einem kälteren Klima würden kaum eine gleiche Wirkung äußern.

Sowohl Roß als Mann litten empfindlich – wir konnten weder schlafen noch ruhen, sondern mußten Wasser erreichen, ehe Halt gemacht werden konnte.

Wir fühlten auch empfindlichen Hunger, denn wir hatten für den langen Marsch fast gar keine Vorkehrung in dieser Beziehung getroffen. Die Qualen dieses Gelüstes jedoch waren leichter zu ertragen.

Wasser konnte uns wenigstens für die Nacht zufriedenstellen, und wir beschlossen, weiter zu reiten, um welches zu suchen.

In diesem Dilemma versprach die Erfahrung unserer beiden Führer, uns Hilfe zu bringen. Sie hatten früher einmal einen Jagdausflug nach der Savannah gemacht, welche wir jetzt passirt hatten. Es war dies zu der Zeit gewesen, wo die Stämme noch freundlich gesinnt waren,

und wo es den weißen Männern gestattet war, frei und ungehindert durch die »Reserve« zu ziehen.

Sie besannen sich auf ein Wasserbecken, an welchem sie bei jener Gelegenheit ihr einstweiliges Lager aufgeschlagen hatten. Sie glaubten, es sei nicht weit von dem Platze entfernt, wo wir Halt gemacht hatten.

Es konnte schwierig sein, es im Dunkeln zu finden, aber wir hatten keine andere Wahl, als Durst zu leiden oder das Wasser zu suchen.

Natürlich entschlossen wir uns zu Letzterem, und indem wir Hickman und Weatherford abermals voranreiten ließen, folgten wir Andern schweigend hinterdrein.

Wir ritten Einer hinter dem Andern, und jedes Pferd richtete sich nach dem, welches unmittelbar vor ihm herging. Im Dunkeln war kein anderer Marsch möglich. Auf diese Weise bildeten wir eine lange Kette, die hier und da sich nach dem Wege krümmte und wie eine ungeheure Schlange unter den Bäumen hinglitt.

VIERTES KAPITEL. UNTER DEN BÄUMEN.

Dann und wann mußten unsere Führer sich orientieren, und dann mußte die Linie Halt machen. Mehrmals wußten Hickman sowohl als Weatherford nicht, welche Richtung sie nehmen sollten. Sie hatten die Punkte des Kompasses verloren und waren verblüfft.

Wäre es hell gewesen, so hätten sie diese Kenntniß dadurch wieder erlangen können, daß sie die Rinde der Bäume in Augenschein genommen hätten – ein dem Hinterwaldsjäger sehr wohl bekanntes Auskunftsmittel – es

war aber zu finster, um eine so genaue Beobachtung anstellen zu können.

Selbst in der Dunkelheit aber behauptete Hickman, er könne durch das Anföhren der Rinde Nord und Süd unterscheiden, und ich bemerkte, daß er zu diesem Zwecke unter den Bäumen herumtastete. Ich bemerkte auch, daß er von einem zum andern ging, wie um in seinen Beobachtungen ganz gewiß zu gehen.

Nachdem er diese eigenthümlichen Manövers mehrere Minuten lang fortgesetzt, wendete er sich zu seinem Kameraden mit einem Ausrufe, welcher Ueberraschung verrieth.

»So wahr ich lebe, Jim,« sagte er in gedämpftem Zone, »dieser Wald ist anders geworden, seitdem wir nicht hier gewesen sind. Was zum Teufel mag nur damit vorgegangen sein? Die Rinde ist glatt abgeschält und die Bäume sind ganz dürr.«

»Sie kamen mir gleich sonderbar vor,« entgegnete sein Kamerad; ich glaubte aber, das Dunkel der Nacht wäre daran schuld.«

»Durchaus nicht; die Bäume sind ganz anders geworden, seitdem wir früher hier waren. Es sind Besentannen – das weiß ich noch ganz genau. Wir wollen ein Büschel abreißen und sehen, wie *diese* aussehen.«

Mit diesen Worten streckte er die Hand in die Höhe und pflückte eins der langen von den Aesten herabhängenden Büschel.

»Ha!« rief er, indem er die trocknen Nadeln zwischen den Fingern zerrieb, »nun weiß ich, wie es steht. Die ver-dammtten Würmer sind hineingekommen – die Bäume sind todt!«

»Glaubt Ihr, daß sie alle todt sind?« fragte er nach einer Pause, und begann einige andere zu untersuchen.

»Alle mausetodt – einer wie der andere. Na, nun müssen wir uns auf's Gerathewohl verlassen – es läßt sich nicht ändern, Jungens. Der alte Hick kann Euch nicht mehr führen! Meine Weisheit ist zu Ende, und ich weiß von der Richtung jenes Wassertümpels eben so wenig als der grünste Neuling unter Euch.«

Dieses Geständniß rief keine sehr angenehme Wirkung hervor. Der Durst quälte Alle, die es hörten. Bisher hatten wir geglaubt, daß die Gewandtheit der Jäger uns in den Stand setzen würde, Wasser zu finden, und deßhalb den Durst mit einem gewissen Grade von Geduld ertragen. Jetzt fühlten wir ihn empfindlicher als je.

»Halt,« sagte Hickman nach einigen Augenblicken, »es ist nicht Alles verloren, was in Gefahr ist. Wenn ich auch nicht selbst im Stande bin, Euch nach dem Wasserbecken zu führen, so habe ich doch ein Pferd, welches dies können wird. Kannst Du es, altes Thier?« fuhr er fort, indem er sich zu seinem Pferde wendete, einem unermüdlichen alten Gaule, der sich schon lange in seinem Besitze befand. »Kannst Du das Wasser finden? Also munter! und zeige uns, daß Du es kannst.«

Hickman versetzte seinem Pferde einen Stoß in die Rippen, indem er ihm gleichzeitig den Zügel schießen ließ, und ritt uns wieder voran in die Bäume hinein.

Wir folgten Alle wie vorher, und bauten neue Hoffnungen auf den Instinct des unvernünftigen Thieres.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als sich zeigte, daß das Pferd das Wasser witterte. Sein Herr behauptete, es »röche« es, und war seiner Sache so gewiß, als ob seine Hunde die Fährte eines Rehes aufgenommen hätten.

Das Pferd reckte die Schnauze in die Höhe, und dann und wann hörten wir es die Luft »schnüffeln«. Außerdem ging es auch in ganz gerader Linie wie auf einen ersehnten Gegenstand los.

Alles Dies äußerte auf uns eine sehr ermuthigende Wirkung, und wir rückten in weit besserer Stimmung vorwärts, als Hickman plötzlich sein Pferd anhielt und demzufolge die ganze Linie Halt machen mußte.

Ich ritt zu ihm vor, um mich nach der Ursache zu erkundigen.

Ich fand ihn schweigend und anscheinend nachdenklich.

»Warum habt Ihr Halt gemacht?« fragte ich.

»Ihr müßt Alle hier ein wenig halten.«

»Warum müssen wir denn?« fragten Mehrere, die sich ebenfalls herbeigedrängt hatten.

»Es ist nicht gerathen für uns, weiter vorzurücken. Es ist mir eingefallen, daß die Bluthunde an jenem Wassertümpel liegen. Ganz gewiß haben sie dort ihr Lager aufgeschlagen. Es ist dies das einzige Wasser, welches hier

herum anzutreffen ist, und höchst wahrscheinlich sind sie dort Alle wieder zusammengetroffen, um sich zu lagern. Wenn dies der Fall ist und wir auf diese Weise weiter vorwärts reiten, so werden sie uns kommen hören und sich sofort wieder in das Gebüsch schlagen, wo wir dann Nichts wieder von ihnen zu sehen bekommen. Ist das nicht sehr wahrscheinlich, Jungens?

Seine Frage ward mit Ja beantwortet.

»Nun denn,« fuhr der Führer fort, »deshalb ist es besser, wenn Ihr Alle hier bleibt, während ich und Jim Weatherford weiter vorgehen, um zu sehen, ob die Indianer da sind. Jetzt können wir den Wassertümpel finden. Ich weiß aus der Richtung, welche das Pferd nahm, wo er liegt. Es ist nicht mehr weit. Wenn die Rothhäute dort sind, kommen wir bald zurück und dann könnt Ihr nachkommen.«

Dieses kurze Verfahren ward einstimmig gebilligt, und die beiden Jäger stiegen wieder ab und stahlen sich zu Fuße weiter vorwärts. Sie hatten Nichts dagegen, daß ich mitging. Mein Unglück gab mir das Recht, ihr Anführer zu sein, und indem ich den Zügel meines Pferdes in die Hand eines meiner Kameraden legte, begleitete ich die Führer auf ihrer Recognoscirung.

Wir gingen mit geräuschlosem Tritte. Der Boden war dicht mit den langen Nadeln der Tanne bestreut, welche eine weiche Schicht bildeten, auf der der Fuß kein Geräusch machte. Es war nur wenig oder gar kein Unterholz vorhanden, und dieser Umstand machte es uns möglich, sehr rasch vorwärts zu kommen. In zehn Minuten waren

wir schon weit fort von unsern Leuten. Unsere einzige Sorge war, die rechte Richtung inne zu halten. Wir hatten sie beinahe verloren – oder glaubten es wenigstens, als mir zu unserm Erstaunen ein Licht durch die Bäume schimmern sahen. Es war der Schein eines Feuers, welches tüchtig emporzulodern schien.

Hickman erklärte es sofort für das Lagerfeuer der Indianer.

Anfangs wollten wir umkehren und unsere Leute herbeirufen. Nach reiflicherer Ueberlegung aber beschlossen wir, uns dem Feuer zu nähern und uns zu überzeugen, ob es auch wirklich das Lager des Feindes sei.

Wir gingen jetzt nicht mehr in aufrechter Haltung, sondern krochen auf Händen und Knieen. Ueberall da, wo der Schein des Feuers durch das Gehölz fiel, hielten wir uns in dem Schatten der Baumstämme. Das Feuer brannte in einer Lichtung. Die Jäger besannen sich, daß der Wassertümpel sich in einer solchen befand, aber wir sahen jetzt den Schimmer des Wasserspiegels und wußten, daß er es sein mußte.

Wir schlichen uns näher und näher, bis es nicht mehr gerathen war, weiter zu gehen.

Wir waren an dem Rande des Gehölzes angelangt, welches die Lichtung einschloß. Wir konnten die ganze Fläche des offenen Terrains überschauen. Es standen Pferde darauf, an eingeschlagenen Pfählen angebunden, und dunkle Gestalten lagen um daa Feuer umher. Es waren schlafende Mörder.

Dicht bei dem Feuer saß ein Mann auf einem Sattel. Er schien wach zu sein, obschon sein Kopf bis auf seine Kniee herabgesunken war. Die Flamme schien auf sein Gesicht, und sowohl seine Züge als auch seine Gesichtsfarbe wären zu erkennen gewesen, wenn dies nicht durch Bemalung und Federschmuck verhindert worden wäre. Das Gesicht war karmoisinroth bemalt, und drei schwarze Straußfedern fielen über die Schläfe, so daß die Spitzen fast die Wangen berührten. Diese Symbole führten eine schmerzliche Erkennung herbei – ich wußte, daß dies der Kopfputz Oceola's war.

Ich sah weiter hin. Mehrere Gruppen lagen darüber hinaus, und der ganze freie Raum war mit liegenden Gestalten besä't.

Eine dieser Gruppen fesselte jedoch bald meine ganze Aufmerksamkeit. Sie bestand aus drei oder vier Individuen, welche auf dem Grase saßen oder lagen. Sie befanden sich im Schatten, und von unserm Standpunkte aus waren ihre Züge nicht zu erkennen. Ihre weißen Kleider aber und die Umrisse ihrer Formen – die selbst im Dunkel des Schattens ihr weiches Gepräge nicht verleugnen konnten, – verriethen, daß es Frauen waren. Zwei von ihnen saßen neben einander, ein wenig getrennt von den Uebrigen. Die Eine schien die Andere zu stützen, deren Kopf in ihrem Schooße lag. Mit furchtbar lebhafter Gemüthsbewegung betrachtete ich diese beiden Gestalten. Ich hatte keinen Zweifel, daß es meine Schwester und Viola seien.

FÜNTES KAPITEL. SIGNALSCHÜSSE.

Ich will nicht versuchen, meine Gemüthsbewegungen in diesem Augenblicke zu schildern. Meine Feder ist dieser Aufgabe nicht gewachsen. Denke Dir, Leser, meine Lage und male sie Dir aus, wenn Du kannst. Hinter mir eine ermordete und grausam verstümmelte Mutter – ein naher Verwandter auf gleiche Weise erschlagen – mein Haus und mein Eigenthum den Flammen überantwortet. Vor mir eine der müchterlichen Umarmung entrissene, erbarmungslos von wilden Kannibalen fortgeschleppte, vielleicht von ihrem teuflischen Anführer gemitshandelte und entehrte Schwester.

Und er, der falsche, hinterlistige Freund, der Ehrenräuber, der Mörder – saß hier vor meinen Augen!

Hatte ich nicht Grund, mich den wildesten Gemüthsbewegungen hinzugeben? Und wild waren sie und wurden jeden Augenblick wilder, während ich den Gegenstand meiner Rache betrachtete. Sie wurden bald so stark, daß ich sie fast nicht bemeistern konnte. Meine Muskeln schienen von erneueter Wuth anzuschwellen, und das Blut tobte durch meine Adern wie Ströme von flüssigem Feuer. Ich vergaß fast die Situation, in der wir uns befanden. Nur ein einziger Gedanke lebte in meinem Gemüthe – Rache. Der Gegenstand derselben war vor mir – vor meiner Gegenwart so wenig ahnend, als wenn ich schliefe, fast innerhalb des Bereichs meiner Hand – vollkommen innerhalb des Bereichs meiner Büchse.

Ich richtete die Mündung meines Feuerrohrs auf die herabhängenden Federn; ich zielte auf die Spitzen. Ich wußte, daß sie unmittelbar die Augen bedeckten, mein Finger lag bereits am Drücker. Im nächsten Augenblicke würde diese – in meinen Augen bis jetzt heroische – Gestalt leblos auf dem Grase gelegen haben; aber meine Kameraden gestatteten mir die That nicht.

Mit raschem Instincte faßte Hickman das Schloß meines Gewehrs und bedeckte das Zündhütchen mit seiner breiten Hand, während Weatherford den Lauf ergriff. Ich war nicht mehr Herr des Gewehrs. Ich war unwillig über diese Störung – aber nur einen Augenblick lang. Kurzes Nachdenken überzeugte mich, daß sie recht gehandelt hatten. Der alte Jäger hielt seine Lippen dicht an mein Ohr und flüsterte mir eifrig zu.

»Noch nicht, Georg – noch nicht. Ich bitte Euch dringend, macht jetzt keinen Lärm! *Ihn* zu erschießen würde Nichts nützen. Die übrigen Halunken würden ganz gewiß entkommen und eben so gewiß die Weibsleute mit sich weiter schleppen. Wir Drei sind nicht tapfer genug, um sie aufzuhalten. Wir würden blos selbst noch scalpirt werden. Wir müssen zurückschleichen, um die Andern zu holen; dann werden mir im Stande sein, sie zu umzingeln. Das ist das Richtige. Nicht wahr, Jim!«

Weatherford, welcher fürchtete, nicht leise genug sprechen zu können, nickte bejahend.

»Nun, so kommt!« setzte Hickman in demselben leisen Geflüster hinzu. »Wir dürfen keinen Augenblick verlieren. Laßt uns so rasch als möglich umkehren. Bückt Euch

recht tief – sachte! sachte! und während er diese Weisungen ertheilte, legte er sich seiner ganzen Länge nach auf den Boden und kroch fort wie ein Alligator, so daß er bald hinter den Stämmen der Bäume verschwand.

Weatherford und ich folgten auf ähnliche Weise, bis wir wohlbehalten aus dem Kreise des Feuerscheins hinaus waren, wo wir dann alle Drei uns wieder auf unsere Füße emporrichteten.

Wir blieben einen Augenblick lang stehen und horchten *rückwärts*.

Wir waren nicht ganz ohne Sorge, daß unser Rückzug das Lager beunruhigt haben könne, aber wir vernahmen kein Geräusch außer dem, welches wir bereits gehört – das Schnarchen einiger schlafender Wilden, das »Krupp Krupp!« der weidenden Pferde, oder das Stampfen eines Hufes auf dem festen Rasen.

Ueberzeugt, daß wir unbemerkt davongekommen waren, verfolgten wir die Rückfährte weiter, auf welcher die Jäger sich jetzt bewegten wie auf einem ihnen wohlbekannten Wege.

So dunkel es auch war, so liefen wir doch sehr schnell und kamen rasch vorwärts, als unsere Schnelligkeit plötzlich durch den Knall eines Schusses gehemmt ward.

Wir blieben Alle so plötzlich stehen, als ob der Schuß uns selbst getroffen hätte. Ueberraschung war es, was uns hemmte, denn der Knall kam nicht aus dem Indianerlager, sondern von der entgegengesetzten Richtung – der, in welcher wir unsere Leute verlassen hatten.

Aber es konnte doch kaum Einer von ihnen sein, welcher geschossen hatte. Sie waren in zu großer Entfernung – oder sollten es sein – als daß wir ihre Flinten so deutlich hätten hören können.

Waren sie, über unser langes Ausbleiben ungeduldig, immer weiter vorgerückt? Waren sie auch jetzt noch im Weitervorrücken begriffen? Wenn dies der Fall war, so war der Schuß ein sehr unkluger, denn ganz gewiß ward das Lager der Indianer dadurch alarmirt. Wonach hatten sie geschossen? Vielleicht war ein Schuß von selbst losgegangen – es mußte so gewesen sein.

Diese Muthmaßungen folgten so rasch auf einander, wie Gedanken folgen können. Wir theilten sie einander nicht mit; Jeder hatte sie für sich selbst.

Wir hatten übrigens auch kaum Zeit, mit einander zu sprechen, denn plötzlich hörten wir einen zweiten Schuß knallen. Er kam aus derselben Richtung wie der erste und schien fast eine Wiederholung zu sein. Wäre die Zeit lang genug zum Wiederladen gewesen, so würden wir ihn auch dafür gehalten haben, aber es war keine Zeit zum Wiederladen gewesen, selbst nicht für den gewandtesten Schützen. Demnach waren also zwei verschiedene Gewehre abgefeuert worden.

Meine Begleiter wußten eben so wenig als ich, was sie davon denken sollten. Das Feuern war nur dadurch erklärliech, daß vielleicht einige Indianer sich aus ihrem Lager verirrt hatten und »Nothschüsse« abfeuerten.

Wir hatten keine Zeit, darüber nachzudenken. Wir konnten jetzt hinter uns das Lager in vollem Alarm hören und wußten, daß die Schüsse daran schuld waren. Wir hörten, das Schreien der Männer – das Wiehern und den eiligen Huftritt der Pferde.

Ohne länger zu warten, machten wir uns wieder auf und eilten in der Richtung nach unsren Freunden weiter.

Als wir eine Strecke zurückgelegt hatten, gewahrten wir einige Reiter. Es schienen ihrer zwei zu sein – ob-schon wir in der Finsterniß unserer Sache nicht gewiß waren, denn ihre Umrisse waren kaum zu erkennen.

Sie schienen sich zurückzuziehen, so wie wir uns näherten, und verschwanden wie Gespenster unter den Bäumen. Ohne Zweifel waren sie es, welche die Schüsse abgefeuert hatten, denn sie befanden sich gerade in der Richtung, aus welcher wir den Knall gehört hatten, und auch ganz in der geeigneten Distanz.

Waren es Indianer oder Weiße? Auf die Gefahr, daß sie Feinde von uns wären, es ankommen lassend, rief der alte Hickman sie an.

Wir blieben stehen, um zu horchen; es erfolgte keine Antwort – nicht einmal ein Ausruf von Einem der Beiden.

Wir hörten an den Hufschlägen ihrer Pferde, daß sie in einer Richtung davon eilten, welche von der unserer Freunde sowohl als unserer Feinde ganz verschieden war.

Es lag etwas Geheimnißvolles in dem Benehmen dieser beiden Reiter. Zu welchem Zwecke hatten sie ihre Ge-wehre abgefeuert? Wenn es geschehen war, um das Lager

zu signalisiren, warum hatten sie sich dann zurückgezogen, als wir näher kamen? Warum hatten sie sich überdies in einer Richtung entfernt, welche nicht nach dem Lager führte – da die Position desselben ihnen jetzt durch den Alarm bekannt war, den sie selbst herbeigeführt?

Mir war dieses Benehmen unerklärlich.

Hickman schien einigen Aufschluß darüber gefunden zu haben, und diese Kenntniß schien eine eigenthümliche Wirkung auf ihn zu äußern. Er ließ Anzeichen von Erstaunen sehen, in welches sich Gefühle der Entrüstung zu mischen schienen.

»Der Teufel hole sie, die Halunken, wenn sich es sind – und ich wette darauf, daß sie es sind. Ich kann mich in dem Knalle dieser beiden Gewehre nicht irren. Was fagst Du dazu, Jim Weatherford? Erkanntest Du sie?«

»Ich glaubte sie auch schon früher gehört zu haben, aber ich kann nicht genau sagen wo. Doch halt – eine davon klang ziemlich so wie Ned Spence's Büchse.«

»Ja wohl, ziemlich! – denn es ist ja dieselbe, und die andere die von Bill Williams. Was um's Himmels willen können diese Beiden vorhaben? Wir ließen sie doch bei unsren andern Leuten zurück und auf einmal sind sie hier – ich weiß ganz gewiß, daß sie es sind – galoppirten im Walde herum und feuern ihre Gewehre ab, wodurch sie Alles verderben, was wir bis jetzt gethan haben. Sie haben die Indianer ganz gewiß aufgescheucht. Der Teufel hole sie alle Beide! Was können sie nur vorhaben? Irgend

einen niederträchtigen Streich – das läßt sich mit Gewißheit annehmen. Aber so wahr ich lebe, sie sollen mir dafür Rede stehen, wenn wir uns treffen. Kommt rasch, Kameraden! Wir wollen uns beeilen, unsere Leute zu erreichen, ehe es zu spät wird. Diese Indianer werden unsre Spur verfolgen. Verdammt wären diese beiden Schüsse! Sie haben die ganze Sache verdorben. Kommt rasch! kommt!«

Der Mahnung unsers alten Jägers folgend, ritten wir ihm nach.

SECHSTES KAPITEL. EIN LEERES LAGER.

Wir waren noch nicht weit gekommen, so vernahmen wir Stimmen mit dem hohlen Schlage von Huftritten untermischt.

In den Stimmen erkannten wir die unserer Kameraden und riefen sie, als sie näher kamen, an, denn wir bemerkten, daß sie gegen uns vorrückten. Sie hatten die beiden Schüsse gehört, und in der Meinung, daß sie von unseren Büchsen ausgingen, geglaubt, wir seien mit den Indianern handgemein geworden, weßhalb sie jetzt uns zur Hilfe herbeieilten.

»Heda, Jungens!« schrie Hickman, als sie herankamen, »sind Bill Williams und Ned Spence bei Euch? Seht Euch einmal um nach ihnen!«

Auf diese Frage folgte keine Antwort, sondern ein Schweigen, welches mehrere Secunden dauerte. Augenscheinlich waren die beiden nicht mit zur Stelle, sonst würden sie für sich selbst geantwortet haben.

»Wo sind sie? Wo sind sie hin?« waren die Fragen, die durch den Trupp gingen.

»Ja, wo sind sie?« wiederholte Hickman. »Hier sind sie nicht, das ist klar. Beim Teufel, die beiden Kerle haben irgend einen Schurkenstreich vor. Aber kommt, Jungens, wir müssen vorwärts! Die Indianer sind gerade vor Euch. Wir brauchen nicht mehr behutsam vorzurücken. Sie stehen im Begriff, uns zu entwischen, und wenn wir sie nicht erreichen, bevor mein Eichhörnchen drei Mal mit dem Schwanze gewedelt hat, so treffen wir auch nicht eine einzige verfluchte Rothhaut mehr auf dem Platze. Sehet nach Euern Gewehren und dann vorwärts und d’ran und d’rauf!«

Mit dieser nachdrücklichen Ermahnung stellte sich der alte Jäger an die Spitze und eilte voran nach dem Lager der Wilden.

Die Leute folgten in buntem Durcheinander und die Pferde traten einander fast auf die Hufe. Es ward keine strategische Methode beobachtet; Eile war die Hauptsache, und unser Ziel war, das Lager zu erreichen, ehe die Indianer sich aus demselben zurückziehen konnten. Ein kühner Angriff auf die Mitte unserer Feinde – eine Salve aus unseren Büchsen und Fortsetzung des Kampfes mit Messern und Pistolen – dies war das Programm, über welches wir uns in aller Eile verständigt hatten.

Wir waren nun in der Nähe des Lagers und kaum noch dreihundert Schritte davon entfernt. Ueber unsere Richtung konnte keine Ungewißheit obwalten. Das Geräusch

in dem Lager selbst, welches seit dem ersten Alarm ununterbrochen fortgedauert, hatte dazu gedient, uns zu leiten.

Mit einem Male verstummte dieses Geräusch und wir vernahmen weder die Stimmen von Menschen, noch die eiligen Hufschläge von Pferden. In der Richtung des Lagers war Alles still, wie der Tod. Wir bedurften aber jetzt nicht mehr der Führung durch das Gehör, wir waren jetzt in Sicht des Feuers oder vielmehr des Scheines desselben, welcher weit hin unter den Bäumen schimmerte. Darauf hin drangen wir immer weiter vor. Wir ritten aber jetzt nicht mehr rasch. Der Uebergang von verworrenem Geräusch zu vollkommenem Schweigen war so plötzlich und unvermuthet gewesen, daß wir dadurch vorsichtiger gemacht wurden.

Diese Stille an und für sich schon schien ominös zu sein. Wir lasen darin eine Warnung – sie ließ uns einen Hinterhalt vermuten, um so mehr als Alle von dem großen Talente des Häuptlings der Rothstecken für eben diese Angriffsmethode gehört hatten.

Wir näherten uns daher mit desto größerer Klugheit. Als wir noch ungefähr hundertundfünfzig Schritte von dem Feuer entfernt waren, machte unser Trupp Halt. Einige stiegen ab und rückten zu Fuße weiter vor. Diese schlichen sich von Baumstamm zu Baumstamm, bis sie den Rand der Lichtung erreicht hatten, und kamen dann wieder zurück, um zu rapportiren.

Das Lager existirte nicht mehr. Indianer, Pferde, Gefangene, Beute – Alles war von dem Platze verschwunden

und nur das Feuer noch da. Dieses sah aus, als ob es in der Verwirrung des eiligen Aufbruchs in Verwirrung gekommen wäre. Die glühende Asche war auf dem ganzen Platze umhergestreut und die letzten Flammen erstarben flackernd.

Die Späher fuhren fort, weiter unter den Bäumen vorzurücken, bis sie die ganze Lichtung vollständig umgangen hatten. Hundertundfünfzig Schritte um dieselbe herum ward der Wald vorsichtig und behutsam durchsucht, aber man fand keinen Feind – keinen Hinterhalt. Wir waren zu spät gekommen.

Unsere blutdürstigen Feinde waren uns entronnen und hatten vor unsren Augen ihre Gefangenen weiter fortgeschleppt. Es war unmöglich, ihnen in der Dunkelheit zu folgen, und mit dem demüthigenden Gefühl getäuschter und vereitelter Rache rückten wir in die Lichtung ein und nahmen Besitz von dem verlassenen Lager – entschlossen, während der noch übrigen Nacht hier zu bleiben und die Verfolgung am Morgen weiter fortzusetzen.

Unsere erste Sorge war, aus dem Wasserbecken unsren Durst und dann den unserer Thiere zu löschen.

Hierauf ward das Feuer ausgelöscht und ein Ring von Schildwachen – aus beinahe der Hälfte unserer Anzahl bestehend – unter den Bäumen aufgestellt, welche dicht um die Lichtung herumstanden.

Die Pferde wurden an eingeschlagene Pfähle gebunden, und nachdem dies geschehen, streckten sich die Leute auf den Rasen, der vor Kurzem noch ihren Feinden zum Ruheplatze gedient hatte.

Auf diese Weise erwarteten wir das Dämmern des Tages.

SIEBENTES KAPITEL. EIN TODTER WALD.

Meine von dem langen Ritt ermüdeten Kameraden lagen bald in tiefem Schlafe und nur die Schildwachen blieben wach. Für mich aber gab es weder Ruhe noch Schlaf – meine Aufregung machte es unmöglich. Den größten Theil der Nacht wandelte ich um den kleinen See herum, welcher dunkel schimmernd in der Mitte des freien Raumes lag. Ich glaubte, dieses Umherwandeln würde mir Erleichterung bringen; auch schien es in der That die Aufregung meines Gemüths ein wenig zu beschwichtigen.

Ich bedauerte jetzt, daß es mir nicht gelungen war, meine Absicht, auf den Anführer der Mörder Feuer zu geben, durchzusetzen. Ich bedauerte, daß ich ihn nicht auf der Stelle getötet. Das Ungeheuer war entronnen und meine Schwester nun vielleicht dem Bereiche der Rettung und Befreiung entrückt. Ich machte im Stillen den Jägern Vorwürfe, daß sie mich an meinem Vorhaben gehindert. Hätten sie freilich das Resultat vorausgesehen, so würden sie anders gehandelt haben, aber keine menschliche Voraussicht konnte den plötzlichen Alarm ahnen.

Die beiden Männer, welche ihn verursacht hatten, waren wieder bei uns. Ihr so eigenthümliches und geheimnißvolles Benehmen hatte starkes Mißtrauen gegen ihre

Redlichkeit erweckt, und ihr Wiedererscheinen – sie waren wieder zu uns gestoßen, während wir gegen das Lager vorrückten – war mit einem Ausbruch von zornigen Drohungen begrüßt worden.

Einige sprachen sogar davon, sie von den Sätteln herunterzuschießen, und diese Drohung wäre höchst wahrscheinlich auch in Ausführung gebracht worden, wenn die Kerle nicht sofort mit einer Erklärung bei der Hand gewesen wären. Sie sagten, sie hätten sich von dem Trupp entfernt, ehe dieser seinen letzten Halt gemacht habe – sie hätten Nichts von dem Vorrücken der Späher, oder daß Indianer in der Nähe wären, gewußt – sie hätten sich in dem Walde verirrt und ihre Büchsen als Signale in der Hoffnung abgefeuert, daß wir sie beantworten würden.

Sie gaben zu, drei Männer zu Fuße gesehen zu haben; da sie aber geglaubt, es seien Indianer, so seien sie ihnen ausgewichen. Später hätten sie den Trupp in der Nähe gesehen, denselben erkannt und wären darauf zugeritten.

Die meisten unserer Leute waren mit dieser Erklärung zufrieden. Welchen Beweggrund, folgerten sie, konnten die Beiden haben, den Feind zu alarmiren? Wer konnte sie eines so schändlichen Verraths fähig glauben?

Aber nicht Alle waren so leicht zufriedenzustellen. Ich hörte den alten Hickman, während er nach den Beiden hinsah, seinem Kameraden einige bedeutsame Worte zuflüstern.

»Behalte diese Schurken gut im Auge, Jim. Es ist nicht richtig mit ihnen,« sagte er.

Da Niemand da war, der offen als Ankläger gegen sie hätte auftreten können, so wurden sie wieder in die Reihen aufgenommen und befanden sich jetzt unter Denen, welche ausgestreckt dalagen und schliefen.

Die Elenden lagen dicht am Rande des Wassers. Ich kam, während ich so die Runde machte, wiederholt an ihnen vorbei und konnte in der Dunkelheit eben nur ihre daliegenden Gestalten erkennen. Ich betrachtete sie mit seltsamen Gemüthsbewegungen, denn ich theilte den Verdacht Hickman's und Weatherford's. Ich konnte kaum zweifeln, daß diese Wichte sich mit Fleiß von dem Trupp entfernt und, von irgend einem schändlichen Beweggrunde getrieben, ihre Flinten abgefeuert hatten, um die Indianer von der Annäherung unserer Leute in Kenntniß zu setzen.

Gegen Mitternacht ging der Mond auf. Es stand keine Wolke am Himmel, welche die Strahlen aufgefangen hätte, und nachdem er sich hoch über die Wipfel der Bäume erhoben, ließ er eine Fluth von glänzendem Lichte herabströmen. Die Schläfer wurden durch diese plötzliche Veränderung aufgeweckt. Einige erhoben sich auf ihre Füße, denn sie glaubten, es sei Tag. Erst nachdem sie zum Himmel aufgeblickt, wurden sie ihren Irrthum gewahr.

Das Geräusch hatte fast Alle munter gemacht. Einige sprachen davon, die Verfolgung beim Scheine des Mondes fortzusetzen.

Dieses Verfahren würde mit meinen eigenen Wünschen vollkommen übereingestimmt huben, aber unsere Führer, die Jäger, widersetzen sich. Ihre Gründe waren sehr richtig. Auf freiem Boden hätten sie die Fährte aufnehmen können, unter den Bäumen aber nützte ihnen das Licht des Mondes Nichts. Allerdings hätten sie bei Fackellichte spüren können, aber dies würde uns nur einem Hinterhalte des Feindes preisgegeben haben. Selbst bei Mondlichte nur weiter vorzurücken, hätte uns einer gleichen Gefahr aussetzen heißen.

Die Umstände hatten sich geändert. Die Wilden wußten jetzt, daß wir hinter ihnen waren.

Bei einem nächtlichen Marsche haben die Verfolgten den Vortheil vor den Verfolgern – wenn auch ihre Zahl geringer ist. Die Dunkelheit macht es ihnen in jeder Beziehung leicht, entweder einen Angriff oder eine Flucht auszuführen.

So folgerten unsere Führer. Niemand widersetze sich ihren Ansichten und wir kamen überein, daß wir bis Tagesanbruch an Ort und Stelle liegen bleiben wollten.

Es war Zeit, die Schildwachen abzulösen. Die, welche geschlafen hatten, stellten sich jetzt auf Posten, während die Abgelösten herbeikamen und sich auf den Boden niederstreckten, um auch noch einige Stunden Ruhe zu genießen.

Williams und Spence thaten denselben Dienst, wie die Uebrigen. Sie wurden auf die eine Seite der Lichtung und neben einander postirt.

Hickman und Weatherford hatten ihren Dienst ebenfalls geleistet. Als sie sich in das Gras niederstreckten, bemerkte ich, daß sie einen Platz in der Nähe dessen gewählt, wo die Verdächtigen postirt worden waren. Im Mondscheine mußten sie diese Letztern erkannt haben.

Trotz ihrer liegenden Stellungen schienen die Jäger doch nicht schlafen zu wollen. Von Zeit zu Zeit beobachtete ich sie. Ihre Köpfe waren dicht beisammen und ein wenig über den Boden erhoben, als ob sie mit einander flüsterten.

Ich machte wie vorher immer noch die Runde um den kleinen See. Der Mondschein machte es mir möglich, schneller zu gehen, und dies erleichterte mir das Gemüth. Wie oft ich auf diese Weise den kleinen See umschritt, vermag ich nicht anzugeben. Meine Schritte waren mechanisch. Meine Gedanken standen in seinem Zusammenhange mit der physischen Anstrengung, die ich machte, und ich achtete daher auch nicht darauf.

Nach einiger Zeit trat ein gewisser Zustand der Ruhe in meinem Gemüthe ein. Eine kurze Zeit lang schienen sowohl mein Kummer, als auch meine rachsüchtigen Leidenschaften von mir gewichen zu sein. Ich kannte die Ursache. Es war weiter Nichts als ein psychologisches Phänomen, welches häufig vorkommt. Die Nerven, welche die Organe der eigenthümlichen Gemüthsbewegungen waren, unter welchen ich litt, waren müde geworden und wollten nicht länger vibriren.

Ich wußte, daß es nur eine zeitweilige Ruhe war – die Windstille zwischen zwei Ausbrüchen des Sturmes – aber

während sie andauerte, war ich für Eindrücke von äußerlichen Gegenständen empfänglich. Ich konnte nicht umhin, die Eigenthümlichkeit der Scene zu bemerken, die mich umgab. Das helle Mondlicht setzte mich in den Stand, die einzelnen Züge derselben etwas genauer in's Auge zu fassen.

Wir befanden uns in dem, was man technisch eine »Lichtung« nennt – eine kleine Oeffnung im Walde ohne Bäume oder Unterholz irgend einer Art. Sie war kreisrund – gegen siebzig Schritte im Durchmesser, und mit der Eigenthümlichkeit, daß sich in ihrer Mitte ein Wasserbecken befand.

Dieses, welches nur wenige Schritte im Umfange hielt, war ebenfalls ein Kreis, der mit dem ganzen freien Raume überhaupt einen und denselben Mittelpunkt hatte.

Es war eins jener seltsamen natürlichen Wasserbecken, welche man in der ganzen Halbinsel findet und welche aussehen, als ob sie durch mechanische Kunst ausgehöhlt worden wären. Es reichte tief in die Erde hinein und war bis auf drei Fuß vom Rande mit Wasser gefüllt. Das Wasser selbst war kühl und klar und schimmerte im Mondlichte mit silbernem Glanze.

Von der Lichtung an und für sich läßt sich weiter Nichts sagen, als daß sie mit wohlriechenden Blumen bedeckt war, welche jetzt, von den Hufen der Pferde und Menschenfüßen zertreten, einen doppelten Duft ausströmten.

Es war ein schöner Platz und unter glücklichern Umständen würde ich ihn als ein angenehm zu beschauendes Gemälde betrachtet haben.

Es war aber nicht das *Gemälde*, welches in diesem Augenblicke meine Aufmerksamkeit beschäftigte, sondern vielmehr der Rahmen.

Um den Platz herum standen hohe Bäume in einem Kreise so regelmäßig, als ob sie von Menschenhand gepflanzt worden wären, und jenseits derselben, so weit als das Auge in die Tiefen des Waldes dringen konnte, standen andere von gleicher Größe und gleichem Ansehen.

Die Stämme hatten fast alle dieselbe Stärke – nur wenige von ihnen erreichten einen Diameter von zwei Fuß – alle aber hatten eine Höhe von vielen Ellen, ehe Blatt oder Zweig begannen. Sie standen etwas dicht beisammen, aber am Tage konnte das Auge jedenfalls durch die Zwischenräume hindurch bis in eine bedeutende Entfernung dringen – denn es gab weiter kein Unterholz als die niedrige Zwergpalme, welches die Aussicht unterbrochen hätte. Die Stämme waren gerade und fast cylinderförmig wie Palmen, und man hätte sie für Bäume dieser Gattung halten können, wenn nicht ihre umfangreichen belaubten Wipfel eine kegelförmige Gestalt gehabt hätten.

Es waren keine Palmen, sondern Tannen – sogenannte Besentannen¹ – eine Gattung von Bäumen, welche ich vollkommen kannte, denn ich war schon viele hundert

¹*Pinus Australis*. Eine der merkwürdigsten aller *coniferae*. Eine ächt südliche Gattung.

Meilen im Schatten der herabhängenden Büschel ihrer spitzen Nadeln geritten.

Der Anblick dieser Bäume würde daher keine Neugier in mir erweckt haben, wenn ich in ihrer Erscheinung nicht etwas Eigenthümliches entdeckt hätte. Anstatt des dunkeln Grüns, welches die langen herabhängenden Nadeln hätten zeigen sollen, sahen sie nämlich bräunlich-gelb aus. War es Einbildung, oder war es das trügerische Licht des Mondes, welches diese anscheinende Veränderung in ihrer natürlichen Farbe verursachte?

Eins oder das Andere, sagte ich zu mir selbst, als ich es zuerst bemerkte – als ich aber länger hinschauete, gewahrte ich, daß ich mich irrte. Meine eigene Phantasie trog mich eben so wenig als das Licht des Mondes. Die Nadeln waren wirklich von der Farbe, von der sie zu sein schienen. Als ich näher kam, bemerkte ich, daß dieselben verdorrt waren, obschon sie noch an den Zweigen haf teten – ich bemerkte überdies, daß die Stämme trocken waren. Die Rinde war abgeblättert oder blätterte sich erst ab – die Bäume waren mit Einem Worte todt.

Jetzt fiel mir ein, was Hickman gesagt hatte, als er einmal nach der Richtung herumtastete. Dies war in einiger Entfernung von hier geschehen; aber so weit ich sehen konnte, bot der Wald überall dieselbe düstere Farbe dar. Ich kam zu dem Schlusse, daß *der ganze Wald todt sei*.

Der Schluß war richtig und die Erklärung leicht. Die Sphinx¹ war thätig gewesen. Der ganze Wald war todt.

¹*Sphinx coniferarum*. Ungeheure Schwärme von Insecten, und ganz besonders die Larven der genannten Gattung, setzen sich unter

ACHTES KAPITEL. EIN KREISRUNDER KAMPF.

So sonderbar es auch scheinen mag, so hatten selbst in dieser einsamen und schauerlichen Stunde diese Beobachtungen mich interessirt; während ich sie aber machte, bemerkte ich Etwas, was mich noch mehr erfreute.

Es war die blaue Dämmerung, welche, sich mit dem gelberen Lichte des Mondes mischend, die Farben des Laubwerks veränderte, auf welchen mein Blick weilte. Der Morgen stand im Begriff anzubrechen.

Andere hatten dies in demselben Augenblicke bemerkt und schon erhoben sich die Schläfer von ihrem thauigen Lager und sahen nach den Gurten ihrer Sättel.

Wir waren eine hungrige Schaar, aber es war keine Hoffnung auf Frühstück vorhanden, und wir schickten uns an, ohne ein solches aufzubrechen.

Die Dämmerung dauerte nur wenige Minuten, und da der Himmel immer heller ward, so wurden Anstalten zum Aufbruche getroffen. Die Schildwachen wurden eingezogen – alle bis auf vier, welche wir klüglich bis auf die letzte Minute stehen ließen, um nach verschiedenen Richtungen hin aufpassen zu lassen. Die Pferde wurden

die Rinde der »langnadligen« (Besen-)Tanne, greifen den Stamm an und sind die Ursache, daß der Baum im Laufe eines Jahres eingeht. In Florida trifft man oft ausgedehnte Strecken, die blos mit todten auf diese Weise vernichteten Tannen bedeckt sind.

von den Pfählen losgemacht und aufgezäumt – ihre Sättel hatten sie die ganze Nacht getragen – und die Muskeln des Trupps wurden sorgfältig mit frischem Zündkraut oder Zündhütchen versehen.

Viele meiner Kameraden waren alte Feldzugler, und jede Vorsicht ward angewendet, welche Einfluß auf unsren Sieg beim Kampfe haben konnte.

Wir erwarteten, daß wir noch vor Mittag die Bande der Wilden einholen oder sie bis in ihren letzten Schlupfwinkel aufspüren würden. In beiden Fällen hätte ein Kampf stattgefunden und abermals erklärten Alle ihren Entschluß, vorzurücken.

Einige Minuten vergingen mit dem Arrangement unserer Marschordnung. Man fand es räthlich, daß einige der geschickteren unserer Leute als Kundschafter zu Füße vorausgingen und den Wald gründlich durchforschten, ehe das Hauptcorps nachrückte. Dies mußte uns gegen jeden plötzlichen Angriff sichern, im Fall der Feind einen Hinterhalt gebildet hatte. Die alten Jäger sollten abermals als Spürer fungiren und natürlich den Vortrab führen.

Diese Arrangements waren beendet, und wir standen auf dem Punkte, aufzubrechen. Die Leute hatten ihre Pferde bestiegen – die Späher überschritten bereits den Rand des Gehölzes, als wir plötzlich mehrere Schüsse und gleichzeitig den Alarmruf der Schildwachen hörten, die sie abgefeuert hatten.

Diese Schildwachen waren die bis jetzt noch nicht eingezogenen, und alle vier hatten ihre Gewehre fast gleichzeitig abgefeuert.

Der Wald schien von einem hundertfachen Echo widerzuhallen. Aber es war kein Echo – es war das wirkliche Knallen von Büchsen und Musketen, und der gellende Kriegsruf, der es begleitete, war deutlich durch das Geschrei unserer eigenen Leute hindurch zu hören.

Die Indianer kamen über uns!

Ueber uns, oder um weniger bildlich zu sprechen, *um uns herum*. Die vier Schildwachen hatten sämmtlich Feuer gegeben, folglich hatte auch jede in ihrer Richtung Indianer gesehen.

Es bedurfte dessen aber nicht, um uns zu dem Schlußse zu führen, daß wir umzingelt waren. Von allen Seiten kam das wilde, grimmige Geheul des Feindes und die Kugeln pfiffen in verschiedenen Richtungen an uns vorüber. Ohne Zweifel befand sich die Lichtung innerhalb ihrer Linien.

Die erste Salve äußerte nur wenig Wirkung. Zwei oder drei Mann wurden getroffen und eben so viele Pferde, aber die Kugeln waren matt und thaten nur geringfügigen Schaden. Unsere Position befand sich jedenfalls außerhalb der Kernschußweite des Feindes und wir sahen mehrere matte Kugeln in das Wasserbecken hineinschlagen. Hätten sich die Feinde ein wenig näher herangeschlichen, ehe sie Feuer gaben, so wäre die Wirkung eine furchtbare gewesen, weil wir innerhalb der Lichtung gleichsam in einem Klumpen beisammen standen. Zum

Glück hatten unsere wackeren Schildwachen ihre Annäherung bemerkt und noch rechtzeitig Lärm gemacht. Dies hatte uns gerettet.

Alles Dies fiel uns erst später ein. Die Beschaffenheit des Angriffs war uns Allen klar. Es war eine Umzingelung, und unser Denken war ausschließlich darauf gerichtet, wie wir diesem Angriffe auf die beste Weise begegnen könnten.

Es fand eine augenblickliche Verwirrung mit vielem Lärm statt. Das Schreien und Rufen der Leute mischte sich mit dem Wiehern und Stampfen der Pferde, aber über all' dieses Getöse hinweg hörte man die führende Stimme Hickman's.

»Herunter von den Pferden, Jungens! und hinter die Bäume! Herunter mit Euch, rasch! hinter die Bäume und haltet die Feinde ab, oder so wahr der Himmel über uns ist, wir werden sammt und sonders scalpirt. Hinter die Bäume – hinter die Bäume!«

Auch Andere waren bereits auf denselben Gedanken gekommen, und ehe noch der Jäger aufgehört hatte, seine Mahnungen zu rufen, waren die Leute aus den Sätteln und eilten nach dem Rande des Gehölzes.

Einige liefen nach einer, Einige nach der andern Seite – Jeder nach dem Baume, der ihm der nächste war – und nach wenigen Augenblicken hatte unser ganzer Trupp sich hinter den Stämmen der Tannen verschanzt.

In dieser Position bildeten wir einen vollkommenen Cirkel, indem wir einander den Rücken, und dem Feinde das Gesicht zuwendeten.

Unsere auf so eilige Weise verlassenen und durch den plötzlichen Ueberfall erschreckten Pferde galoppirten wie toll hin und her, mit schleppenden Zügeln und während die Steigbügel sie in die Flanken schlügen. Die meisten davon rannten an uns vorüber, zwischen den Bäumen hindurch, und wurden entweder von den Wilden aufgefangen oder entkamen, durch diese hindurchbrechend, in den Wald jenseits.

Wir machten keinen Versuch, sie wieder einzufangen. Die Kugeln pfiffen uns an den Ohren vorbei. Es wäre sicherer Tod gewesen, wenn wir nur einen Schritt weit von den Baumstämmen hätten weichen wollen, welche uns schirmten.

Der Vortheil der Position, die wir gewonnen, war auf den ersten Blick einleuchtend. Ein Glück war es, daß wir so lange gezögert hatten, unsere letzten Schildwachen abzulösen. Wären sie einen Augenblick eher eingezogen worden, so wäre der Ueberfall ein vollständiger gewesen. Die Indianer wären bis an den äußersten Rand der Lichitung vorgerückt, ehe sie ihren Kriegsruf erhoben, oder einen Schuß abgefeuert hätten, und wir wären dann ganz in ihre Gewalt gegeben gewesen. Sie wären durch die Bäume gegen unsere Schüsse vollkommen gedeckt worden, während wir auf dem freien Raume ihrem Feuer hätten erliegen müssen. Ohne den rechtzeitigen Alarm hätten sie uns mit aller Muße massaciren können.

Bei der Position aber, die wir jetzt einnahmen, hatten unsere Gegner keinen großen Vortheil. Die Stämme der Bäume verschanzten uns Beide. Nur die concave Seite

unserer Linie war exponirt und der Feind konnte quer über die Lichtung herüber darnach feuern. Da die Lichtung aber siebzig Schritt im Durchmesser hielt und wir den Indianern an keinem Punkte gestattet hatten, an den Rand heran zu kommen, so wußten wir, daß ihre Kugeln nicht im Kernschuß so weit herüber reichen würden, und hegten daher in dieser Beziehung keine Besorgniß.

Dieses Manöver war, obschon ein improvisirtes, unsere Rettung. Wir sahen jetzt, daß es das Einzige war, was wir hatten thun können, um uns vor dem sofortigen Untergange zu retten. Ein Glück war es, daß Hickman's Stimme uns so rasch auf unsere Posten getrieben hatte.

Unsere Leute waren im Erwidern des feindlichen Feuers nicht saumselig. Nach wenigen Secunden waren ihre Gewehre in Thätigkeit, und mit kurzen Unterbrechungen hörte man den scharfen, peitschenähnlichen Knall ihrer Büchsen rings um die ganze Lichtung herum. Dann und wann erhob sich auch ein Triumphgeschrei, wenn ein Wilder, der seinen rothen Körper allzuvoreilig bloßgestellt, von einer Kugel fiel.

Wieder hallte die Stimme des alten Jägers über die Lichtung. Kaltblütig, ruhig und deutlich ward sie von Allen vernommen.

»Zielt ja gut, Jungens. Verschwendet kein Körnchen von Euerm Pulver. Ihr werdet Euern ganzen Vorrath brauchen, ehe wir mit diesem verdammt Gesindel fertig werden. Drückt nicht eher ab, als bis Ihr einer Rothhaut in's Auge sehen könnt.«

Diese Mahnungen waren sehr wichtig. Bis jetzt hatten die jüngeren Leute ein wenig leichtsinnig gefeuert – ihre Gewehre eben so schnell abgeschossen, als sie geladen hatten, und auf diese Weise größtentheils nur die Stämme der Bäume verwundet. Um diesem Verfahren Einhalt zu thun, hatte eben Hickman gesprochen.

Seine Worte äußerten die gewünschte Wirkung. Es knallte weniger oft, aber das Triumphgeschrei, welches einen glücklichen Schuß bezeichnete, erscholl noch eben so häufig als je.

Binnen wenigen Minuten nach dem ersten Ausbruche des Kampfes gewann dieser eine ganz neue Gestalt. Das von den Indianern bei ihrer ersten Salve ausgestoßene wilde Geschrei, welches den Zweck hatte, uns in Verwirrung zu bringen, war nicht mehr zu hören, und das Geschrei der weißen Männer hatte ebenfalls aufgehört. Blos dann und wann erscholl das dumpfe Hurrah des Triumphes oder ein Ruf von einem unserer Leute, der seine Kameraden ermuthigen wollte.

Dann und wann hörte man auch das, von einem Kriegshäuptlinge, der seine Tapfern anzufeuern suchte, ausgestoßene »Yo-ho-ehee!«

Die Schüsse erfolgten nicht mehr in Salven, sondern einzeln, oder höchstens zwei und drei auf einmal. Jeder Schuß ward nach einem bestimmten Ziele gethan, und erst wenn dieses Ziel getroffen ward – oder der, welcher feuerte, dieses glaubte – ließen sich Stimmen auf beiden Seiten hören. Jeder war zu sehr damit beschäftigt, einen

Gegenstand für sein Ziel zu suchen, als daß er mit müßigen Worten oder Geschrei die Zeit hätte verschwenden können.

Vielleicht existirt in der ganzen Kriegsgeschichte kein Bericht von einem Kampfe, der so ruhig geführt – von einer Schlacht, die so geräuschlos geschlagen ward. In den Pausen zwischen den Schüssen gab es Augenblicke, wo die Stille außerordentlich war – Augenblicke eines schauerlichen, ominösen Schweigens.

Eben so ward auch wohl niemals ein Kampf ausgefochten, in welchem beide Parteien in so seltsamer Schlachtdisposition einander gegenüber standen. Wir bildeten zwei concentrische Kreise – der äußere bestand aus dem Feinde, der innere aus den Leuten unserer Partei. Diese beiden fast regelmäßig um die Lichtung herum deployirten Ringe waren kaum vierzig Schritte von einander getrennt, an einigen Punkten vielleicht etwas weniger – nämlich da, wo einige der keckeren Krieger, von den Bäumen geschützt, sich näher an unsere Linie heran gearbeitet hatten. Niemals ward eine Schlacht geschlagen, wo die kämpfenden Parteien einander so nahe waren, ohne mit einander handgemein zu werden. Wir hätten mit unsren Gegnern conversiren können, ohne unsere Stimmen über den gewöhnlichen Ton zu erheben, und waren buchstäblich in den Stand gesetzt, auf das »Weiße im Auge« zu zielen.

Unter solchen Umständen ward der Kampf weiter geführt.

NEUNTES KAPITEL. EIN MEISTERSCHUSS.

Zwei Stunden lang dauerte dieser eigenthümliche Kampf ohne irgend eine wesentliche Veränderung in der gegenseitigen Stellung der Kämpfenden. Dann und wann sah man einen derselben mit einer Schnelligkeit, als ob er mit einer Kanone geschossen würde, von einem Baume zum andern rennen, weil er einen Stamm entdeckt hatte, von welchem er hoffte, daß er selbst dadurch besser geschützt werden, oder daß er von dort aus irgend einem ihm besonders unangenehm gewordenen Gegner besser beikommen könne.

Die Stämme der Bäume waren eben nur stark genug, uns zu schirmen. Manche von unsrern Leuten blieben stehen und gebrauchten die Vorsicht, sich so schmal als möglich zu machen, indem sie kerzengerade und so gestreckt als möglich standen.

Andere, welche bemerkten hatten, daß die Tannen an den Wurzeln ein wenig umfangreicher waren, hatten sich flach auf den Bauch niedergeworfen, und fuhren in dieser Stellung fort, zu laden und zu feuern.

Die Sonne stand schon lange hoch am Himmel, denn es war gegen Sonnenaufgang gewesen, als der Kampf begann. Es war daher kein Dunkel vorhanden, welches die eine Partei den Blicken der andern entzogen hätte, ob-schon die Indianer in dieser Beziehung wegen der Lich-tung in ihrem Rücken einen kleinen Vortheil vor uns vor-aushatten.

Selbst in der Tiefe des Waldes aber war es zu unserm Zwecke noch hell genug. Viele der todten Nadelbüschel waren heruntergefallen – der Boden war dicht damit bestreut – und die, welche noch am Baume hingen, bildeten einen nur sehr dünnen Schirm gegen die hellen Sonnenstrahlen. Es war daher hell genug, um unsere Schützen in den Stand zu setzen, auf jeden Gegenstand von der Größe eines Dollarstücks zu zielen, der innerhalb des Bereichs ihrer Büchsen zeigte. Eine Hand, ein Theil eines Arms, eines nicht ganz gerade stehenden Beins, eine über die Baumrinde hervorragende Kinnlade, ein Paar Schultern, die zu breit für den Stamm waren, der sie verbergen sollte, ja sogar der hervorstehende Schoos eines Rockes war sicher, einen Schuß – vielleicht zwei – von der einen oder der andern Seite auf sich zu ziehen. Jeder, der sein volles Gesicht nur zehn Secunden lang preisgegeben, hätte fast mit Sicherheit darauf rechnen können, eine Kugel in den Schädel zu bekommen, denn auf beiden Seiten gab es Scharfschützen.

Die zwei Stunden waren vergangen und bis jetzt ohne daß eine oder die andere Partei großen Schaden zugefügt erhalten oder zugefügt hätte.

Einige Unfälle kamen indessen vor, welche dazu dienten, die feindselige Aufregung immer wach zu erhalten. Wir hatten mehrere Verwundete – einige darunter sehr schwer – und einen Getöteten. Der Letztere war ein Liebling unserer Leute und sein Tod vermehrte den Durst nach Rache,

Der Verlust der Indianer mußte größer sein. Wir hatten Mehrere von unsren Schüssen fallen sehen. Wir hatten einige der besten Schützen in Florida bei uns, und Hickman erklärte, er habe dreien der Feinde einen tüchtigen Denkzettel angehängt.

Weatherford hatte seinen Mann erlegt und ihn auf der Stelle getötet. Es war dies nicht bloße Muthmaßung, denn wir sahen die Leiche des Wilder zwischen den beiden Bäumen liegen, wo er gefallen war. Seine Kameraden fürchteten, wenn sie ihn fortschleppten, sich selbst dieser furchtbaren Büchse auszusetzen.

Nach einiger Zeit begannen die Indianer eine Taktik auszuüben, welche bewies, daß sie uns in dieser Methode der Kriegsführung überlegen waren. Anstatt eines stellten sich zwei von ihnen hinter einen oder zwei Bäume, die dicht beisammen standen, und sobald der eine feuerte, war der andere bereit, zu zielen. Natürlich war der Gegner, auf welchen der erste Schuß abgefeuert worden – in der Meinung, daß sein *vis-à-vis* jetzt nicht geladen habe – weniger sorgfältig, und daher geneigt, sich leichter zu exponiren.

Dies war auch der Fall; denn ehe wir diese List entdeckten, erhielten mehrere unserer Leute bedeutende Wunden und es ward abermals Einer von unserer Zahl neben seinem Baume erschossen.

Diese Hinterlist steigerte die Erbitterung unserer Leute, und zwar um so mehr, als sie diese Strategie nicht nachahmen konnten. Unsere Zahl war nicht hinreichend

dazu. Hätten wir uns paarweise postiren wollen, so hätten wir unsere Linie dünner machen müssen und sie dann nicht mehr vertheidigen können. Deßhalb waren wir gezwungen, zu bleiben, wie wir waren, hüteten uns nun aber mehr als vorher, uns unsern Feinden preiszugeben.

Ein einziger Fall kam vor, daß die Wilden mit ihrer eigenen Münze ausgezahlt wurden. Der Schwarze Jake und ich waren die gemeinschaftlichen Vollbringer dieser Rache.

Wir wurden durch zwei ganz dicht beisammenstehende Bäume geschützt und hatten zu Gegnern nicht weniger als drei Wilde, welche den ganzen Morgen unermüdlich nach uns gefeuert hatten. Ich hatte eine ihrer Kugeln durch den Aermel meines Rock bekommen und Jake ward der Staub aus seinem wolligen Haar geblasen, aber keiner von uns war verwundet worden. Während des Kampfes hatte ich auf einen unserer Gegner gezielt, und geglaubt, ich hätte sein Blut vergossen. Indessen war ich meiner Sache nicht gewiß, denn die Drei wurden sehr gut durch eine Gruppe von Bäumen und überdies noch durch ein Dickicht von Zwergpalmetten gedeckt.

Einen dieser Indianer wünschte Jake ganz besonders zu erlegen. Es war ein langer Kerl und viel stärker als seine beiden Kameraden. Er trug einen Kopfputz von Königsgeierfedern und zeichnete sich auch sonst noch durch sein Costüm aus. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er ein Häuptling.

Das Auffallendste in seiner Erscheinung war sein Gesicht, denn wir sahen es von Zeit zu Zeit, obschon alle

Mal nur auf einen Augenblick. Es war über und über mit einer scharlachrothen Farbe – wie es schien Zinnober – bemalt und schien durch die Bäume wie ein Gegenstück zur Sonne.

Dies war es jedoch nicht, was den Indianer zum Gegenstande von Jake's besonderer Rache gemacht hatte, sondern die Ursache war eine ganz andere.

Der Wilde hatte Jake's Hautfarbe bemerkt und ihm mehrmals während des Kampfes Hohn- und Schimpfworte zugerufen. Er sagte dieselben in seiner Muttersprache, aber Jake verstand ihn so ziemlich. Er ward dadurch gereizt und erbittert, und schwur dem scharlachrothen Häuptlinge Rache.

Es gelang mir, ihm Gelegenheit dazu zu verschaffen. Indem ich meine Mütze schlauer Weise so hielt, daß mein Kopf darin zu sein schien, ließ ich sie ein wenig um den Stamm des Baumes herum vorragen. Es war dies eine alte und wohlbekannte List, aber dennoch ließ der Indianer sich dadurch irre führen. Das rothe Gesicht kam unter den Palmetto's zum Vorschein. Eine Rauchwolke stieg unter ihm auf. Die Mütze ward mir aus der Hand geschnellt und ich hörte den Knall des Schusses, der es gethan. Gleichzeitig aber hörte ich einen lauteren und näheren Knall – von dem Gewehre meines Negers.

Ich lugte um den Baum herum, um die Wirkung zu sehen. Ein Flecken von dunklerem Roth war auf der hellfarbenen Scheibe sichtbar – das Scharlachroth ging in Carmoisin über. Es war nur ein einziger Blick, den ich erhaschen konnte, denn im nächstfolgenden Augenblicke lag der bemalte Wilde in das Gebüsch niedergestreckt.

Während der ganzen Zeit, welche der Kampf dauerte, schienen die Indianer nicht zu wünschen, uns näher zu rücken, obschon sie uns in Bezug auf Anzahl sicherlich weit überlegen waren.

Der Schaar nämlich, welche wir verfolgt, hatte sich eine zweite angeschlossen, die eben so zahlreich war als die erste. Nicht weniger als hundert Mann waren jetzt auf dem Platze und waren dies vom Anfange des Kampfes an gewesen. Ohne diesen Zuwachs würden sie nämlich kaum gewagt haben, uns anzugreifen, und wenn wir es nicht gewußt hätten, so würden wir sofort einen Angriff auf sie gemacht und einen Kampf Mann gegen Mann begonnen haben.

Wir sahen aber, daß sie uns an Zahl weit überlegen waren, und begnügten uns daher, uns auf der Defensive zu halten, um unsere Position zu behaupten. Unsere Feinde schienen mit der ihrigen auch zufrieden zu sein, obschon sie, wenn sie rasch vorgerückt wären, uns durch die Ueberzahl hätten bewältigen können; dennoch aber wären ihre Reihen sehr gelichtet worden, ehe sie unsere Linie erreicht hätten, und einige ihrer besten Leute würden gefallen sein.

Niemand berechnet dergleichen Möglichkeiten sorgfältiger als Indianer, und vielleicht taugt Niemand weniger dazu als sie, einen verschanzten Feind anzugreifen. Das schwächste Fort, die unbedeutendste Pallisade läßt sich gegen die rothen Krieger des Westens mit leichter Mühe vertheidigen.

Da durch das Mißlingen ihres ersten Angriffe ihre Absicht vereitelt worden war, so schienen sie keinen zweiten unternehmen zu wollen, sondern begnügten sich, uns in Belagerung zu halten, denn in diesen Zustand sahen wir uns wirklich versetzt.

Nach einiger Zeit ward ihr Feuer weniger heftig, bis es endlich ganz aufhörte; wir wußten aber, daß dies keine Absicht verrieth, den Rückzug anzutreten. Im Gegentheile sahen wir einige von ihnen in weiter Entfernung im Walde Feuer anzünden, ohne Zweifel in der Absicht, ihr Frühstück zu bereiten.

Es war unter unserer Zahl nicht ein Einziger, der sie nicht um diese Beschäftigung beneidet hätte.

ZEHNTES KAPITEL. EINE MAGERE MAHLZEIT.

Für uns war dieser theilweise Waffenstillstand von keinem Vortheil, denn wir konnten nicht wagen, uns von den Bäumen zu entfernen. Wir hatten Durst und konnten das Wasser sehen, denn der kleine Teich schimmerete in der Mitte der Lichtung. Es wäre besser gewesen, wenn keins dagewesen wäre, da wir uns ihm ja einmal nicht nähern durften, denn es verwirklichte für uns nur die Qualen des Tantalus.

Wir sahen die Indianer essen, ohne daß sie ihre Linien verlassen hätten. Einige bedienten die übrigen, indem sie ihnen die Speisen von den Feuern herbeibrachten. Weiber gingen hin und her, beinahe innerhalb Schußweite von uns.

Wir waren sämmtlich hungrig wie die Wölfe. Wir hatten seit vierundzwanzig Stunden – ja noch länger – Nichts gegessen und der Anblick unserer vor unsren Augen schmausenden Feinde stachelte unsren Appetit, aber gleichzeitig auch unsren Zorn und unsere Wuth nur noch mehr auf.

Der alte Hickman war ganz außer sich. Ich hörte ihn erklären, er sei so hungrig, daß er im Stande wäre, einen Indianer roh zu fressen, wenn er nur einen in die Klauen bekommen könnte, und er sah auch in der That so grimig aus, daß man ihm zutrauen konnte, er werde diese Drohung in Ausführung bringen.

»Der Anblick verwünschter Rothhäute,« fuhr er fort, »die sich den Wanst mit Fleisch mästen, während ein christlicher weißer Mann keinen Knochen zu nagen hat, könnte Einen wahnsinnig machen.«

Es müßte aber ein ganz kahler Platz sein, wo Leute wie Hickman und Weatherford keine Hülfsquellen aufzufinden vermöchten, und die Energie Beider wendete sich nun der Entdeckung zu. Wir sahen sie unter den todten Tannennadeln herumkratzen, die, wie schon vorhin gesagt worden, eine dichte Schicht auf der Fläche des Bodens bildeten.

Was suchten sie? Würmer? Maden? Larven oder Eidechsen? Man hätte dies denken können; aber nein, so weit war es noch nicht gekommen. So hungrig sie auch waren, so waren sie doch noch nicht entschlossen, Reptilien zu verzehren. Eine bessere Hülfsquelle war ihnen eingefallen und kurz nachher verkündete ein freudiger Ausruf, daß sie den Gegenstand ihres Suchens entdeckt hatten.

Hickman hielt eine bräunliche Masse von kegelförmiger Gestalt und fast einem großen Pinienapfel gleichend, in die Höhe. Es war eine Zapfe von der Besentanne und an ihrer Form und Größe leicht erkennbar.

»Na, Kameraden,« schrie er laut genug, um von Allen ringsum gehört zu werden, »jetzt sammelt Euch ein wenig um diese Baumeier herum und brecht sie auf. Ihr werdet Körner darin finden, die gar nicht schlecht schmecken. Freilich sind sie kein Schweinefleisch und Hominy, aber Schweinefleisch und Hominy haben wir einmal nicht, und diese Körner stillen im Nothfalle auch den Hunger. Wenn Ihr nur ein wenig unter dem Gerölle da herumsuchen wollt, so werdet Ihr schon noch mehr finden. Versucht es.«

Der Wink ward sogleich befolgt und im nächsten Augenblicke kratzten wir Alle in den todten Nadeln nach Tannzapfen herum. Einige lagen auf der Oberfläche und nahe bei der Hand, so daß wir sie uns leicht verschaffen konnten, während andere entferntere mit Hilfe unserer Ladestöcke oder Gewehre herbeigeangelt wurden.

Jeder von uns sah sich auf diese Weise in den Stand gesetzt, sich einen größern oder geringern Vorrath zu verschaffen. Die Zapfen wurden schnell aufgeschnitten und die Nüsse oder Körner begierig verzehrt.

Es war durchaus kein schlechtes Nahrungsmittel, denn die Körner der Besentanne sind sowohl nahrhaft als auch wohlschmeckend. Ihre Qualität fand daher allgemeine Zufriedenheit.

Nur an Quantität waren sie mangelhaft – denn es waren ihrer nicht genug in der Nähe zu haben, um das Bedürfniß von fünfzig hungrigen Magen, wie die unseren, zu befriedigen.

Es wurden einige Witze über dieses trockene Frühstück gemacht, und die Leichtsinnigeren von uns lachten, während sie aßen, als ob es sich hier um gar nichts Ernstes gehandelt hätte. Das Gelächter dauerte indessen nicht lange, denn unsere Lage war eine zu mißliche.

Das Feuer des Feindes hatte, wie schon bemerkt, nachgelassen, ja fast ganz aufgehört, und wir hatten vollauf Zeit, die Gefahren unserer Lage zu erwägen.

Bie jetzt war es uns nicht eingefallen, daß wir in der That *belagert* wurden; die Hitze des Kampfes hatte uns keine Zeit zum Nachdenken gelassen. Wir betrachteten die ganze Affaire als ein Scharmützel, welches bald sein Ende dadurch erreichen müßte, daß die eine oder die andere Partei den Sieg gewänne.

Dieses Ansehen hatte der Kampf aber jetzt nicht mehr, sondern er hatte mehr das einer Belagerung gewonnen.

Wir waren auf allen Seiten umzingelt – wie in einer Festung eingeschlossen – aber nicht halb so sicher. Unsere einzige Pallisade war der Ring von stehenden Bäumen, und wir hatten kein Blockhaus, in welches wir uns für den Fall der Verwundung zurückziehen konnten. Jeder Mann war eine Schildwache, aber ohne Aussicht auf Ablösung.

Unsere Lage war im höchsten Grade gefährlich. Es gab keine Aussicht auf Entrinnen. Unsere Pferde waren alle davongelaufen. Ein einziges lag todt neben dem Teiche. Es war durch eine Kugel getödtet worden, aber diese war nicht vom Feinde gekommen. Hickman hatte den Schuß gethan. Ich sah ihn und wunderte mich darüber. Der Jäger hatte aber seine guten Gründe gehabt, obschon ich dieselben erst später erfuhr.

Wir konnten unsere Position gegen einen an Zahl uns fünf Mal überlegenen Feind, ja vielleicht einen noch zahlreicheren, behaupten. Aber wie stand es mit den Nahrungsmitteln?

Durst fürchteten wir nicht. Des Nachts konnten wir diesen stillen, indem wir uns, von der Dunkelheit geschützt, dem Teiche näherten.

Wassermangel also besorgten wir nicht, aber woher sollten wir Speise bekommen? Die Tannzapfen, die wir gesammelt hatten, waren so zu sagen nur ein Bissen. In unserer unmittelbaren Nähe gab es keine mehr – wir mußten endlich dem Hunger erliegen.

Wir besprachen uns mit einander über unsere Aussichten. Dieselben waren düster genug. Wie sollte der Kampf

enden? Wie sollten wir aus unserer gefährlichen Lage befreit werden? Dies waren die Fragen, welche von Mund zu Mund gingen und die Gedanken Aller beschäftigten.

Nur ein einziger Plan bot eine plausible Aussicht auf Entrinnen, und dieser bestand darin, daß wir unsere Position bis zum Einbruche der Nacht behaupteten, in der Dunkelheit einen Ausfall machten und uns durch die Linien des Feindes hindurchschlugen.

Es hieß dies freilich nichts Anderes als Spießruthen laufen. Einige von uns mußten sicherlich fallen – vielleicht Viele, aber Einige entrannen wahrscheinlich.

Zu bleiben, wo wir waren, hieß uns einem sichern Opfertode weihen. Es war keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir von Andern entsetzt werden würden – eine solche Hoffnung hegte Niemand. Sobald der Hunger uns überwältigte, wurden wir sicherlich bis auf den letzten Mann niedergemetzelt.

Anstatt uns in ein solches Schicksal zu fügen, beschlossen wir, so lange wir noch stark wären, es auf alle Gefahren hin ankommen zu lassen und uns mitten durch unsere Belagerer hindurch den Weg zu bahnen.

Die Dunkelheit mußte den Versuch begünstigen, und begierig warteten wir auf den Untergang der Sonne.

EILFTES KAPITEL. EINE KUGEL VON HINTEN.

Wenn die Zeit uns lang ward, so war der Mangel an Beschäftigung doch daran nicht schuld. Während des Tages erneuteten die Indianer dann und wann ihren Angriff,

und trotz all' unserer Wachsamkeit ward uns wieder ein Mann getödtet und Mehrere leicht verwundet.

Bei diesen Scharmützeln verriethen die Wilden die bestimmte Absicht, unserer Linie näher zu kommen, indem sie von Baum zu Baum vorrückten. Wir verstanden ihren Zweck vollkommen. Nicht als ob sie die Absicht gehabt hätten, mit uns handgemein zu werden, obschon ihre Anzahl sie wohl in den Stand gesetzt hätte, dies zu thun. Sie waren jetzt noch zahlreicher, als beim Beginn des Kampfes. Eine dritte Schaar war an Ort und Stelle angelangt. Wir hatten den Schrei des Willkommens gehört, welcher ihre Ankunft begrüßte.

Trotz dieses Zuwachses an Kräften aber beabsichtigten sie doch nicht, es auf einen Kampf mit kurzen Waffen ankommen zu lassen. Ihr Zweck beim Vorrücken war ein anderer, und wir verstanden ihn. Sie hatten bemerkt, daß sie, wenn sie dicht an unsere convexe Linie heranrückten, nahe genug kommen würden, um auf die von unsren Leuten zu feuern, welche auf der entgegengesetzten Seite der Lichtung standen und natürlich dann ihrem Ziele blosgestellt waren.

Dies zu verhindern, ward daher jetzt der Hauptgegenstand unserer Aufmerksamkeit, und es war nothwendig, unsere Wachsamkeit zu verdoppeln. Wir thaten dies, indem wir mit forschenden Blicken die Stämme in's Auge faßten, hinter welchen, wie wir wußten, die Wilden lauerten, und glichen dem Jäger, welcher die Gangöffnungen eines Kaninchengeheges bewacht.

Es ging mit dem Vorrücken unserer Feinde nicht gut, denn es kostete ihnen mehrere ihrer muthigsten Leute. In dem Augenblicke, wo Einer schnell von Baum zu Baum zu huschen suchte, knallten alle Mal drei oder vier Büchsen, von denen wenigstens eine den sichern Tod brachte.

Die Indianer wurden es daher auch bald müde, dieses gefährliche Manöver weiter zu versuchen, und so wie der Abend sich näherte, schienen sie ihre Absicht aufzugeben und sich damit zu begnügen, unsren Belagerungszustand weiter fortzuführen zu lassen.

Wir waren froh, als die Sonne unterging und die Dämmerung einbrach. Diese mußte bald vorübergehen, und wir waren dann in den Stand gesetzt, das Wasser zu erreichen. Unsere Leute waren fast wahnsinnig vor Durst, denn sie hatten denselben fast den ganzen Tag lang ertragen.

Schon während des Tages würden Viele nach dem Wasser gegangen sein, wenn sie nicht durch die Mahnungen der Klügeren, ganz besonders aber durch einen Vorfall zurückgehalten worden wären, dessen Zuschauer sie sämmtlich gewesen waren. Einer, der tollkühner war als die Andern, hatte nämlich den Versuch gewagt. Es war ihm gelungen, den Teich zu erreichen, er hatte sich satt getrunken und eilte auf seinen Posten zurück, als ein Schuß von den Wilden ihn todt auf den Rasen niederstreckte. Er war der letzte der Getöteten, und seine Leiche lag jetzt auf dem freien Platze vor den Augen seiner Kameraden.

Es war dies eine Warnung für Alle; denn trotz der Qual des Durstes hatte Keiner Lust, das gewagte Experiment nachzumachen.

Endlich senkte sich die willkommene Dunkelheit herab – nur noch ein grauer Lichtschimmer weilte an dem bleifarbenen Himmel.

Unsere Leute näherten sich zu Zweien und Dreien dem Teiche. Wie Gespenster bewegten sie sich und glitten schweigend über den freien Platz, aber in gebückter Haltung und mit begierig nach der Richtung des Wassers vorwärts geneigten Köpfen. Wir gingen nicht Alle auf ein Mal, obschon wir Alle Einer wie der Andere gleich begierig waren, unsren Durst zu löschen – denn die Ermahnungen des alten Jägers blieben nicht unbeachtet, und die Standhafteren beschlossen, ihre Qual noch ein wenig länger zu ertragen, und zu warten, bis die Ander wieder auf ihren Posten zurückkommen würden.

Es war klug, daß wir so handelten, denn in diesem Augenblicke erneuteten die Indianer, die ohne Zweifel ahnten, was vorging, ihr Feuer mit frischer Energie. Ganze Salven wurden auf's Gerathewohl abgefeuert – die Finsterniß machte das Zielen unmöglich – dennoch aber summten die Kugeln uns um die Ohren wie Hornissen.

Es erhob sich das Geschrei, daß die Indianer gegen uns anrückten, und Die, welche nach dem Wasser gegangen waren, stürzten eilig zurück – Einige sogar, ohne erst das so sehr begehrte Wasser gekostet zu haben.

Während dieser ganzen Zeit war ich hinter meinem Baume geblieben. Mein schwarzer Vasall war ebenfalls

wie eine treue Schildwache, die er auch war, nicht von seinem Posten gewichen. Wir sprachen davon, einander abwechselnd abzulösen, und Jake bestand darauf, daß ich zuerst trinken sollte. Ich hatte mich schon zum Theil mit diesem Arrangement einverstanden erklärt, als das Feuer des Feindes plötzlich wieder eröffnet ward.

Eben so wie die Andern fürchteten wir, daß die Wilden im Begriffe stünden, vorzurücken, und wohl kannten wir die Nothwendigkeit, sie zurückzuhalten. Wir kamen daher überein, noch ein wenig auf unserm Posten zu bleiben.

Ich lugte mit dem einen Auge um den Stamm des Baumes herum und legte meine Büchse an. Ich wartete auf einen Blitz von der Flinte eines Gegners, um darnach zielen zu können, als ich plötzlich meinen Arm in die Höhe schnellen fühlte, während mir die Büchse gleichsam aus der Hand gerissen ward.

Die Sache war durchaus nichts Räthselhaftes. Eine Kugel war mir durch den Arm gegangen und hatte die obern Muskeln durchbohrt. Ich hatte meine Schulter zu sehr sehen lassen und war verwundet – weiter Nichts.

Mein erster Gedanke war, nach meiner Wunde zu sehen. Ich fühlte sie ziemlich deutlich, und dies setzte mich in den Stand, die Stelle zu entdecken. Ich sah, daß die Kugel durch den obern Theil meines rechten Armes gerade unterhalb der Schulter gegangen war und dann die Brust meiner Uniform gestreift hatte, wo ihre Spur noch in dem zerrissenen Tuche sichtbar war.

Es war noch hell genug, um mich diese Beobachtung machen zu lassen, und dann ferner wahrzunehmen, daß ein dicker Blutstrom aus der Wunde hervorquoll.

Ich begann meinen Rock aufzuknöpfen, um besser zu der Wunde kommen zu können. Der Schwarze war schon neben mir und riß sein Hemd in Streifen.

Plötzlich hörte ich ihn einen Ausruf der Ueberraschung aussstoßen, worauf die Worte folgten:

»Gott allmächtige! Massa Georg, dieser Schuß kam von hinten.«

»Von hinten!« rief ich, seine Worte wiederholend und wieder nach der Wunde sehend. Es war schon ein ähnlicher Argwohn in mir erwacht, und ich glaubte den Schuß von *hinten gefühlt* zu haben.

Es war keine Einbildung gewesen. Bei genauerer Untersuchung der Wunde und der Rißspuren auf meinem Rocke, stellte sich die Richtung, welche die Kugel genommen, deutlich heraus. Unzweifelhaft hatte sie mich von hinten getroffen.

»Guter Gott, Jake,« rief ich, »es ist so. Die Indianer sind auf die andere Seite der Lichtung vorgerückt – wir sind verloren!«

Wir drehten uns Beide nach der Lichtung herum, als in diesem Augenblicke, wie um unsere Vermuthung zu bestätigen, eine zweite Kugel an unsren Ohren vorüberpfiff und in den Baum einschlug, hinter welchem wir knieten.

Ganz gewiß war sie von der andern Seite der Lichtung abgefeuert worden; wir sahen den Pulverblitz und hörten den Knall der Flinte, von welcher diese Kugel ausging.

Was war aus unsren Kameraden auf dieser Seite geworden? Hatten sie ihren Posten verlassen und die Indianer herankommen lassen? Waren sie Alle am Teiche und vernachlässigten auf diese Weise ihre Pflicht?

Dies waren die ersten Muthmaßungen Jake's sowohl als meine eigenen. Es war zu finster, als daß wir unsere Leute im Schatten der Tannen hätten sehen können, aber auf dem freien Platze sahen wir sie auch nicht.

Wir wußten, nicht, was wir denken sollten, und schrien laut und verlangten Aufklärung dieses sonderbaren Umstandes. Wenn Antworten erfolgten, so hörten wir sie doch nicht, denn in diesem Augenblicke übertäubte ein wildes Geheul von unsren Feinden jeden andern Ruf, und es bot sich plötzlich unsren Augen ein Schauspiel dar, bei welchem uns das Blut in den Adern erstarrte.

Gerade vor der Position, welche Jake und ich eingenommen, und dicht bei den Linien der Indianer sah man plötzlich eine rothe Flamme aus der Erde emporschießen. Sie stieg ruckweise, und jedes Mal höher und höher, bis sie die Wipfel der Bäume erreichte. Sie glich den Blitzen großer Massen Schießpulver, welches auf dem Boden angezündet worden, und so war es auch.

Wir lasen die Absicht auf den ersten Blick. Die Indianer versuchten den Wald in Brand zu stecken!

Der Erfolg war ein fast augenblicklicher. Sobald die schwefelige Flamme mit den ausgedorrt Nadelbüschchen der Tannen in Berührung kam, fingen diese Feuer wie Zunder, und mit der Schnelligkeit geoarfener Raketen schossen die Flammen nach verschiedenen Richtungen

hin und tanzten hoch über den Wipfeln der höchsten Bäume.

Wir sahen uns um. Auf allen Seiten erblickten wir ein ähnliches Schauspiel. Das wilde Geheul war das Signal zu einem Cirkel von Feuer gewesen. Die Lichtung war von einer rothen, brüllenden, gigantischen flammenden Mauer umgeben. Der ganze Wald stand in Flammen. Von allen Punkten schienen dieselben heranzurücken. Sie setzten die Bäume hinweg wie dürres Gras, und schossen in langen Strahlen bis zum Himmel empor.

Der Rauch lagerte sich jetzt um uns und ward mit jedem Augenblicke dichter, so wie das Feuer sich näherte, während die heiße Atmosphäre nicht mehr zu ertragen war. Schon erstickte sie fast unser Athmen.

Tod und Vernichtung stierten uns in die Augen, und unsere Leute erhoben ein Geschrei der Verzweiflung; das Brüllen der brennenden Tannen aber übertäubte ihre Stimmen und Keiner konnte auch nur seinen nächsten Kameraden hören.

Die Blicke aber verriethen die Gedanken; denn ehe der Rauch sich niedersenkte, war die Lichtung glänzend erhellt und wir konnten einander mit fast unnatürlicher Deutlichkeit sehen.

In den Gesichtern Aller malte sich Angst und Entsetzen.

Ich theilte dasselbe nicht sehr lange. Ich hatte aus meiner vernachlässigten Wunde allzuviel Blut verloren. Ich versuchte den freien Platz zu erreichen, wie ich Andere thun sah – ehe ich aber zwei Schritte von dem Baume

hinweg war, schwankten meine Beine unter mir und ich sank ohnmächtig zur Erde nieder.

ZWÖLFTES KAPITEL. EINE JURY MITTEN IM FEUER.

Ich hatte, als ich fiel, einen letzten Gedanken; es war der, daß mein Leben nun sein Ende erreicht habe, daß in wenigen Secunden mein Körper von den Flammen ergriffen werden und ich auf entsetzliche Weise umkommen würde.

Dieser Gedanke preßte mir einen schwachen Schrei aus, und mit diesem Schrei verließen mich meine Sinne. Ich war so bewußtlos, als wenn ich todt wäre.

In so weit Empfindung und Bewußtsein in Frage kamen, war ich auch wirklich todt – und wären die Flammen in diesem Augenblicke über mich hingegangen, so würde ich sie nicht gefühlt haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre ich zu Asche verbrannt, ohne weitern Schmerz zu erdulden.

Während der Zeit meiner Bewußtlosigkeit hatte ich weder Traum noch Vision. Soviel weiß ich, daß meine Seele ihre irdische Hülle verlassen haben mußte. Vielleicht schwebte sie noch darüber oder um mich herum, aber sie war nicht mehr in mir. Sie hatte sich von meinen Sinnen getrennt, denn diese waren alle todt.

Todt, aber fähig, wieder zum Leben erweckt zu werden, und glücklicher Weise war ein Wiederbelebungsmit-
tel zur Hand, eben so wie Jemand, der es in Anwendung brachte.

Als das Bewußtsein zurückkehrte, bestand die erste Wahrnehmung, die ich hatte, darin, daß ich bis an den Hals im Wasser war. Ich war im Teiche und zwar in liegender Stellung. Meine Beine und mein Körper waren unter dem Wasser und nur der Kopf über der Oberfläche am Ufer lehnend.

Ein Mann niete neben mir, selbst bis zur Hälfte im Wasser. Meine rückkehrenden Sinne setzten mich sehr bald in den Stand, zu sagen, wer es war – der treue Schwarze. Er fühlte mir an den Puls und schauete mir schweigend und forschend in's Gesicht,

Als meine offenen Augen seinem Blicke antworteten, stieß er einen Freudenruf und die Worte aus:

»Gott, Massa Georg sein wieder lebendig! Dank sei Gott allmächtige! Massa Georg sein wieder lebendig. O, seien muthig, junge Massa, nun werden Alles wieder gut – ja gewiß, nun werden Alles wieder gut.«

»Ich will es hoffen, Jake,« antwortete ich mit matter Stimme. So matt sie aber auch war, so versetzte sie doch den armen Kerl in das größte Entzücken, welchem er fortfuhr, nach seiner kauderwelschen und naiven Weise Worte zu leihen.

Ich konnte den Kopf emporrichten und mich umsehen.

Es war ein furchtbare Schauspiel, welches von allen Seiten meine Augen begrüßten, und Licht genug war aus vorhanden.

Der Wald brannte immer noch mit ununterbrochenem Gebrüll, wie das des Donners oder eines gewaltigen Windes, und dazwischen hindurch vernahm man lautes Zischen und Knallen, welches einem Pelotonfeuer glich. Man hätte meinen sollen, es sei das Gewehrfeuer der Indianer; aber dies war unmöglich. Sie mußten sich schon lange vor dem sich weiter ausbreitenden Kreise dieser Alles verzehrenden Feuersbrunst zurückgezogen haben.

Es war weniger Flamme als da ich zuletzt darauf geschauet hatte, und weniger Rauch in der Atmosphäre. Das trockne Land war längst zu Asche verwandelt worden und die dünne Reiser waren zur Erde gefallen, wo sie eine dicke Schicht glühender Asche bildeten.

Aus dieser empor ragten die hohen Stämme, halb ihrer Zweige entblößt und alle in Flammen stehend. Die mürbe Rinde hatte überall Feuer gefangen und das harzreiche Holz bot den Flammen willkommene Nahrung. Viele Bäume waren weit inwendig hineingebrannt und sahen aus wie ungeheure glühende eiserne Säulen. Das Schauspiel war ein wahrhaft infernalisches.

Auch das Gefühl erinnerte an die Hölle. Die Hitze war furchtbar und die Atmosphäre erzitterte von dem Wärmostoff, von welchem sie erfüllt war. Das Haar war auf meinem Kopfe gesengt, meine Haut schien sich in Blasen zu verwandeln zu wollen; und die Luft, die ich einathmete, glich dem Dampfe aus dem Ventile einer Locomotive.

Unwillkürlich sah ich mich nach meinen Kameraden um. Eine Gruppe von etwa einem Dutzend oder mehr befand sich auf dem freien Platze am Rande des Teiches,

aber das waren nicht Alle. Es mußten ungefähr fünfzig sein. Wo waren die Andern? Waren sie in den Flammen umgekommen? Wo waren sie?

Mechanisch richtete ich diese Frage an Jake.

»Dort, Massa,« entgegnete er, indem er abwärts zeigte.
»Sie Alle noch wohl – Alle noch – ich glauben.«

Ich schauete über die Fläche des Teiches. Ungefähr drei Dutzend runde Gegenstände begegneten meinem Blicke. Es waren die Köpfe meiner Kameraden.

Eben so wie der meine befanden sich ihre Körper im Wasser, die meisten bis an den Hals. Sie hatten sich auf diese Weise postirt, um dem Rauche sowohl, als der sengenden Hitze auszuweichen. Aber die Andern – die am Rande – warum hatten sie sich dieser schlauen Vorsichtsmaßregel nicht ebenfalls bedient? Warum standen sie noch der grimmigen Hitze ausgesetzt und unter den wabgenden Rauchwolken?

Die letztern waren dünn und schleierartiger worden. Man sah die Gestalten der Männer deutlich hindurch und vergrößert wie in einem Nebel. Gleich Riesen schritten sie hin und her, und die Büchsen in ihrer Hand schienen von kolossalnen Dimensionen zu sein.

Ihre Geberden waren schroff und ihre ganze Haltung verrieth, daß sie sich in einem Zustande der größten Aufregung befanden. Dies war unter den Umständen, welche sie umgaben sehr natürlich. Ich sah, daß es die bedeutendsten Leute unserer Schaar waren. Ich sah Hickman

und Wheaterford unter ihnen, welche beide heftig gestikulirten. Ohne Zweifel erriethen sie sich, wie wir zu Werke gehen sollten.

Dies war die Muthmaßung, welche sich mir bei dem ersten Blicke aufdrang; eine fernerweite genauere Beugenscheinigung der Gruppe aber überzeugte mich, daß ich mich irrte.

Es war keine Berathung über unsere künftigen Pläne, die sie hielten. Wenn einmal zwischen den Salven der knallenden und prasselnden Tannen eine Pause eintrat, konnte ich ihre Stimmen hören. Es waren die von Männern, die in einem tödtlichen Streite begriffen waren, besonders die Stimmen Hickman's und Wheaterford's, welche beide in einem Tone sprachen, der die verzweifeltste Entrüstung verrieth.

In diesem Augenblicke zog sich der Rauch noch mehr auf die Seite, und ich sah eine Gruppe, die noch weiter vom Rande des Teiches entfernt stand. Es waren sechs Mann, die zu dreien standen, und ich bemerkte, daß der mittlere von je Drei, von den andern Beiden fest gepackt gehalten ward. Zwei davon waren also Gefangene.

Waren es Indianer? Zwei von unsrern Feinden, welche in der Verwirrung des Feuers sich in die Lichtung verlaufen hatten und hier gefangen genommen worden waren?

Dies war mein erster Gedanke; in diesem Augenblicke aber erfüllte ein Flammenstrahl, der unter den Baumwipfeln emporschoß, die Lichtung, mit einer Fluth glänzenden Lichtes. Die auf diese Weise beleuchtete Gruppe war so deutlich zu sehen, wie am hellen Tage.

Ich war über die Gefangenen nicht mehr in Zweifel. Ihre Gesichter waren vor mir – weiß und hohläugig, wie vor Furcht. Selbst die rothe Gluth vermochte ihnen keine Farbe mitzutheilen; aber so bleich und entstellt sie auch waren, so machte es mir doch keine Mühe, sie zu erkennen. Es waren Spence und Williams.

DREIZEHNTES KAPITEL. RASCHE JUSTIZ.

Ich drehete mich nach meinem Schwarzen herum, um ihm eine Erklärung abzuverlangen; ehe er aber meine Frage beantworten konnte, begriff ich die Situation mehr als halb von selbst.

Mein eigener Zustand mahnte mich. Ich gedachte meiner Wunde – ich besann mich, daß ich sie *von hinten* erhalten. Ich besann mich, daß die Kugel, welche den Baum getroffen, von derselben Richtung hergekommen war. Ich glaubte, wir hätten diese Schüsse den Wilden zu verdanken gehabt. Nein, schlimmere Wilde – Spence und Williams – waren die Leute, welche sie abgefeuert hatten.

Der Gedanke war entsetzlich – der Beweggrund räthselhaft.

Und nun kehrten die Vorfälle der vorigen Nacht in meine Erinnerung zurück – das Benehmen dieser beiden Bursche im Walde, die verdächtigen Winke, welche der alte Hickman und sein Begleiter hatten fallen gelassen, und weit jenseits der vergangenen Nacht stiegen andere Umstände – meinem Gedächtnisse noch wohl eingeprägt – frisch wieder vor mir auf.

Hier erkannte ich wieder die Hand des verworfenen Arens Ringzold. O Gott! Wenn ich bedachte, daß dieses Ungeheuer –

»Werden Gericht halten über verdammte Schurken,« sagte Jake zur Antwort auf meine Frage – »weiter sein das Nichts, Massa Georg.«

»Ueber wen denn?« fragte ich unwillkürlich, denn ich wußte schon, wen er mit den »verdammten Schurken« meinte.

»Nun, Massa Georg, sehen nicht da drüben? Gott allmächtige! Sein weiß wie Kreide. Die haben Massa geschossen und kein Indianer. Ich wissen das gleich und ich sagen es Massa Hickman, aber Massa Hickman sagen, er haben selbst gesehen, und so sagen auch Massa Weatherford. Beide haben sehen dies zwei Schüsse thun. Nun sie halten Gericht über sie auf Tod und Leben.«

Mit seltsamer Empfindung wendete ich meine Augen wieder herum und schauete erst auf die eine Gruppe, dann auf die andere.

Das Feuer machte jetzt weniger Lärm, denn das harzige Holz war beinahe ausgebrannt, und das Knallen, welches durch das Entweichen der in den zellenförmigen Höhlen eingeschlossenen Luft verursacht ward, war weniger häufig geworden. Man hörte Stimmen über die Lichtung herüber und ich hörte aufmerksam auf die der improvisirten Jury. Ich bemerkte, daß ein Streit stattfand.

Die Geschworenen waren über ihr Verdict nicht einig. Einige verlangten den sofortigen Tod der Gefangenen, während Andere, die einer solchen raschen Bestrafung abgeneigt waren, verlangten, man solle erst noch fernerweite Untersuchungen über ihre zeitherige Handlungsweise anstellen.

Es waren auch Einige, die nicht an ihre Schuld glauben konnten. Die That war zu ungeheuerlich und unwahrscheinlich. Aus welchem Beweggrunde konnten sie sie begangen haben, noch dazu zu einer Zeit, wo ihr eigenes Leben selbst in der größten Gefahr schwebte?

»Nicht in der mindesten Gefahr,« rief Hickman zur Antwort auf diese Frage, »nicht in der mindesten Gefahr. Den ganzen Tag ist kein Schuß nach ihnen abgefeuert worden. Ich sage Euch, Kameraden, daß sie mit den Indianern unter Einer Decke stecken. Sie sind Nichts weiter als Spione, und das Werk der letzten Nacht beweis't es. Es waren Nichts als Lügen, daß sie sich verirrt hätten – solche Kerle verirren sich nicht. Sie sind Beide in diesen Wäldern hier so genau bekannt, wie die Thiere, die darin leben. Sie sind Beide schon viel Mal hier gewesen und ein wenig zu oft, glaube ich. Die und sich verirren! Habt Ihr wohl jemals gehört, daß ein Waschbär sich verirrt habe?«

Einer der Andern antwortete. Ich konnte nicht verstehen, was er sagte; aber gleich darauf ließ die Stimme des Jägers sich wieder deutlich und klar vernehmen.

»Ihr schwatzt von ihrem Beweggrunde! Ihr meint, was sie wohl für Ursachen zu einem solchen blutigen Bubenstücke gehabt haben könnten? Diese Ursachen sind allerdings nicht klar, das gebe ich zu, aber ich habe auch meinen Verdacht. Ich sage nicht, wer oder was. Es giebt Dinge, welche sein können, und es giebt wieder andere, die nicht sein können, aber ich habe in diesen letzten fünf Jahren mancherlei seltsame Geschichten bemerkt und von Andern gehört – und wenn das, was ich gehört habe, wahr ist – daß das, was ich gesehen habe, wahr ist, weiß Gott – dann sage ich Euch, Kameraden, daß ein Vornehmerer als Einer von diesen Beiden hinter der ganzen Geschichte steckt – das ist meine Meinung.«

»Aber sagt Ihr wirklich, daß Ihr sie nach dieser Richtung hin zielen sahet? Wißt Ihr das gewiß?«

Diese Frage ward von einem langen Manne gestellt, der mitten unter den Streitenden stand, einem Manne von vorgerückten Jahren und etwas strenger, aber ehrwürdiger Miene. Ich kannte ihn als einen unserer Nachbarn in der Niederlassung – einen reichen Pflanzer – der einzigen Verkehr mit meinem Onkel hatte und aus Freundschaft gegen unsere Familie sich der Verfolgung angelassen hatte.

»Ob ich's gewiß weiß?« wiederholte der alte Jäger mit Nachdruck und nicht ohne einen gewissen Grad von Entrüstung. »Haben wir zwei, ich und Jim Weatherford, es nicht mit unseren eignen Augen gesehen? Wir hatten sie den ganzen Tag belauert, denn wir wußten, daß die Sache nicht mit rechten Dingen zuging. Wir sahen sie Beide

über die Lichtung hinüber feuern und gerade auf den jungen Randolph zielen. Ueberdies sagt auch der Schwarze selbst, daß zwei Schüsse von dieser Richtung herkamen. Was könnt Ihr noch weiter für Beweise verlangen?«

In diesem Augenblicke hörte ich eine Stimme neben mir; es war die Jake's, welcher den Geschworenen zurief.

»Massa Hickman,« rief er, »wenn noch mehr Beweis nöthig sein, ich glaube, Jake kann geben. Eine von die Kugeln fehlen jungen Massa und stecken in den Baum. Diese Baum stehen noch dort – sein noch nicht verbrannt. Vielleicht finden Herren Kugeln noch in Baum und dann sein sehr leicht sagen, in welche Gewehr diese Kugel passen.«

Dieser Wink ward sogleich befolgt. Mehrere liefen auf den Baum zu, hinter welchem Jake und ich gestanden und der mit einigen andern in der Nähe aus irgend welcher Veranlassung nicht von den Flammen verzehrt worden, sondern noch mit schwarzem, obschon unversehrtem Stamme dastand. Jake ging mit den Uebrigen hin und bezeichnete die Stelle.

Die Rinde ward untersucht, das Schußloch gefunden und der bleierne Zeuge sorgfältig herausgegraben. Er hatte noch seine kugelförmige von den Zügen des Laufes leicht geriefe Gestalt.

Es war eine Büchsenkugel, und zwar eine von der größten Sorte. Es war bekannt, daß Spence eine Büchse von großem Kaliber führte. Die Gewehre der ganzen

Schaar wurden herbei gebracht und das Maß daran genommen. Die Kugel ging in den Lauf keiner andern Büchse als in die Spence's.

Nun war die Schuld erwiesen und das Verdict ward nicht länger aufgeschoben. Es lautete einstimmig dahin, daß die Gefangenen sterben sollten.

»Und laßt sie sterben wie Hunde, die sie auch sind,« rief Hickman, indem er entrüstet die Stimme erhob und gleichzeitig seine Büchse anlegte. »Komm', Jim Weatherford. Laßt sie laufen, Kameraden, und geht dann aus dem Wege. Wir wollen ihnen geben, was ihnen gehört. Sie mögen nach jenen Bäumen laufen, wenn sie wollen, und sich immer an die Hitze gewöhnen, denn es wird nicht lange dauern, so werden sie an einem noch viel heißen Orte sein.«

»Laßt sie gehen, laßt sie gehen,« sage ich, »oder beim Teufel! ich feuere mitten unter Euch hinein!«

Die, welche die Gefangenen bis jetzt gehalten, ließen, als sie die drohende Haltung des Jägers sahen, und fürchteten, daß er sein Wort halten werde, sie plötzlich los und liefen zurück nach der Gruppe der Geschworenen.

Die beiden elenden Wichte schienen nicht zu wissen, was sie thun sollten. Der Schrecken schien ihnen die Sprache geraubt zu haben und sie standen wie angewurzelt. Keiner von Beiden machte einen Versuch, den Platz zu verlassen.

Vielleicht leuchtete ihnen auch die vollständige Unmöglichkeit, dies zu thun, ein, und raubte ihnen alle Kraft, den Versuch zu machen. Aus der Lichtung konnten

sie nicht entrinnen. Die ihnen freigestellte Flucht nach den Bäumen war ein bitterer Hohn des entrüsteten Jägers. In zehn Secunden wären sie unter den brennenden Aesten geröstet worden.

Es war ein Augenblick athemloser Erwartung. Nur eine einzige Stimme ließ sich hören – es war die Hickman's.

»Na, Jim, nimm Du Spence und laß den andern mir.«

Dies ward in eiligem, gedämpftem Tone gesagt, und die Worte waren kaum ausgesprochen, als die beiden Büchsen gleichzeitig knallten.

Als der Rauch sich verzog, sah man die tödtliche Wirkung des Schusses. Die Execution war vorüber. Die Verräther hatten aufgehört zu leben.

VIERZEHNTES KAPITEL. EIN UNERWARTETER FEIND.

Wie auf der Bühne eines Theaters die Posse auf das erhabene Melodrama folgt, so folgte auch hier auf die tragische Scene ein Vorfall, der im höchsten Grade komisch und lächerlich war. Er erweckte ein lautes Gelächter, welches unter den obwaltenden Umständen wie des von Wahnsinnigen klang. In der That konnte man diese Leute auch für wahnsinnig halten, da sie der Heiterkeit Raum gaben, während eine so düstere und schreckensvolle Aussicht vor ihnen lag – die Aussicht auf fast gewissen Tod, entweder von den Händen unserer wilden Angreifer oder durch Hunger.

Vor den Indianern hatten wir jetzt jedoch keine Furcht. Die Flammen hatten uns aus dem Gehölze herausgetrieben, aber gleichzeitig auch unsere Feinde gezwungen, ihre Position zu verlassen, und wir wußten, daß sie jetzt weit von uns waren.

Nahe konnten sie nicht sein. Die verbrannten Aeste waren von den Tannen herabgefallen, und das Laub oder vielmehr Nadelwerk war vollständig verzehrt, so daß das Auge im Stande war, den Wald sehr weithin zu durchdringen. Auf jeder Seite hatten wir eine Fernsicht von fünfzehnhundert Schritten durch die Zwischenräume zwischen den rothglühenden Stämmen hindurch, und darüber hinaus hörten wir an dem Zischen der Flammen und dem fortwährenden Knistern der Aeste, daß frische Bäume in den Umkreis der Feuersbrunst hineingezogen worden, welche ihre Peripherie nach außen hin immer weiter ausdehnte.

Allmählig ward das Geräusch matter, bis es eine genaue Aehnlichkeit mit dem Grollen entfernten Donners hatte. Wir hätten glauben können, das Feuer verlöscche; aber der leuchtende Ring um den Horizont herum bewies, daß die Flammen noch aufstiegen. Blos weil das Geräusch jetzt aus einer größern Entfernung kam, hörten wir es weniger deutlich.

Unsere Feinde mußten natürlich noch weiter entfernt von uns sein. Sie mußten sich vor dem sich immer mehr erweiternden Ringe des Brandes zurückgezogen haben. Natürlich hatten sie sich auch vorgenommen, dies zu

thun, ehe sie den Brand entzündeten. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten sie sich bis auf die Savannah zurückgezogen, um den Ausgang abzuwarten.

Ihre Absicht, weißhalb sie den Wald in Brand gesteckt, war nicht so leicht zu errathen. Vielleicht erwarteten sie, daß das ungeheure Flammenmeer sich über uns schließen und uns verzehren, oder, noch wahrscheinlicher, daß wir unter den dichten Rauchwolken erstickten würden.

Dies wäre auch in der That unser Schicksal gewesen, wenn wir nicht den Teich in unserer Nähe gehabt hätten. Meine Kameraden sagten mir, daß sie von dem Rauche furchtbar auszustehen gehabt und daß sie hätten ersticken müssen, wenn sie nicht in den Teich gesprungen wären und die Gesichter dicht an den Wasserspiegel gehalten hätten, der an und für sich mehrere Fuß tiefer lag als das Niveau des Bodens.

Für mich war es eine Stunde der Bewußtlosigkeit gewesen. Mein treuer Neger hatte mich – als Leiche, wie er glaubte – an das Wasser getragen und neben meine Kameraden gelehnt. Später – als der Rauch sich theilweise verzogen hatte, ward Bericht über die Spione gehalten. Hickman und Weatherforth, welche über die Handlungsweise dieser Ungeheuer im höchsten Grade entrüstet waren, wollten von keinem Aufschube hören, sondern standen auf sofortiger Bestrafung. Deßhalb wurden die Elenden ergriffen und aus dem Teiche herausgeschleppt, um die Formalität eines Verhörs über sich ergehen zu lassen.

Diese Krisis war es, in welcher meine Besinnung zurückkehrte.

Sobald das furchtbare Urtheil vollzogen war, kamen die vormaligen Geschworenen in den Teich zurück und stellten sich so tief als möglich in's Wasser. Die Hitze war noch sehr groß und kaum zu ertragen.

Nur zwei unserer Kameraden schienen nicht darauf zu achten und bewiesen ihre Gleichgültigkeit in dieser Beziehung dadurch, daß sie am Rande des Teiches blieben. Es waren dies die beiden Jäger. Mit dem Messer in der Hand sah ich sie jetzt sich über einen dunklen in der Nähe liegenden Gegenstand neigen. Es war das Pferd, welches Kidman am Morgen erschossen hatte.

Nun begriff ich den mir bis jetzt rätselhaft gewesenen Beweggrund des alten Jägers. Es war ein Act jener schlauen Voraussicht, welche den Mann charakterisirte und gewissermaßen instinctartig genannt werden konnte.

Sie begannen das Pferd abzuhäuten, und hatten nach wenigen Secunden einen für ihren Zweck hinreichenden Theil der Haut abgeschält. Dann schnitten sie mehrere große Stücken des Fleisches, heraus und letzten sie auf die Seite. Nachdem dies geschehen war, trat Wheatherford bis an den Rand des brennenden Gehölzes und kam gleich darauf mit einem Arme voll halbverbrannter Reiser zurück.

Diese wurden nahe am Rande des Teiches zu einem Feuer zusammengebaut, und die beiden Männer kauerten daneben nieder und begannen das Pferdefleisch an

Bratspießen von dünnen Aesten zu braten, und unterhielten sich dabei mit einander so kaltblütig und heiter, als ob sie in der Kaminecke ihrer Hütten säßen.

Es gab noch Mehrere, die, eben so hungrig als sie, den Wink verstanden und ihr Beispiel nachzuahmen begannen. Die Qualen des Hungers besiegten die Furcht vor der heißen Atmosphäre, und binnen wenigen Minuten sah man ein Dutzend Männer wie Geier um das todte Pferd herum gruppirt und an dem Cadaver herumhacken und hauen.

Während dieser Situation ereignete sich der Vorfall, den ich als drollig und lächerlich bezeichnet habe. Mit Ausnahme der Wenigen, welche mit Bereitung ihres Mahles beschäftigt waren, blieben die Uebrigen von uns im Wasser. Wir lagen um den kreisrunden Rand des Wasserbeckens herum, mit den Körpern parallel neben einander und mit den Köpfen auf dem Ufer. Wir glaubten nicht, daß wir durch einen Eindringling irgend welcher Art gestört werden könnten – wenigstens nicht in der nächsten Zeit. Das Feuer fürchteten wir nicht mehr, und unsere barbarischen Feinde waren weit fort.

Mit einem Male aber zeigte sich ein Feind an einer ganz unerwarteten Stelle – nämlich gerade in der Mitte von uns – gerade in der Mitte des Teiches, wo das Wasser am tiefsten war, erhob sich eine ungeheuerliche Gestalt plötzlich auf die Oberfläche, und gleichzeitig wurden unsere Ohren mit einem lauten Gebrülle begrüßt, als ob ein

Schock Stiere in der Waldwiese losgelassen worden wären. In einem Augenblicke war das Wasser in wilder Aufregung – es ward zu Schaum gepeitscht – welcher wie Regen um unsere Köpfe herum geschleudert ward.

So zauberhaft und plötzlich diese Erscheinung auch war, so hatte sie doch nichts Geheimnißvolles. Die scheußliche Gestalt und das tiefe Gebrüll waren uns Allen wohlbekannt. Es war einfach ein Alligator.

Ohne seine ungeheure Größe würde die Nähe dieses Thieres kaum beachtet worden sein, aber es war einer der größten seiner Art. Sein Körper kam an Länge fast dem Durchmesser des Teiches gleich, und sein ungeheuerer Rachen schien recht wohl im Stande zu sein, Einen von uns auf einen einzigen Bissen zu verschlingen. Auch sein Gebrüll war hinreichend, um auch den Kühnsten mit Schrecken zu erfüllen.

Diese Wirkung brachte es auch hervor, und die erschrockenen Mienen Derer, welche im Wasser standen – ihr wildes Plätschern und Arbeiten, während sie sich beeilten, hinauszuklettern, ihr gleichzeitiges Hinaufrutschen an dem etwas steilen Rande, worauf sie sich über den freien Platz hinweg zerstreueten, alles Dies trug bei, ein eben so lächerliches als aufregendes Schauspiel zu gewähren.

Binnen weniger als zehn Secunden hatte der große Saurier den Teich für sich allein, und fuhr fort zu brüllen und mit seinem Schweife hin- und herzuschlagen, als ob er über unsere Flucht triumphirte.

Dieses Triumphes sollte er sich jedoch nicht lange erfreuen. Die Jäger, so wie mehrere Andere, ergriffen ihre Büchsen und rannten damit bis an den Rand des Teiches, wo dann eine Salve von einem Dutzend Kugelbüchsen dem Leben des Ungeheuers ein Ende machte.

Die, welche am Lande gewesen waren, hatten sich schon über die erschrockenen Flüchtlinge vor Lachen ausschütten wollen, und die Letztern, die sich nun von ihrem augenblicklichen Schrecken erholt hatten, stimmten jetzt in das Gelächter ebenfalls und zwar auf eine Weise ein, daß der Wald davon widerhallte. Hätten die Indianer uns in diesem Augenblicke hören können, so hätten sie glauben müssen, wir seien wahnsinnig oder wahrscheinlicher todt, und unsere Stimmen wären die ihrer von Wykomé selbst angeführten Freunde, welche über das höllische Brandopfer frohlockten.

FÜNFZEHNTES KAPITEL. EIN KAMPF IM FINSTERN.

Der Wald brannte noch die ganze Nacht hindurch, den nächstfolgenden Tag und die Nacht darnach. Selbst am zweiten Tage brannten die meisten Bäume noch. Sie loderten aber nicht mehr, denn die Luft war vollkommen still und es war kein Wind, der das Feuer zu hellen Flammen angefacht hätte. Man sah es nur in rothen Flecken an den Stämmen sengend und allmählig geringer werdend, so wie seine Kraft von selbst erstarb. Von vielen der Bäume war das Feuer ganz verschwunden und diese hatten jetzt keine Aehnlichkeit mehr mit Bäumen, sondern

sahen aus wie ungeheuere spitzige, verkohlte, schwarze und reichlich mit Kohlentheer bestrichene Pfähle.

Obschon es Theile des Waldes gab, welche hätten durchschritten werden können, so gab es doch auch noch andere Plätze, wo das Feuer noch hinreichend brannte, um unser Vordringen unmöglich zu maden. Wir wurden noch von dem feurigen Elemente belagert und waren in die engen Grenzen der Waldwiese oder Lichtung so vollständig eingeschlossen, wie von einer uns zwanzig Mal an Zahl überlegenen feindlichen Armee.

Keine Hülfe konnte zu uns dringen; selbst unsere Feinde hätten, so weit unser Leben in Frage kam, die »Belagerung nicht aufheben« können.

Die Vorsicht des alten Jägers hatte uns sehr gute Dienste geleistet. Ohne das Pferd hätten Einige von uns dem Hunger erliegen oder wenigstens furchtbar leiden müssen. Wir hatten jetzt vier Tage ohne Nahrung zugebracht, mit Ausnahme der, welche die Handvoll Tannzapfen und das Pferdefleisch gewährten, und immer noch umschloß uns der feurige Wald. Es gab keine andere Wahl als zu bleiben, wo wir waren, bis, wie Hickman meinte, der Wald »kühler« werden würde.

Wir wurden durch die Hoffnung ermuthigt, daß noch ein Tag dies bewirken würde und wir dann unversehrt unter den verkalkten Stämmen hindurch und über die schwarze sengende Asche hinwegwandern könnten. Die Aussicht vor uns aber war eben so düster als die rund um

uns. Während unsere Furcht vor dem Feuer sich minderte, stieg die vor unseren menschlichen Feinden in umgekehrtem Verhältnisse.

Wir hatten nur wenig Hoffnung, ohne einen Zusammenstoß wegzukommen. Unsere Feinde konnten die Wälder eben so rasch durchwandern als wir, und beobachteten uns sicherlich auf's Schärfste. Mit ihnen hatten wir daher die Rechnung noch auszugleichen.

Aber wir waren mittlerweile grimmiger und furchtloser geworden. Der größte Feigling unseres Trupps war tapfer geworden und Keiner war für Davonschleichen oder Zaudern. Mochten wir stehen oder fallen, so waren wir entschlossen, fest zusammenzuhalten, uns durch die feindlichen Linien hindurchzuschlagen oder in dem Versuche umzukommen. Es war nur das alte Programm mit einer kleinen Veränderung der Inszenesetzung.

Wir warteten blos auf die nächste Nacht, um den Plan in Ausführung zu bringen. Der Wald war bis dahin wahrscheinlich noch nicht so »kühl«, wie wir gewünscht hätten, aber der Hunger lächelte uns wieder. Das Pferd – ein kleines – war verschwunden. Funfzig ausgehungerte Magen sind nicht so leicht zu befriedigen. Die Knochen lagen rings umher, ganz sauber abgenagt – die, welche Mark enthielten, waren in Stücken zerschlagen und ihres Inhalts entledigt. Sogar der scheußliche Saurier war ein Skelett!

Einen noch widerlichern Anblick aber boten die Leichen der beiden Verbrecher dar. Die Hitze hatte sie zu einem ungeheuren Umfange aufgeschwelt und die Verwesung schon begonnen. Die Luft war erfüllt von den gräßlichen Ausströmungen, welche der Leiche eines menschlichen Wesens eigenthümlich sind.

Unsere im Kampfe gefallenen Kameraden waren begraben worden und man hatte davon gesprochen, mit den andern dasselbe zu thun. Niemand wendete Etwas dagegen ein, aber Niemand wollte freiwillig die Mühe auf sich nehmen. In solchen Fällen werden die Menschen von einer außerordentlichen Apathie beherrscht, und dies war hauptsächlich der Grund, weshalb die Leichen der beiden Spione unbegraben geblieben waren.

Mit sehnsgütig nach Westen gerichteten Augen erwarteten wir den Untergang der Sonne. So lange ihre glühende Scheibe noch über dem Horizonte schwebte, konnten wir in Bezug auf den Zustand des Feuers nur Vermuthungen anstellen. Die Finsterniß erst mußte uns in den Stand setzen, den Theil des Waldes zu unterscheiden, der noch brannte, und die Richtung zu ermitteln, welche wir einzuschlagen hatten. Das Feuer selbst mußte uns zeigen, wie wir es vermeiden konnten.

Die Dämmerung fand uns in der gespanntesten Erwartung und nicht ohne Hoffnung. Es war nur wenig Geräusch unter den verbrannten Tannen zu vernehmen und der Rauch schien dünner zu sein, als wir ihn bis jetzt bemerkten.

Alle glaubten, das Feuer sei ziemlich aus und die Zeit da, wo wir hindurchpassiren könnten.

Ein unerwarteter Umstand setzte diesen Punkt außer Zweifel.

Während wir noch dastanden und warteten, fing es an zu regnen – anfangs in schweren einzelnen Tropfen, aber nach wenigen Minuten goß es, als ob alle Schleußen des Himmels mit einem Male geöffnet worden wären.

Wir begrüßten das Phänomen mit Freuden – es schien ein Omen zu unsren Gunsten. Unsere Leute ließen sich kaum abhalten, sofort aufzubrechen; die Vorsichtigen aber riethen zur Geduld und wir blieben stehen und warteten auf noch tiefere Finsterniß.

Der Regen fuhr fort herabzuströmen, und seine Wolken beschleunigten die Nacht. So wie es dunkler ward, zeigte sich kaum noch ein Funke unter den Bäumen.

»Es ist nun finster genug,« sagten die Ungeduldigen. Die Andern stimmten bei und Alle machten sich nun auf den Weg in den schwarzen Schoß des verbrannten Waldes hinein.

Wir bewegten uns schweigend. Jeder faßte sein Ge- wehr und hielt es zum sofortigen Gebrauche bereit. Das meine führte ich in nur Einer Hand – die andere ruhte in einer Binde.

Ich befand mich nicht allein in diesem Zustande, ein halbes Dutzend meiner Kameraden waren ebenfalls in die Arme geschossen worden und wir bildeten zusammen den Nachtrab. Die Unverwundeten marschirten voran, und Hickman und Wheaterford agirten als Führer.

Der Regen schmetterte auf uns herab – es war kein Laubwerk mehr da, welches ihn aufgefangen hätte. Während wir unter den verbrannten Bäumen hinmarschirten, wurden uns die schwarzen Schlacken in's Gesicht getrieben und eben so schnell wieder abgewaschen. Die meisten unserer Leute waren barhäuptig, denn ihre Mützen hatten sie auf die Schlösser ihrer Flinten gedeckt, um diese trocken zu erhalten; Einige schützten ihr Zündkraut auch mit den Schößen ihrer Röcke.

Auf diese Weise hatten wir beinahe eine halbe englische Meile zurückgelegt – wir wußten nicht in welcher Richtung. Kein Führer hätte durch einen solchen Wald hindurch einen Pfad finden können. Wir bemühten uns, blos immer geradeaus zu marschiren, mit der Absicht, über unsere Feinde hinauszukommen. Da wir so lange unbelästigt geblieben waren, so hatten wir angefangen zu hoffen.

Ach, es war nur ein augenblicklicher Schimmer! Wir schlügen die Schlauheit unserer rothen Feinde zu gering an.

Sie hatten uns während der ganzen Zeit auf's Schärfste beobachtet – sie waren uns nachgeschlichen und marschirten in einiger Entfernung zu beiden Seiten von uns in zwei parallelaufenden Linien. Während wir von Sicherheit träumten, hatten sie uns in ihrer Mitte. Die Blitze von hundert Musketen durch den neblichten Regen hindurch – das Pfeifen von eben so vielen Kugeln – war die erste Andeutung, die wir von ihrer Nähe bekamen.

Mehrere von uns stürzten unter dieser Salve – Einige erwidernten das Feuer – Einige dachten nur an Flucht.

Mit gellendem Geschrei rückten die Wilden uns näher; in der Dunkelheit schienen sie zahlreicher zu sein als die Bäume.

Mit Ausnahme des gelegentlichen Knalls eines Pistols wurden keine andern Schüsse gehört oder abgefeuert – Niemand dachte daran, wieder zu laden.

Der Feind war über uns, ehe wir noch Zeit hatten, einen Ladestock zu ziehen. Messer und Beil sollten das Gefecht entscheiden.

Der Kampf war eben so blutig als kurz. Viele von uns wackern Leuten fanden den Tod, aber Jeder tödete seinen Feind – Einige zwei oder drei – ehe er fiel.

Es dauerte nicht lange, so waren wir überwunden. Wie konnte es auch anders sein? Die Feinde waren Fünf gegen Einen. Sie waren frisch und stark – wir vom Hunger ermattet – beinahe ausgemergelt – Viele von uns verwundet – wie konnte es anders sein?

Ich sah nur wenig von dem Kampfe – vielleicht sahen auch die Andern nicht mehr. Es war ein Kampf im Dunkeln – in fast vollständiger Finsterniß.

Mit nur Einer Hand – und zwar der linken – war ich fast ganz hülflos. Ich schoß meine Büchse auf's Gerathewohl ab und hatte es eben möglich gemacht, ein Pistol zu ziehen, aber ein Hieb mit einem Tomahawk hinderte mich, es zu gebrauchen, und schlug mich gleichzeitig besinnungslos zu Boden.

Ich war blos betäubt, und als meine Sinne zurückkehrten, bemerkte ich, daß der Kampf vorüber war. So dunkel es auch war, so konnte ich doch eine Anzahl schwarzer Gegenstände in meiner Nähe auf dem Boden liegen sehen – es waren die Leichen der Erschlagenen.

Einige davon waren meine vormaligen Kameraden – Andere die Feinde derselben – in vielen Fällen hielten sie sich einander noch fest umschlungen. Rothe Indianer beugten sich über sie, wie um sie zu trennen. An den erstern übten sie das gräßliche Ceremoniell ihrer Rache – sie scalpirten sie.

Eine Gruppe war näher – die Individuen, welche dieselbe bildeten; standen aufrecht. Einer in ihrer Mitte schien Befehle zu ertheilen selbst in dem grauen Lichte konnte ich *drei wehende Federn* unterscheiden.

Abermals Oceola!

Ich war nicht frei, sonst wäre ich in diesem Augenblicke hervorgestürzt und hätte ihn gepackt – wenn auch mein Bemühen ein eitles gewesen wäre. Aber ich war nicht frei. Zwei Wilde knieten neben mir, als ob sie mich bewachten und mich am Entfliehen hindern wollten.

Ich sah, daß mein Neger nicht weit von mir lag. Auch er lebte noch und wurde auf dieselbe Weise bewacht. Warum hatte man uns nicht getötet? Ein Mann näherte sich dem Platze, wo wir lagen. Es war nicht der mit den Straußfedern, obschon dieser Letztere ihn abgesendet zu haben schien. Als er sich näherte, bemerkte ich, daß er ein Pistol in der Hand trug. Meine Stunde hatte geschlagen.

Der Mann beugte ich über mich und hielt die Waffe dicht an mein Ohr. Zu meinem Erstaunen feuerte er in die Luft!

Ich glaubte, er hätte mich gefehlt und würde es nochmals versuchen. Dieses aber war nicht sein Zweck. Er hatte blos *Licht* gebraucht.

Während das Pulver aufblitzte, erhaschte ich einen Schimmer von dem Gesichte. Es war das eines Indianers. Ich glaubte, ich hätte es schon früher gesehen, und nach einem Ausdrucke, dessen er sich bediente, schien er mich zu kennen.

Er ging rasch weiter und nach der Stelle, wo Jake gefangen gehalten ward. Das Pistol mußte zwei Läufe gehabt haben, denn ich hörte ihn es wieder abfeuern, indem er sich zugleich in ähnlicher Weise über die ausgestreckte Gestalt des Negers beugte. Dann erhob er sich wieder und rief:

»Sie sind es – Beide lebendig!«

Diese Meldung schien für Den mit den schwarzen Federn bestimmt zu sein; denn in dem Augenblicke, wo sie gemacht ward, stieß er einen Ausruf aus, den ich nicht verstand, und ging dann fort.

Seine Stimme machte einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf mich. Es war mir, als klänge sie nicht wie die Oceola's!

Wir wurden nur noch einige Minuten auf diesem Platze gefangen gehalten, bis einige Pferde herbeigebracht wurden. Auf zwei derselben wurden Jake und ich gesetzt

und fest an die Sättel gebunden. Der Befehl zum Aufbruche ward sodann gegeben, und während zwei Indianer zu beiden Seiten neben uns herritten, wurden wir durch den Wald geführt.

SECHZEHNTES KAPITEL. DIE DREI SCHWARZEN FEDERN.

Wir ritten die ganze Nacht. Der verbrannte Wald war hinter uns, und nachdem wir eine Savannah passirt, ritten wir mehrere Stunden lang durch einen Wald von Rieseneichen, Palmen und Magnolien. Ich erkannte dies an dem Duft der Magnolienblüthen, welche nach der stinkenden Atmosphäre, die wir geathmet, angenehm und erfrischend rochen. Gerade als der Tag anbrach, erreichten wir eine Lichtung im Walde, wo unsere Sieger Halt machten.

Die Lichtung war von geringem Umfange – nur wenige Acker – ringsum von Palmen, Magnolien und Lebenseichen dicht eingeschlossen. Ihr Laubwerk hing bis auf den Boden herab, so daß die Waldwiese von einer ungeheueren grünen Mauer umgeben zu sein schien, durch welche kein Ausgang erkennbar war.

In dem grauen Lichte bemerkte ich die Umrisse eines Lagers. Es waren zwei oder drei Zelte mit ringsherum an Pfählen angebundenen Pferden und menschlichen Gestalten, einige aufrecht und sich umherbewegend, andere auf dem Grase liegend, allein oder in Gruppen, als wenn sie bei einander schliefen, um sich gegenseitig zu erwärmen. In der Mitte brannte ein großes Feuer, und um dasselbe herum saßen oder standen Männer und Frauen. Bis

an den Rand dieses Lagers waren wir gebracht worden, aber man ließ uns keine Zeit, Beobachtungen anzustellen.

In dem Augenblicke, wo Halt gemacht ward, wurden wir mit rauher Hand von unsren Sätteln herabgezerrt und der Länge nach auf das Gras hingeworfen. Sodann wurden wir auf den Rücken gewendet; Riemen wurden um unsere Handgelenke und Knöchel gebunden; unsere Arme und Beine wurden zu ihrer vollen Länge ausgedehnt und wir so fest an in den Boden eingeschlagene Pfähle gebunden, wie ein Paar zum Trocknen ausgebreitete Thierhäute.

Natürlich konnten wir in dieser Lage weder von dem Lager, noch von den Bäumen, noch von der Erde selbst etwas Weiteres sehen. Wir sahen Nichts als den blauen Himmel über uns.

Die Position wäre unter allen Umständen eine schmerzhafte gewesen, mein verwundeter Arm aber machte sie zu einer wirklich folternden.

Unsere Ankunft hatte das Lager in Bewegung gesetzt. Es kamen Männer herbei, uns entgegen, und Weiber sammelten sich um uns, während wir auf dem Rücken lagen. Es waren Indianerinnen unter ihnen; zu meinem Erstaunen aber bemerkte ich, daß die meisten von afrikanischer Abkunft – Mulatten, Zambos und Negerinnen waren.

Eine Zeitlang standen sie neben uns und verhöhnten und verlachten uns. Sie begannen sogar, uns zu martern. Sie spieen uns an, rissen uns ganze Hände voll Haare mit den Wurzeln heraus, stachen uns mit scharfen Dornen

und heulten dabei vor teuflischem Frohlocken, indem sie zugleich in einer unverständlichen Sprache durch einander schnatterten, welche ein Gemisch von Spanisch und Yamassee zu sein schien.

Meinem Mitgefangenen ging es eben so schlecht als mir. Gleichheit der Farbe erweckte bei diesen teuflischen Weibern keine Sympathie. Schwarz war eben sowohl das Opfer ihrer Grausamkeit als Weiß.

Einen Theil von ihrem Kauderwälsch verstand ich. Durch einige Bekanntschaft mit der spanischen Sprache unterstützt, hörte ich, was man mit uns zu thun beabsichtigte.

Die Kenniniß, die ich auf diese Weise erhielt, war weit entfernt, mir Trost zu gewähren. Wir waren in das Lager gebracht worden, um *gemartert* zu werden. Wir waren schon hinreichend gemartert; aber es war noch nicht Alles, was wir bestimmt waren zu leiden. Wir sollten die Schlachtopfer eines großartigen Schauspiels werden, und diese teuflischen Megären frohlockten in der Aussicht auf die Kurzweil, welche unsere Leiden ihnen gewähren würden. Nur zu diesem Zwecke waren wir *gefangen* genommen worden, anstatt *getötet* zu werden.

In wessen gräßliche Hände waren wir gefallen? Waren es menschliche Wesen? Waren es Indianer? Konnten es Seminolen sein, deren Benehmen bis jetzt jede Hindeutung auf das Martern ihrer Gefangenen zurückgewiesen hatte?

Es erhob sich ein lautes Geschrei, wie zur Beantwortung meiner Fragen. Die Stimmen Aller rings umher

mischten sich in den Ruf, aber die Worte waren dieselben:

»*Mulatto-mico! mulatto-mico! Viva, mulatto-mico!*«

Das Getrappel von vielen Hufen verkündete die Ankunft eines Reitertrupps. Es waren Die, welche an dem Gefechte Theil genommen – die uns besiegt und gefangen genommen hatten. Auf unserem nächtlichen Marsche waren blos ein halbes Dutzend Wächter bei uns gewesen und hatten das Lager mit uns zugleich erreicht. Die neu Ankommenden waren der Haupttrupp – sie waren auf dem Schlachtfelde geblieben, um die Beraubung ihrer gefallenen Feinde vollständig durchzuführen.

Ich konnte sie nicht sehen, obschon sie nahe waren. Ich hörte ihre Pferde rings umher stampfen ich lag und horchte auf den bedeutsamen Ruf:

»*Mulatto-mico! Viva, mulatto-mico!*«

Für mich waren die Worte von furchtbarer Bedeutung. Der Ausdruck »*Mulatto-mico*« war mir nicht neu und ich hörte ihn mit einem Gefühl von bangem Entsetzen.

Aber es war kaum möglich, eine Furcht, die schon ihren Gipelpunkt erreicht hatte, noch höher zu steigern. Ein furchtbare Schicksal stand mir bevor. Die Anwesenheit des Teufels selbst hätte es nicht sicherer machen können.

Mein Unglücksgefährte theilte meine Gedanken. Wir lagen neben einander und konnten mit einander sprechen. Als wir unsere Muthmaßungen mit einander verglichen, fanden wir, daß sie genau übereinstimmten. Die Sache ward indessen bald auf eine Weise entschieden,

die jede weitere Muthmaßung überflüssig machte. Eine rauhe Stimme schlug an unser Ohr und ertheilte einen kurzen Befehl, welcher die Weiber hinwegscheuchte. Ein schwerer Tritt ließ sich hinter mir hören – der Sprechende näherte sich. Einen Augenblick später fiel sein Schatten über mein Gesicht und der *Gelbe Jake* selbst stand innerhalb meines Gesichtskreises!

Trotz der Bemalung, welche die natürliche Farbe seiner Haut verbarg, trog der Schärpe und der verzierten langen Lederstrümpfe – trotz der *drei schwarzen Federn*, welche über seiner Stirn wehten, erkannte ich den Mann mit leichter Mühe.

SIEBZEHNTES KAPITEL. BEGRABEN UND VERBRANNT.

Wir hatten ihn Beide erwartet. Der Ruf *Mulatto-mico* und später die Stimme – wir erinnerten uns ihrer noch – hatte uns seine Ankunft verkündet.

Ich glaubte, sein Anblick würde mir Entsetzen einflößen. Es mag seltsam erscheinen, aber es war dies nicht der Fall. Im Gegentheile sah ich ihn mit einem Gefühl, welches an Freude grenzte – an Freude bei dem Anblicke der drei schwarzen Federn, welche über seine düstere Stirn herabnickten.

Einen Augenblick achtete ich nicht auf den zürnen- den und zugleich schadenfroh triumphirenden Blick, der in seinem Auge funkelte. Die Straußfedern waren allein

der Gegenstand meiner Beachtung – das Ziel meiner Gedanken. Ihre Anwesenheit auf der Stirn des »Mulattenkönigs« klärte eine Welt von Geheimnissen auf. Ein schwarzer Argwohn war damit aus meinem Herzen gerissen, der Retter meines Lebens, der Held der Bewunderung meines Herzens war noch treu – Oceola war noch treu!

Ueber dem augenblicklichen Frohlocken dieses Gedankens vergaß ich fast die Gefahr, welche mich umgab; die Stimme des Mulatten aber erweckte mich abermals zum Bewußtsein meiner Situation.

»Carajo!« rief er. »Al fin verguenza! – (Endlich Rache) und noch dazu Beide – der Weiße und der Schwarze – der Herr und der Slave – mein Tyrann und mein Nebenbuhler – ha! ha! ha! Mich wolltet Ihr an einen Baum binden,« fuhr er in schadenfrohem Tone und nach einem Ausbruche von heiserem Gelächter fort; »mich wolltet Ihr verbrennen, wie? lebendig verbrennen? Nun seid Ihr an der Reihe – hier fehlt es nicht an Bäumen. Doch nein, ich will Euch etwas noch Besseres lehren. Carrambo si! etwas weit Besseres. Wenn man den Gefangenen an den Baum bindet, so entwischt er zuweilen – ha! ha! ha! Er entwischt zuweilen! Ha! ha! ha! Ehe ich Euch verbrenne, will ich Euch Etwas zeigen. Heda!« schrie er, indem er mehreren der Umstehenden winkte, näher zu treten, »bindet ihnen die Hände los – richtet sie in die Höhe – beide – mit dem Gesichte nach dem Lager – basta! basta! so ist's gut! Nun, weißer Schuft – schwarzer Schuft – was seht Ihr dort?«

Während er diese Befehle ertheilte, rissen mehrere seiner Kreaturen die Pfähle heraus, an welche unsere Arme angebunden waren, richteten uns zu einer sitzenden Stellung empor und dreheten uns herum, bis unsere Gesichter gerade nach dem Lager herum gewendet waren.

Es war jetzt heller Tag – die Sonne schien. In dieser Beleuchtung war jeder Gegenstand im Lager deutlich sichtbar – die Zelte – die Pferde – die buntscheckige Menge von menschlichen Wesen.

Wir achteten nicht auf diese. Nur auf zwei Gestalten ruheten unsere Augen – den wohlbekannten Gestalten Viola's und meiner Schwester.

Sie waren dicht beisammen, wie ich sie schon früher einmal gesehen – Viola saß mit herabgeneigtem Haupte, während das Virginians in ihrem Schooße ruhete. Das Haar beider hing in aufgelös'ten Massen herab und die schwarzen Flechten der Zofe mischten sich mit den goldenen Locken ihrer Herrin. Sie waren von Wächtern umringt und schienen von unserer Gegenwart Nichts zu ahnen. Dies dauerte nur eine Zeit lang. Es ward einer der Wilden abgesendet, um sie zu benachrichtigen.

Als die Nachricht ihnen mitgetheilt ward, sahen wir sie zusammenfahren und sich fragend umschauen. Im nächsten Augenblicke waren ihre Augen auf uns geheftet. Ein durchbohrender Schrei verkündete, daß wir erkannt worden.

Beide schrieen zu gleicher Zeit. Ich hörte die Stimme meiner Schwester meinen Namen nennen. Ich rief ihr wiederum zu. Ich sah, wie sie auf ihre Füße sprang, die

Arme wild über dem Kopfe bewegte und auf mich zuzueilen versuchte. Ich sah, wie ihr Hüter sie packte und mit roher Gewalt zurückzerrte.

O, es war ein peinlicher Anblick – der Tod selbst wäre leichter zu erdulden gewesen.

Es ward uns nicht gestattet, sie länger anzusehen. Plötzlich warf man und wieder auf den Rücken nieder, unsere Handgelenke wurden abermals an die Pfähle geschnürt, und wir lagen wieder ausgestreckt wie früher.

So qualvoll unsere Gedanken auch waren, so ward uns doch nicht gestattet, denselben allein nachzuhängen. Der Mulatte fuhr fort, bei uns stehen zu bleiben, neckte uns mit hämischen Worten und machte – was schlimmer war als Alles – schmutzige Anspielungen auf meine Schwester und Viola.

O, es war furchtbar zu hören! Geschmolzenes Blei in die Ohren gegoffen, hätte uns kaum größere Martern bereiten können.

Es war fast eine Erleichterung, als er aufhörte zu sprechen und wir ihn Anstalten zu unserer Hinrichtung zu treffen beginnen sahen. Wir wußten, daß die Stunde nahe war – denn er selbst sagte es, während er seinen Leuten diese Befehle ertheilte.

Eine entsetzliche Todesart war uns angedroht worden; aber worin sie bestand, darüber waren wir noch in Unge- wißheit.

Wir blieben es jedoch nicht lange. Wir sahen mehrere Männer mit Spaten und Spitzhacken in den Händen sich dem Platze nähern.

Es waren Neger – frühere Feldarbeiter – die mit diesen Werkzeugen umzugehen wußten.

Sie blieben in unserer Nähe stehen und begannen den Boden aufzugraben. Gott! Sollten wir lebendig begraben werden? Dies war der erste Gedanke, der sich uns aufdrängte. Wenn er richtig war, so war er schrecklich genug; aber er war nicht richtig.

Das Ungeheuer hatte einen noch entsetzlicheren Tod für uns bestimmt. Schweigend und mit der feierlichen Miene von Todtengräbern arbeiteten die Leute weiter. Der Mulatte stand dabei und wies sie an. Er war in sehr heiterer Stimmung, rief uns dann und wann allerhand Spottreden zu und rühmte sich, wie geschickt er das Amt eines Henkers verwälten würde. Die Weiber und wilden Krieger drängten sich herbei, lachten über seine Einfälle oder gaben selbst ihre grausamen Witzworte mit dazu, worüber sie jedes Mal ein gellendes teuflisches Gelächter aufschlugen.

Recht wohl konnten wir uns einbilden, in den höllischen Regionen zu sein, mitten unter einer Schaar zähnefletschender Teufel, welche sich jeden Augenblick über uns neigten und auf uns herabgrins'ten, als ob sie Vergnügen an unserer Angst und Verzweiflung empfänden.

Wir bemerkten, daß nur Wenige von diesen Leuten Seminolen waren. Indianer waren da, aber diese waren von dunkler Farbe – beinahe schwarz. Sie gehörten zum Stamme der Yamassee's – einer Nation, die von den Seminolen besiegt worden und schon lange mit der ihren verschmolzen war. Die meisten aber von Denen, welche

wir sahen, waren schwarze Neger, Zambos und Mulatten – Nachkommen von spanischen »Maronen« oder Ausreißern von den amerikanischen Pflanzungen. Von den Letztern waren sehr Viele da, denn ich hörte Englisch unter ihnen sprechen. Ohne Zweifel befanden sich einige meiner eigenen Sclaven unter dieser bunt zusammengewürfelten Menge, obschon Keiner von diesen in meine Nähe kam, und ich konnte blos die Gesichter Derer genau sehen, welche dicht bei mir standen.

In ungefähr einer halben Stunde hatten die Todtengräber ihr Werk vollendet. Die Pfähle, an welche wir angebunden waren, wurden nun ausgezogen und wir nach dem Platze geschleppt, wo die Leute thätig gewesen waren.

Sobald ich in die Höhe gerichtet ward, warf ich meine Augen auf das Lager, aber meine Schwester war nicht mehr da. Auch Viola war nicht sichtbar. Sie waren entweder in die Zelte oder zurück in das Gebüsch geführt worden.

Ich freute mich, daß sie nicht da waren. Auf diese Weise ward ihnen die Qual eines entsetzlichen Schauspiels erspart, obschon es nicht wahrscheinlich war, daß das Ungeheuer sie aus diesem Grunde entfernt hatte.

Zwei schwarze, tief in die Erde hineingegrabene Höhlen gähnten uns an. Es waren keine Gräber, oder wenn es welche sein sollten, so beabsichtigte man unsere Körper senkrecht hineinzustellen.

Wenn aber ihre Form eigenthümlich war, so war es auch der Zweck, zu welchem sie gemacht worden waren. Er ward uns bald kar.

Wir wurden an den Rand der Vertiefungen geführt, bei den Schultern gefaßt und Jeder in die hineingestürzt, welche ihm die nächste war. Sie waren gerade so tief, daß, da wir aufrecht standen, wir mit dem Halse uns in gleicher Ebene mit dem obern Rande befanden. Die lockere Erde ward jetzt wieder hineingeschaufelt und um uns herum fest getreten. Dann ward noch mehr herbeigeholt, bis auch unsere Schultern bedeckt waren und nur unsere Köpfe sichtbar blieben.

Die Position war ziemlich drollig und wir würden darüber gelacht haben, wenn wir nicht gewußt hätten, daß wir *in unsern Gräbern standen*.

Die teuflischen Zuschauer betrachteten uns mit gelendem Gelächter. Was stand uns nun bevor? Was sollte das Ende dieses Beginnens sein? Sollten wir auf diese Weise elendiglich und zollweise umkommen? Hunger und Durst mußten mit der Zeit unserem Dasein ein Ende machen; aber o, wie viele Stunden mußte unsere Angst und Qual dann dauern! Ganze Tage entsetzlicher Märttern mußten wir erdulden, ehe der Funke des Lebens uns verlassen konnte – ganze Tage des Entsetzens und – Ha! sie sind noch nicht fertig mit uns!

Nein, ein Tod wie der, welchen wir uns gedacht, schien dem Ungeheuer, welches hier den Befehl führte, noch viel zu gelind zu sein. Die Hülfsquellen seines Hasses waren

weit entfernt, erschöpft zu sein – er hatte noch andere und weit fürchterlichere Qualen für uns in Bereitschaft.

»Carajo! es ist gut!« rief er, indem er sich vor uns stellte und sein Werk bewunderte. »Das ist besser als an einen Baum binden – so stehen die Gefangenen fest – nicht wahr? Man braucht nicht zu fürchten, daß sie entwischen – *carrai*, nein. *Bringt Feuer!*«

Bringt Feuer! Also Feuer – das äußerste Werkzeug der Folterqualen! Wir hörten das Wort – das furchtbare Wort. *Wir sollten durch Feuer sterben!*

Unsere Verzweiflung hatte nun den höchsten Gipfel erreicht.

Sie stieg nicht höher, als wir Reisbündel herbeibringen und in einem Ringe um unsere Köpfe herumbauen sahen. Sie stieg nicht höher, als wir sahen, wie die Fackel an diese Bündel gehalten ward und das trockene Holz Feuer fing. Sie stieg nicht höher, als die Lohe immer röther und röther ward und wir ihre zornige Gluth auf unsern Scheiteln fühlten, die nun bald verkalkt werden sollten wie die Reiser selbst.

Nein – mehr konnten wir nicht leiden. Unsere Todesangst hatte den höchsten Punkt erreicht und wir sehnten uns nach dem Tode, damit er uns erlöse.

Wenn noch ein anderer Schmerz möglich gewesen wäre, so würden wir ihn erduldet haben, als wir jenes Ge- schrei von der entgegengesetzten Seite des Lagers hörten. Selbst in dieser furchtbaren Stunde konnten wir die Stimmen meiner Schwester und Viola's erkennen. Das

grausame Ungeheuer hatte sie wieder zurückgebracht, damit sie Zeugen unserer Hinrichtung sein sollten.

Wir sahen sie nicht, aber ihre verzweiflungsvollen lauten Wehklagen bewiesen, daß sie Zuschauerinnen des Schauspiels waren.

Heißer und heißer ward das Feuer und näher und näher leckten die Flammen – mein Haar sengte und ringelte sich durch die feurige Berührung. Gegenstände schwammen schwindelig vor meinen Augen – die Bäume schwankten und taumelten – die Erde drehte sich wirbelnd im Kreise.

Mein Schädel schmerzte, als ob er bersten wollte – mein Gehirn trocknete auf, meine Sinne verließen mich.

ACHTZEHNTES KAPITEL. TEUFEL ODER ENGEL?

Litt ich die Qualen der künftigen Welt? Waren es Teufel, welche mich mit zähnefletschendem Hohne betrachteten?

Seht! Sie zerstreuen sich und weichen zurück! Es nähert sich Jemand, der ihnen befehlen kann. Ist es Pluto selbst? Nein, es ist ein Weib. Ein Weib hier? Ist es Proserpina?

»Wenn es ein Weib ist, so wird sie ganz gewiß Erbarmen mit mir haben.«

Eitle Hoffnung! In der Hölle giebt es kein Erbarmen. O mein Gehirn! Entsetzen! Entsetzen! Es sind aber wirklich Frauen – es sind Frauen – sie sehen nicht aus wie Teufel – nein, es sind Engel. Wollte Gott, daß es Engel der Barmherzigkeit wären!

Aber sie sind es. Seht! Die Eine macht sich sofort mit dem Feuer zu schaffen. Mit ihrem Fuße schleudert sie es zurück, so daß die brennenden Reisbündel aus einander fliegen. Wer ist sie?

Wenn ich noch lebte, so würde ich sie Haj-Ewa nennen; da ich aber todt bin, so muß es ihr Geist in der Unterwelt sein.

Da kommt noch Eine. Ha! noch Eine, jünger und schöner! Wenn es Engel sind, so muß dieser der lieblichste im Himmel sein. Es ist der Geist Maümee's! Wie kommt sie an diesen entsetzlichen Ort – unter Teufel? Das ist nicht der rechte Ort für sie. Sie hat kein Verbrechen begangen, welches sie hierher senden müßte.

Wo bin ich? Habe ich geträumt? Ich stand eben noch in Flammen – nur mein Gehirn brannte – mein Körper war ziemlich kalt. Wo bin ich?

Wer seid Ihr, die Ihr bei mir steht und Kühlung auf mein Hauptträufelt? Bist Du nicht Haj-Ewa, die wahn-sinnige Königin?

Wessen weiche Finger sind die, welche ich an meinen Schläfen spielen fühle? Ha, welche Wonne theilt ihre Be-rührung mir mit! Neiget Euch, damit ich Euch in's Gesicht schauen und danken kann. Maümee! Maümee!

Ich war nicht todt. Ich lebte. Ich war gereitet. Es war wirklich Haj-Ewa und nicht ihr Geist, welche Wasser auf

mich herabträufelte. Es war Maümee selbst, deren schöne, glänzende Augen in die meinen schauten. Kein Wunder, daß ich sie für einen Engel gehalten hatte!

»Carajo!« rief eine Stimme, die vor Wuth heiser zu sein schien. Schafft diese Weiber fort – schürt das Feuer wieder zusammen. Fort mit Euch, wahnsinnige Königin! Dies sind meine Gefangenen. Euer Häuptling hat keinen Anspruch. Carrambo! Ihr sollt Euch nicht einmischen. Schürt das Feuer wieder zusammen!«

»Yamasseees!« rief Haj-Ewa, indem sie auf die Indianer zuschritt, »gehorcht ihm nicht. Wenn Ihr es thut, so fürchtet den Zorn Wykomé's; sein Geist wird zornig werden und Euch in Rache folgen. Wohin Ihr auch gehet, wird die *chitta mico* Euch folgen und ihr Geklapper an Euer Ohr schlagen. Sie wird Euch in die Ferse stechen, wenn Ihr in dem Walde wandelt. Du, König der Schlangen, spreche ich nicht die Wahrheit?«

Indem sie diese Frage that, hob sie die Klapperschlange in ihren Händen in die Höhe und hielt sie so, daß sie von Denen, zu welchen sie sprach, deutlich gesehen werden konnte. In diesem Augenblicke zischte das Thier und ließ zugleich ein scharfes »Skirrrr« von den Klappern seines Schwanzes hören. Wer konnte zweifeln, daß dies eine bejahende Antwort war? Die Yamasseees wenigstens zweifelten nicht daran, sondern standen furchtsam und zitternd vor der gewaltigen Zauberin.

»Und Ihr, schwarze Ausreißer und Meineidige, die keinen Gott haben und Wykomé nicht fürchten, wenn Ihr wagt, das Feuer wieder zu schüren – wenn Ihr wagt, nur

einen einzigen Feuerbrand anzuröhren, so sollt Ihr sofort die Stelle Eurer Gefangenen einnehmen. Ein Größerer als jenes gelbe Ungeheuer, Euer Häuptling, wird bald auf dem Platze sein. Ho! Da drüben naht die – »Aufgehende Sonne!« Er kommt! er kommt!«

Als sie aufhörte zu sprechen, vernahm man die Hufschläge eines Pferdeg über die Waldwiese hinweg, und hundert Stimmen erhoben gleichzeitig den Ruf:

»Oceola! Oceola!«

Dieser Ruf war meinen Ohren angenehm. Obschon bereits befreit, hatte ich doch begonnen, zu fürchten, daß es nur eine kurze Frist sein möchte. Unsere Rettung vom Tode war noch weit entfernt, gewiß zu sein. Unsere Vertheidiger waren blos schwache Frauen; der von seinen blutdürstigen Anhängern unterstützte Mulattenkönig würde schwerlich ihren Forderungen nachgegeben haben. Ihre Drohungen würden eben so unbeachtet geblieben sein als ihre Bitten. Die Feuer wären wieder angezündet und die Hinrichtung vollends durchgeführt worden.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre dies der Ausgang gewesen, wenn nicht Oceola noch zur rechten Zeit an Ort und Stelle erschienen wäre.

Sein Erscheinen und der Schall seiner Stimme beruhigte mich sofort wieder. Unter seinem Schutze hatten wir Nichts mehr zu fürchten und eine sanfte Stimme flüsterte mir zu, daß er als unser *Erretter* kam.

Sein Vorhaben gab sich sehr bald kund. Er zog den Zügel an und machte so ziemlich in der Mitte des Lagers

unmittelbar vor uns Halt. Ich sah ihn von seinem schönen Rappen steigen, der eben so wie er selbst prachtvoll geschmückt war.

Einem der Umstehenden die Zügel zuwerfend, kam er auf uns zugeschritten. Seine Haltung war stolz, sein Costüm glänzend malerisch, und wieder erblickte ich jene drei Straußfedern – die ächten – welche mich in meinen argwöhnischen Gedanken so oft geäfft hatten.

Als er bei uns angekommen war, blieb er stehen und schaute uns forschend an. Er hätte über unsere sonderbare Situation lächeln können, aber sein Gesicht verrieth keine Spur von Leichtfertigkeit – im Gegentheile war es ernst und theilnehmend. Ich glaubte sogar zu sehen, daß es traurig sei.

Einige Minuten lang stand er unbeweglich da, ohne eine Wort zu sprechen. Seine Augen schweiften von dem Einen zu dem Andern – meinem Unglücksgefährten und mir – als ob er sich bemühte, uns von einander zu unterscheiden.

Die Aufgabe war nicht leicht. Rauch, Schweiß und Asche mußten uns einander außerordentlich ähnlich gemacht haben, so daß es schwierig war, Einen oder den Andern zu erkennen.

In diesem Augenblicke schwebte Maümee auf ihn zu und flüsterte ihm ein Wort in's Ohr. Dann schrie sie wieder zu mir zurück, kniete neben mir nieder und rieb meine Schläfe mit ihren weichen Händen.

Mit Ausnahme des jungen Häuptlings selbst hörte Niemand, was seine Schwester gesagt hatte. Auf *ihn* dagegen schienen ihre Worte eine augenblickliche Wirkung zu äußern. Eine Veränderung zuckte über sein Gesicht. Der Blick der Traurigkeit wich dem wüthenden Zornes, und indem er sich plötzlich zu dem gelben Könige wendete, zischte er das Wort »Teufel!« hervor.

Einige Secunden lang sagte er Nichts weiter, sondern stand da und sah den Mulatten mit einem Blicke an, als ob er ihn damit vernichten wollte.

Der Mulatte erbebte vor diesem siegenden Blicke und zitterte wie ein Espenlaub, gab aber keine Antwort.

»Teufel und Schurke!« fuhr Oceola fort, ohne seinen Ton oder seine Haltung zu wechseln, »ist dies die Art und Weise, auf welche Du meine Befehle ausgeführt hast? Sind das die Gefangenen, die ich Dir zu machen befahl? Elender Ausreißer von einem Sclaven! Wer ermächtigte Dich, die feurige Folterqual in Anwendung zu bringen? Wer lehrte Dich es? Die Seminolen nicht, deren Namen Du angenommen und geschändet hast. Bei dem Geiste Wykomé's, wenn ich nicht geschworen hätte, niemals einen Feind zu martern, so würde ich Dich dahin bringen, wo jetzt diese Beiden stehen, und Deinen Körper zu Asche verbrennen. Aus meinen Augen! Fort! – Doch nein, bleibe, wo Du bist. Ich könnte Deiner doch vielleicht bedürfen.«

Und mit dieser sonderbaren Beendung seiner Anrede drehte sich der junge Häuptling auf dem Absatze herum und kam auf uns zugeschritten.

Der Mulatte wagte keine Antwort, obschon seine Blicke von Rache glühten. Einmal, während Oceola sprach, war es mir, als sähe der Mulatte sich nach seinen wilden Spißgesellen um, wie um diese zu seinem Beistande aufzufordern.

Sie wußten aber recht wohl, daß Oceola nicht allein war. Als er sich näherte, hatte man die Tritte eines zahlreichen Trupps gehört, und es war augenscheinlich, daß seine Krieger nicht weit entfernt im Walde seien. Ein einziges *Yo-ho-ehee* von der wohlbekannten Stimme ihres Häuptlings würde sie an Ort und Stelle gebracht haben, ehe noch das Echo des Rufes verhallt wäre.

Der gelbe König schien selbst ihre Nähe zu wissen, und deßhalb eben antwortete er nicht. Ein Wort in diesem Augenblicke hätte sehr leicht sein letztes sein können, und mürrisch vor sich hinschauend, verhielt er sich schweigend.

»Macht sie frei!« rief Oceola, zu den vormaligen Todtenträubern gewendet, »und handhabt Eure Spaten vorsichtig. Randolph!« fuhr er fort, indem er sich über mich neigte, ich fürchte, daß ich doch nicht mehr zur rechten Zeit gekommen bin. Ich war weit entfernt, als ich von diesen Vorgängen hörte, und bin scharf geritten. Ihr seid verwundet worden – ist die Wunde gefährlich?«

Ich versuchte, meine Dankbarkeit auszudrücken und ihm zu versichern, daß ich nicht sehr beschädigt sei; aber meine Stimme war so schwach und heiser, daß sie kaum verstanden werden konnte. Sie ward jedoch stärker, als

jene schönen Finger mir den erfrischenden Trank reichten, und bald sprachen wir uns ungehindert gegen einander aus.

Es dauerte nicht lange, so waren wir Beide ausgegraben und standen mit freien Gliedern wiederum auf ebenem Boden.

Mein erster Gedanke war, auf meine Schwester zuzueilen, als ich zu meiner Ueberraschung von dem Häuptlinge zurückgehalten ward.

»Geduld!« sagte er; »noch nicht – noch nicht. Maümee wird gehen und ihr Eure Rettung melden. Seht, sie weiß es schon! Geh', Maümee! Sage Miß Randolph, ihr Bruder sei gerettet und werde sogleich zu ihr kommen, aber sie muß bleiben, wo sie ist – blos auf kurze Zeit. Geh', Schwester, und sprich ihr Muth und Trost zu.«

Dann wendete er sich zu mir und flüsterte mir zu:

»Sie ist in guter Absicht dorthin gebracht worden. Ihr werdet es sehen. Kommt mit. Ich werde Euch ein Schauspiel zeigen, welches Euch vielleicht in Erstaunen setzt. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Ich höre das Signal von meinem Spion. Noch eine Minute, und wir kommen zu spät. Kommt – kommt!«

Ohne ein Wort entgegenzusetzen, eilte ich dem Häuptlinge nach, welcher rasch auf den nächsten Saum des Waldes zuschritt.

Er ging in das Gehölz hinein, aber nicht weiter. Als er durch das dichte Laubwerk vollkommen gedeckt war, blieb er stehen, drehte sich herum und stand dann so,

daß er dem Orte, welchen wir verlassen hatten, das Gesicht zuwendete.

Dem Winke, welchen er mir gab, gehorchend, ahmte ich sein Beispiel nach.

NEUNZEHNTES KAPITEL. DAS ENDE VON ARENS RINGZOLD.

Ich hatte nicht die mindeste Idee von der Absicht des Häuptlings, oder von welcher Art das Schauspiel war, welches er mir versprochen.

Ich ward ein wenig ungeduldig und fragte ihn.

»Es handelt sich um eine neue Art und Weise, eine Geliebte zu gewinnen,« sagte er lächelnd.

»Aber wer ist der Liebhaber? Wer soll die Geliebte sein?«

»Geduld, Randolph, und Ihr sollt es sehen. O, es ist ein herrliches Experiment, ein schlaues Possenspiel, und würde lächerlich sein, wenn es nicht von einem so ernsten Trauerspiele begleitet wäre. Ihr werdet es sehen. Ohne einen treuen Freund würde ich Nichts davon gewußt haben, und ich wäre nicht hier gewesen, um Zeuge desselben zu sein. Meine Gegenwart und Euer Leben, wie es jetzt scheint – noch mehr vielleicht – die Ehre Eurer Schwester habt Ihr Haj-Ewa zu danken.«

»Das edle Weib!«

»Still! Sie sind nahe. Ich höre Hufschläge. Eins, zwei, drei! Ja, sie müssen es sein – ja, da drüben – seht!«

Ich schaute nach der angedeuteten Richtung hin. Ein kleiner Trupp Reiter, zusammen etwa sechs Mann, brachen aus dem Gehölze hervor und sprengten auf den offenen Platz heraus. Sobald sie das Gehölz hinter sich hatten, setzten sie ihre Pferde in Galopp und sprengten mit lautem Geschrei mitten in das Lager hinein.

Als sie diesen Punct erreichten, feuerten sie ihre Gewehre – wie es schien in die Luft – ab, setzten dann ihr Geschrei fort und ritten nach der entgegengesetzten Seite weiter.

Ich sah, daß es Weiße waren. Dies überraschte mich; noch mehr aber erstaunte ich darüber, daß ich sie kannte; wenigstens kannte ich ihre Gesichter und erkannte in ihnen einige der verworfensten Taugenichtse unserer eigenen Niederlassung.

Aber eine dritte Ueberraschung erwartete mich, als ich ihren Anführer näher ansah. Ihn kannte ich genau. Es war wieder Arens Ringzold.

Ich hatte nicht Zeit, mich von dieser dritten Ueberraschung zu erholen, denn schon nahte eine vierte. Die Männer des Lagers – sowohl Neger als Yamassee – schienen über diesen winzigen Angriff gewaltig zu erschrecken, rannten aus einander und versteckten sich im Gebüsch. Dabei schrieen sie laut genug, und einige schossen ihre Flinten ab, während sie flohen, aber wie es schien, eben so wie die Angreifer, in die Luft.

Geheimniß aller Geheimnisse, was konnte das bedeuten?

Ich stand im Begriffe, mich abermals zu erkundigen, als ich bemerkte, daß mein Begleiter mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war und augenscheinlich nicht wünschte, gestört zu werden. Ich bemerkte, daß er nach seiner Büchse sah, als ob er das Visir prüfte.

In die Waldwiese zurückschauend, sah ich, daß Ringzold dicht an die Stelle hingeritten war, wo meine Schwester saß, und daß er eben vor der Gruppe Halt machte. Ich hörte ihn sie mit ihrem Namen anreden und einige glückwünschende Worte zu ihr sprechen. Er schien im Begriff zu stehen, vom Pferde zu steigen, um sich ihr zu Fuße zu nähern, während seine Leute noch zu Pferde durch das Lager galoppirten, ein wiederholtes wildes Geschrei erhoben und ihre Pistolen in die Luft abfeuerten.

»Sein Stündlein hat geschlagen,« murmelte Oceola, während er an mir vorüberschlich; ein verdientes und lange aufgeschobenes Schicksal. Endlich aber ist es da!«

Und mit diesen Worten trat er auf den freien Platz heraus. Ich sah ihn seine Büchse auf Ringzold anlegen, und im nächsten Augenblicke donnerte der Knall über das Lager hinweg. Das laute, gellende *la-ha-queené* scholl von seinen Lippen, als das Pferd des Pflanzers mit leerem Sattel davonsprang und der Reiter selbst in das Gras niederrückte.

Seine Leute erhoben ein lautes Angstgeschrei und galoppirten, während Furcht und Ueberraschung sich in ihren Zügen malten, in das Gebüsch zurück, ohne auch nur ein Wort mit ihrem verwundeten Anführer oder einen

Schuß mit dem Manne zu wechseln, der ihn verwundet hatte.

»Ich habe nicht ganz richtig gezielt,« sagte Oecola in eigenthümlich kaltblütigem Tone; »er lebt noch. Ich habe von ihm und den Seinen schweres Unrecht erduldet – ja, schweres Unrecht – sonst würde ich vielleicht sein erbärmliches Leben schonen. Aber nein, mein Gelübde muß ich halten; er muß sterben.«

Indem er dies sagte, eilte er Ringzold nach, der sich mittlerweile wieder aufgerafft hatte und, wie in der Hoffnung zu entrinnen, das Gebüsch zu erreichen suchte.

Ein wilder Angstschrei entrang sich dem Elenden, als er den Rächer dicht hinter sich erblickte. Es war dies das letzte Mal, daß diese Stimme je gehört ward.

Mit wenigen Sätzen war Oceola neben ihm. Die lange Klinge funkelte einen Augenblick lang in der Luft, und der Streich ward so rasch geführt, daß das Auge ihm kaum zu folgen vermochte. Die Wirkung war eine augenblickliche. Die Kniee des Verwundeten knickten unter ihm und er sank leblos nieder, während sein Körper noch nach dem Tode so zusammengebogen blieb, wie er gefallen war.

»Das war der vierte und letzte meiner Feinde,« sagte Oceola, indem er auf den Platz zurückkehrte, wo ich stand; »der letzte von Denen, welche meine Rache verdienten und denen ich sie geschworen.«

»Wie steht's mit Scott?« fragte ich.

»Er war der Dritte. Er fiel gestern und ebenfalls von dieser Hand. – Bis jetzt,« fuhr Oceola nach augenblicklichem Schweigen fort, »habe ich für Rache gekämpft – ich habe sie genossen. Ich habe viele von Euern Leuten umgebracht. Ich habe volle Genugthuung, und hinfort –«

Er schwieg.

»Nun – hinfort?« fragte ich mechanisch.

»Ist es mir ziemlich gleich, wie bald man *mich* umbringt.«

Während Oceola diese Worte sprach, sank er auf einen im Grase liegenden Baumstamm nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ich sah, daß er keine Antwort erwartete.

Es lag eine Wehmuth in seinem Tone, als ob ein schwerer Kummer auf seinem Herzen lastete, der sich weder beherrschen noch trösten ließ. Ich hatte dies schon früher bemerkt, und in der Meinung, daß er lieber allein sein wolle, ging ich schweigend fort.

Wenige Augenblicke später hielt ich meine theure Schwester in meinen Armen, während Jake seine Viola in seiner schwarzen Umarmung tröstete.

Sein alter Nebenbuhler war nicht mehr in der Nähe. Während des scheinbaren Ueberfalls hatte er das Beispiel seiner Leute nachgeahmt und war von dem Schauplatze verschwunden; obschon aber die meisten der Letztern bald zurückkehrten, so war doch der gelbe König, als man ihn suchte, in dem Lager nicht zu finden.

Seine Abwesenheit erweckte den Verdacht Oceola's, der nun wieder in Thätigkeit war. Auf ein Signal wurden

seine Krieger gerufen und kamen herangaloppirt. Einige davon wurden sofort zur Verfolgung des entflohenen Häuptlings abgesendet; nach einer Weile aber kamen sie wieder zurück, ohne irgend welche Spuren von ihm gefunden zu haben.

Nur Einer von ihnen schien einigen Aufschluß über sein Verschwinden entdeckt zu haben. Mein Gefolge bestand aus nur fünf Mann. Der Indianer hatte eine Strecke weit den Pfad verfolgt, auf welchem sie sich zurückgezogen, und anstatt fünf einzelner Hufspuren deren sechs entdeckt.

Diese Meldung schien auf Oceola einen unangenehmen Eindruck zu äußern. Es wurden sofort frische Späher ausgesendet und erhielten Befehl, den Mulatten *lebendig oder todt* zurückzubringen.

Dieser strenge Befehl bewies, daß starke Zweifel an der Treue des gelben Häuptlings gehegt wurden, und Oceola's Krieger schienen das Mißtrauen ihres Anführers zu theilen.

Die patriotische Partei hatte in der letzten Zeit durch mannichfachen Abfall gelitten. Einige der kleineren Clans, welche des Kampfes überdrüssig, und durch die lange Zeit der Hungersnoth mürbe gemacht worden, waren dem Beispiele des Stammes Omatla gefolgt und hatten sich vor dem Fort ergeben. Obschon in den bis jetzt gelieferten Kämpfen die Indianer meistentheils siegreich gewesen waren, so wußten sie doch, daß ihre weißen Feinde ihnen an Zahl weit überlegen waren, und daß diese daher endlich doch den Sieg behaupten würden.

Der Geist der Rache für lange erduldete Schmach hatte sie anfangs aufgestachelt, aber sie hatten ihrer Rache nun vollständig Genüge geleistet und waren zufrieden. Die Vaterlandsliebe – die Anhänglichkeit an ihre alte Heimath – der bloße Patriotismus ward jetzt gegen die Furcht vor fast vollständiger Vernichtung abgewogen. Die Letztere fiel am schwersten in die Wagschaale.

Der Kriegsgeist war nicht mehr überwiegend. Vielleicht hätten die Indianer, wenn in diesem Augenblicke Friedenseröffnungen gemacht worden wären, ihre Waffen niedergelegt und in die Auswanderung gewilligt. Selbst Oceola hätte die Annahme der Bedingungen kaum verhindern können, und es war zweifelhaft, ob er den Versuch gemacht haben würde. Mit Genie und vollständiger Kenntniß der Stärke und des Charakters seines Feindes ausgestattet, mußte er die Drangsale voraussehen, welche noch über seine Anhänger und seine Nation kommen sollten. Es konnte nicht anders sein: War es eine düstere Ahnung der Zukunft, welche ihm dieses schwermuthige Aussehen lieh, das sowohl in seinen Worten als in seinen Thaten so bemerkbar war? War es dies, oder war es ein noch tieferer Kummer – der Schmerz einer hoffnungslosen Leidenschaft, weil das verlassene Herz sich nach einer Liebe sehnte, die es niemals erlangen konnte?

Für mich war es ein Augenblick gewaltiger Gemüthsregung, als der junge Häuptling sich dem Platze näherte, wo meine Schwester saß. Schon jetzt war ich das Opfer eines unglücklichen Argwohnes, und mit begierig

forschendem Blicke betrachtete ich die Gesichter Beider, als sie sich einander näherten.

Ganz gewiß that ich Beiden Unrecht. An Keinem von Beiden konnte ich eine Spur von irgend Etwas entdecken, was mir Unruhe hätte bereiten können.

Das Benehmen des Häuptlings war einfach galant und ehrerbietig. In den Blicken meiner Schwester lag nur der Ausdruck inniger Dankbarkeit. Oceola ergriff zuerst das Wort.

»Ich habe, Miß Randolph,« sagte er, »Euch um Verzeihung für den Auftritt zu bitten, dessen Augenzeugin Ihr gezwungen gewesen seid, zu sein, aber ich konnte diesen Menschen nicht entrinnen lassen. Miß Randolph, er war Euer größter Feind, eben so wie er der unsere gewesen ist. Mit Hülfe des Mulatten hatte er diesen sinnreichen Betrug in der Absicht in's Werk gesetzt, Euch zu bewegen, sein Weib zu werden. Wäre ihm dies aber nicht gelungen, so würde er die Maske abgeworfen haben und ich brauche seiner schändlichen Absicht keine Worte zu leihen. Es ist ein Glück, daß ich Zeit genug ankam.«

»Wackerer Oceola!« rief Virginie; »zweimal habt Ihr mir und meinem Bruder das Leben – mehr als das Leben gerettet. Wir haben weder Worte noch Macht, Euch zu danken. Ich kann Euch, um meine Dankbarkeit zu beweisen, Nichts anbieten, als dieses kleine Andenken.«

Indem sie dies sagte, näherte sie sich dem Häuptlinge, zog aus ihrem Busen ein zusammengefaltetes Pergament und überreichte es ihm.

Oceola erkannte das Document sofort. Es war die Besitzurkunde über sein väterliches Erbtheil.

»Dank! Dank!« antwortete er, indem ein wehmüthiges Lächeln seine Lippen umspielte. »Es ist in der That ein Beweis der uneigennützigsten Freundschaft. Leider aber kommt er zu spät. Die Person, welche so sehr dieses kostbare Papier zu besitzen wünschte, die sich so innig sehnte, in diese einst geliebte Heimath zurückzukehren, ist nicht mehr. Meine Mutter ist todt. Gestern Nacht hauchte sie ihren Geist aus.«

Es war dies eine neue Kunde selbst für Maümee, welche, indem sie in einen wilden Paroxysmus von Schmerz ausbrach, sich in die Arme meiner Schwester warf. Beide weinten und ihre Thränen vermischtten sich.

Es herrschte Schweigen, welches nur durch das Schluchzen der beiden Mädchen und dann und wann durch Virginia's Stimme unterbrochen ward, welche Worte des Trostes murmelte.

Oceola selbst schien viel zu sehr ergriffen, um sprechen zu können.

Nach einer Weile rüttelte er sich aus seiner kummervollen Stellung auf.

»Kommt, Randolph,« sagte er; »wir dürfen nicht bei der Vergangenheit verweilen, während eine so zweifelhafte Zukunft vor uns liegt. Ihr müßt nach Eurer Heimath zurückkehren und sie wieder aufbauen. Ihr habt blos ein Haus verloren; Eure schönen Ländereien sind noch da, und Eure Neger werden Euch zurückgegeben werden. Ich habe bereits Befehl dazu ertheilt, und sie sind schon

unterwegs. Hier ist kein Platz für sie,« – und er deutete mit dem Kopfe auf Virginien. »Ihr braucht Eure Abreise um keinen Augenblick zu verzögern. Pferde stehen bereit. Ich selbst werde Euch nach der Grenze geleiten, und liegt diese ein Mal hinter Euch, so habt Ihr keinen Feind weiter zu fürchten.«

Indem er die letzten Worte sprach, warf er einen bedeutsamen Blick auf die Leiche des Pflanzers, die noch am Rande des Waldes Tag.

Ich verstand, was er meinte, gab aber keine Antwort.

»Und sie?« sagte ich. »Der Wald ist ein unfreundlicher und gefahrvoller Aufenthalt – besonders in solchen Zeiten – darf sie mit uns gehen.«

Meine Worte bezogen sich auf Maümee.

Der Häuptling ergriff meine Hand und hielt sie mit innigem Drucke fest. Mit Freuden sah ich Dankbarkeit in seinem Auge funkeln.

»Dank!« rief er, »Dank für dieses freundliche Anerbieten! Eben diese Gunst war es, um die ich Euch bitten wollte. Ihr redet die Wahrheit; die Bäume dürfen meine Schwester nicht mehr schirmen. Randolph, ich kann Euch sie anvertrauen – ihr Leben sowohl als auch ihre Ehre. Nehmt sie mit in Eure Heimath!«

ZWANZIGSTES KAPITEL. DIE TODESBOTSCHAFT.

Die Sonne ging eben im Westen unter, als wir das Lager der Indianer verließen. Ich für meine Person hatte

nicht die mindeste Idee von der Richtung, die wir einzuschlagen hatten, aber mit einem solchen Führer zur Seite stand nicht zu fürchten, daß wir uns verirren würden.

Wir waren weit von den Niederlassungen am Suwanee – eine lange Tagereise – und wir erwarteten nicht, die Heimath zu erreichen, bevor die Sonne abermals untergehen würde. Wir hatten diese Nacht Mondschein zu erwarten – wenn die Wolken nicht hindernd dazwischentraten – und es war unsere Absicht, während der ersten Hälfte der Nacht zu marschiren und uns dann zu lagern. Auf diese Weise konnte die Reise für den morgenden Tag abgekürzt werden. Unserm Führer war das Land und jede Straße, die durch dasselbe führte, wohl bekannt.

Eine ziemliche Strecke lang führte der Weg durch offene Waldung und wir konnten Alle neben einander reiten. Allmählig aber ward der Weg schmäler und wir sahen uns genöthigt, zu Zweien oder Mann hinter Mann zu reiten. Gewöhnlich bildeten der junge Häuptling und ich den Vortrab – während unsere Schwestern dicht hinter uns ritten. Hinter diesen kamen Jake und Viola, und der Nachtrab bestand aus einem halben Dutzend berittener Indianer – der Leibwache Oceola's. Ich wunderte mich, daß er nicht mehr von seinen Leuten mitgenommen hatte, und gab meine Verwunderung zu erkennen.

Er machte aber aus der Gefahr kein großes Aufhebens. Die Soldaten, sagte er, würden sich wohl hüten, nach Einbruch der Nacht noch im Freien zu sein, und mag den Theil des Landes beträfe, durch welchen mir bei Tageslicht kommen würden, so würde derselbe niemals von

Truppen durchstreift. Uebrigens hätten auch in der letzten Zeit keine Recognoscirungen stattgefunden. Die Witterung sei zu heiß für solche Unternehmungen. Wenn wir irgend einem Trupp begegneten, so würde derselbe aus seinen eigenen Leuten bestehen. Von diesen hätten wir natürlich Nichts zu fürchten. Seitdem der Krieg begonnen, hätte er oft denselben Weg allein zurückgelegt. Er schien überzeugt zu sein, daß keine Gefahr vorhanden sei.

Ich für meine Person theilte diese Ueberzeugung nicht. Ich wußte, daß der Weg, den wir verfolgten, uns innerhalb weniger Meilen von dem Fort King vorbeiführen mußte. Ich dachte an das Entrinnen von Ringzold's Leuten. Höchst wahrscheinlich waren sie stracks nach dem Fort geritten und hatten die Nachricht von dem Tode des Pflanzers, mit einer Geschichte ihres eigenen tapfern Angriffe auf die Indianer ausgeschmückt, überbracht. Unter den Behörden war Ringzold kein gewöhnlicher Mann. Es ward vielleicht ein Detachement nach dem Lager abgesendet und wir befanden uns gerade auf dem Wege, wo wir ihm begegnen mußten.

Es fiel mir aus noch ein anderer Umstand ein – das geheimnißvolle Verschwinden des Mulatten in Begleitung jener Leute, wie man glaubte. Dies war hinreichend, um Mißtrauen zu erwecken, und ich sprach dasselbe gegen den Häuptling aus.

»O, fürchtet Nichts,« antwortete er. »Meine Spürer werden sie verfolgen und mir, sobald es Zeit ist, Meldung machen. Doch nein,« setzte er zögernd hinzu und

schien einen Augenblick lang in Gedanken zu versinken, »vor Einbruch der Nacht werden sie die Entflohenen doch nicht einholen, und dann – Ihr redet wahr, Randolph. Ich habe unklug gehandelt. An jenen thörigten Wichten wäre mir weiter Nichts gelegen, aber der Mulatte – das ist etwas Anderes. Er kennt alle Pfade, und wenn er zum Verräther werden sollte – wenn es – doch wir sind nun einmal auf dem Wege und müssen denselben weiter verfolgen. *Ihr* könnt Nichts zu fürchten haben, und was mich betrifft, so hat Oceola der Gefahr noch niemals den Rücken gekehrt und wird es auch jetzt nicht thun. Ja, glaubt Ihr mir wohl, Randolph, wenn ich Euch versichere, daß ich sie mehr *suche* als *meide*?«

»Ihr sucht die Gefahr?«

»Ja wohl – *den Tod! den Tod!*«

»Sprecht leise; laßt die Mädchen nicht hören, daß Ihr dies sagt.«

»Ah ja,« setzte er in gedämpfterem Tone hinzu, indem er halb wie mit sich selbst sprach. »In der That, ich sehne mich nach seiner Annäherung.«

Die Worte wurden mit einem Nachdrucke gesprochen, der nicht bezweifeln ließ, daß sie ernst gemeint waren. Irgend eine tiefe Schwermuth lastete auf seinem Gemüthe und nagte fortwährend daran. Was konnte die Ursache davon sein?

Ich konnte nicht länger schweigen. Die Freundschaft, nicht die Neugier, trieb mich zum Reden. Ich wagte eine Frage zu stellen.

»Ihr habt es also bemerkt? Aber nicht seitdem wir aufgebrochen sind – nicht seitdem Ihr jenes freundliche Anerbieten machtet. Ach, Randolph, Ihr habt mich glücklich gemacht. Sie, sie allein war es, welche mir die Aussicht auf den Tod so düster erscheinen ließ.«

»Warum spreicht Ihr vom Tode?«

»Weil er nahe ist.«

»Aber doch nicht Euch.«

»Ja, mir. Es lebt in mir die Ahnung, daß ich nicht lange mehr zu leben habe.«

»Ach, redet doch nicht so, Powell.«

»Freund, es ist wahr. Ich habe meine Todesbotschaft empfangen.«

»Na, Oceola! Das ist Euer nicht würdig. Ganz gewiß seid Ihr über dergleichen gemeine Grillen erhaben. Ich will nicht glauben, daß Ihr sie hegen könnt.«

»Glaubt Ihr, daß ich von übernatürlichen Anzeichen spreche – von dem Gekreisch des Quavogele, oder dem Geheul der Nachteule – von Anzeichen in der Luft, auf der Erde, oder im Wasser? Nein, nein. Ueber dergleichen seichten Aberglauben bin ich ganz bestimmt erhaben. Dennoch aber weiß ich, daß ich bald sterben muß. Es war Unrecht von mir, meine Todesbotschaft eine Ahnung zu nennen. Es ist eine physische Thatsache, welche mein nahendes Ende verkündet – sie ist *hier*.«

Indem er dies sagte, hob er die Hand empor und machte eine Geberde, wie um auf die Brust zu zeigen. Ich verstand, was er meinte.

»Lieber,« fuhr er nach einer Pause fort, »lieber wäre es mir gewesen, wenn das Schicksal mich getroffen hätte, auf dem Schlachtfelde zu fallen. Allerdings ist der Tod in keiner Gestalt sehr verlockend, diese aber scheint mir noch die am meisten vorzuziehende zu sein. Ich würde sie lieber wählen, als noch länger so hinleben – ja, ich *habe* sie gewählt. Zehn Mal habe ich den Tod auf diese Weise herausgefordert und bin ihm die Hälfte des Weges entgegengegangen, aber gleich einem Feigling oder einer schüchternen Braut weigerte er sich, *mir* entgegenzukommen.«

Es lag etwas fast Unheimliches in dem Gelächter, welches diese letzten Worte begleitete – ein seltsames Gleichniß, ein seltsamer Mensch!

Ich konnte mich kaum bemühen, ihn aufzuheitern. In der That bedurfte er auch keiner Aufheiterung – er schien glücklicher zu sein als vorher. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so wären meine armseligen Worte, die ihn seines rüstigen Aussehens versicherten, sicherlich unbeachtet geblieben. Er wußte, daß sie nur die falsche Aeußerung der Freundschaft waren. Ich hatte es sogar schon selbst geahnt. Ich hatte die bleiche Hautfarbe – die abgemagerten Finger – das glasige, eingesunkene Auge bemerkt. Dies also war der Wurm, der an diesem Leben nagte. Ich hatte die Ursache in etwas ganz Anderem gesucht. Das künftige Schicksal seiner Schwester war die schwerste Last auf seinem Herzen gewesen. Er sagte mir das, während wir weiter ritten.

Ich brauche nicht die Versprechungen zu wiederholen, die ich ihm nun gab. Es war nicht nöthig, daß ich sie beschwor; denn mein eigenes Glück mußte mich ja abhalten, ihnen untreu zu werden.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.
OCEOLA'S SCHICKSAL. – SCHLUSS.

Wir saßen am Rande der kleinen Lichtung, wo wir uns gelagert hatten – eines herrlichen Blumenbeetes, von tausendfachem Wohlgeruche duftend. Der Mond goß eine Fluth von silbernem Lichte herab und die uns umgebenden Gegenstände erschienen fast eben so deutlich als am Tage. Die Blätter der hohen Palmen, die Wachsblumen der Magnolien, die gelben Blüthen des Zanthoxylonbaumes – alles Dies ließ sich in den hellen Mondstrahlen deutlich unterscheiden.

Wir Vier saßen beisammen – Brüder und Schwestern – und plauderten traulich wie in der alten Zeit, und die Umgebung erinnerte uns Alle lebhaft an die Vergangenheit.

Jetzt aber regte die Erinnerung nur traurige Betrachtungen an, während sich zugleich Gedanken an die Zukunft erweckte. Vielleicht sollten wir Vier uns niemals wiedersehen. Wenn ich die dem Tode geweihte Gestalt vor mir betrachtete, hatte ich nicht den Muth zu freudigen Erinnerungen. Wir waren an Fort King wohl behalten vorbeigekommen. Wir waren keinem weißen Gesichte begegnet – seltsam, daß ich Leuten meines eigenen

Volkes zu begegnen fürchtete – und wir hatten nun keine Furcht mehr vor Gefahr, weder durch Hinterhalt noch durch offenen Angriff.

Die indianische Leibwache mit dem schwarzen Jake in ihrer Mitte saß innerhalb der Lichtung um das Feuer herum, mit Bereitung der Abendmahlzeit beschäftigt. So sicher fühlte sich der Häuptling, daß er nicht einmal eine Schildwache auf den Weg gestellt hatte. Er schien gegen jede Gefahr gleichgültig.

Die Nacht rückte immer weiter vor und wir standen im Begriffe, in die Zelte, – welche die Leute für uns aufgeschlagen hatten – zurückzukehren, als ein eigenthümliches Geräusch aus dem Walde zu uns drang. Meinen Ohren klang es wie das Brausen eines Flusses, oder wie das Rauschen eines starken Regens.

Oceola deutete es anders. Es war das fortwährende Rascheln von Laub, welches dadurch verursacht ward, daß ein zahlreicher Trupp, entweder Menschen oder Thiere, durch das Schilf hindurchging.

Wir sprangen sogleich auf und horchten.

Das Geräusch dauerte fort. Wir hörten jetzt aber auch zugleich das Knackern von dürren Reisern und das Klirren von Waffen. Zur Flucht war es zu spät. Das Geräusch kam von allen Seiten. Ein Kreis von Bewaffneten umzingelte die Lichtung.

Ich schaute auf Oceola. Ich erwartete, ihn auf seine Büchse zustürzen zu sehen, welche in der Nähe lag. Zu meiner Ueberraschung rührte er sich nicht.

Seine wenigen Leute waren schon alarmirt und hatten sich schnell an seine Seite verfügt, um seine Befehle zu empfangen. Ihre Worte und Geberden verriethen ihren Entschluß, in seiner Vertheidigung zu sterben.

Zur Antwort auf ihre hastigen Worte gab der Häuptling ein Zeichen, welches sie in Erstaunen zu setzen schien. Die Kolben ihrer Büchsen fielen plötzlich auf den Boden und die Krieger standen in passiver Haltung da, als ob sie die Absicht, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, aufgegeben hätten.

»Es ist zu spät,« sagte Oceola in ruhigem Tone; »es ist zu spät. Wir sind vollständig umzingelt. Unschuldiges Blut könnte vergossen werden und mein Leben ist das einzige, welches man sucht. Laßt sie kommen; sie mögen es nehmen. Leb' wohl, Schwester; Randolph, lebt wohl! Lebt wohl, Virg –«

Das Klaggeschrei Maümee's – Virginiens, mein eigener losbrechender, nicht mehr stummer Schmerz, übertäubten die Stimme, welche dieses wilde Lebewohl rief.

Wir drängten uns Alle dicht an den Häuptling und wußten nicht, was um uns her vorging. Unsere ganze Aufmerksamkeit war auf ihn gerichtet, bis lautes Geschrei und Commando uns verkündete, daß wir uns in der Mitte eines Bataillons Soldaten befanden. Als wir aufblickten, sahen wir, daß wir von einem Kreise Männer in blauen Uniformen eingeschlossen waren und ringsum funkelnnde Bajonnette uns entgegenstarrten.

Da kein Widerstand geleistet ward, so ward auch kein Schuß auf uns abgefeuert und man hörte Nichts weiter als das Schreien der Soldaten und das Klinnen des Stahls.

Später wurden Schüsse abgefeuert, aber nicht um zu tödten. Es war eine Freudensalve, um Oceola, das Gelingen dieser wichtigen Gefangenennahme zu feiern. –

Die Gefangenennahme war bald vollständig. Oceola stand, von zwei Mann gehalten, in der Mitte der bleichen Gesichter, seiner Feinde, als Gefangener. Seine Leute wurden ebenfalls festgenommen und die Soldaten formirten sich dann in eine ausgedehntere Linie und schlossen die Gefangenen in ihre Mitte.

In diesem Augenblicke erschien ein Mann vor den Reihen der Soldaten, in der Nähe des Platzes, wo die Gefangenen standen. Er war in einer Unterredung mit dem commandirenden Offiziere begriffen. Seine Kleidung verrieth in ihm einen Indianer, aber sein gelbes Gesicht widersprach dieser Voraussetzung. Auf seinem Kopfe trug er einen Turban, und drei schwarze Federn nickten über seine Stirn herab. Man konnte sich unmöglich in ihm irren.

Der Anblick war ein zum Wahnsinne reizender. Er gab dem Seminolenhäuptlinge seine ganze wilde Energie zurück, und die ihn haltenden Soldaten wie Kinder von sich schleudernd, sprang er auf den gelben Mann los. Zum Glück für diesen Letztern war Oceola nicht bewaffnet. Man hatte ihm keine Waffe gelassen – weder Pistol noch

Messer – und während er ein Bajonnet von der Muskete eines Soldaten riß, fand der Verräther Zeit, zu entwischen.

Der Häuptling stieß ein lautes Stöhnen aus, als er den Elenden durch die sich sofort wieder schließende Linie schlüpfen und dann sicher außerhalb des Bereichs seiner Rache stehen sah.

Es war aber nur eine eingebildete Sicherheit von Seiten des Verräthers. Sein Tod war beschlossen, obschon er ihn von einer unerwarteten Seite her erreichte.

Als er so hinter den Soldaten, mit dem Gesichte nach dem Gefangenen gewendet, stand, schlich sich eine dunkle Gestalt von hinten an ihn heran. Es war die eines Weibes – eines majestätischen Weibes, dessen hohe Schönheit selbst im Mondlichte sichtbar war, obschon Niemand weder sie noch ihre Schönheit sah. Nur die Gefangenen standen nach ihr hingewendet und sahen sie sich nähern.

Es war ein Auftritt, der nur wenige Secunden dauerte. Das Weib stahl sich dicht bis an den Mulatten und einen Augenblick lang schienen ihre Arme seinen Hals zu umschlingen.

Jetzt schimmerte Etwas in dem Mondlichte, was aussah wie Metall. Es war aber eine lebende Waffe – es war der furchtbare *crotalus*.

Das Klappern war deutlich zu hören und unmittelbar darauf folgte ein wilder Angstschrei, als das ausersehene Opfer die kalte Berührung der Schlange um seinen Hals und die scharfen Giftzähne in sein Fleisch dringen fühlte.

Das Weib zog schnell die Schlange zurück, hielt sie doch über den Kopf empor und rief laut

»Gräme Dich nicht, Oceola – Du bist gerächt! gerächt!
– der *chitta mico* hat Dich gerächt!«

Mit diesen Worten entfernte sich das Weib rasch, und ehe die erstaunten Zuhörer ihr den Rückzug abschneiden konnten, war sie unter das Gebüsch hinein und verschwunden.

Der von Entsetzen gepackte Mulatte taumelte bleich und erschrocken, während ihm die Augen fast aus den Höhlen hervortraten, hin und her. Mehrere der Soldaten und Offiziere sammelten sich um ihn, um Heilmittel anzuwenden. Man versuchte Schießpulver und Tabak, aber Keiner kannte die Kräuter, die ihn heilen konnten.

Es war seine Todeswunde, und ehe die Sonne wieder unterging, hatte er aufgehört zu leben.

Der Krieg hörte mit Oceola's Gefangenennahmung nicht auf, obschon ich keinen weitern Anteil daran nahm – auch endete er nicht mit seinem Tode, der einige Wochen später erfolgte. Nicht durch kriegsgerichtliches Urteil starb er – denn er war kein Rebell und hätte daher das Vorrecht eines Kriegsgefangenen in Anspruch nehmen können, sondern an jener Krankheit, welche, wie er wußte, ihn schon seit längerer Zeit unaufhaltsam dem Tode entgegenführte. Die Gefangenschaft beschleunigte

dieses Ereigniß wahrscheinlich. Sein stolzer Geist erlag derselben und mit diesem die edle Hülle, die ihn barg.

Freunde und Feinde standen in seiner letzten Stunde um ihn und hörten seine letzten Worte. Beide weinten. In diesem Gemache des Todes gab es nicht eine einzige thränenlose Wange, und das Auge manches Soldaten ward feucht, als er die gedämpfte Trommel hörte, welche an dem Grabe des edlen Oceola wirbelte.

Zuletzt ergab sich, daß es doch der joviale Capitain war, welcher das Herz meiner launenhaften Schwester gewonnen. Es dauerte lange, ehe ich ihr Geheimniß entdeckte, welches Licht über ein ganzes Labyrinth von Räthseln verbreitete, und ich war so ärgerlich darüber, daß sie es vor mir verborgen gehalten, daß ich mich fast weigerte, die Plantage mit ihnen zu theilen. Als ich es endlich that – auf Virginien Drohung – nicht die ihres Anwaltes – behielt ich das, was ich als die bessere Hälfte betrachtete, für mich und Maümee.

Die alte Heimathstätte blieb unser und ein neues Haus erstand bald darauf, ein Behältniß, welches würdig war, den Juwel einzuschließen, den es bestimmt war, in sich aufzunehmen.

Ich hatte auch noch eine anderwärts gelegene Pflanzung – die schöne spanische Klärung an der Tupelobucht. Ich brauchte einen Mann, der sie bewirthschaftete, oder

vielmehr »einen Mann und eine Frau von gutem Rufe ohne lästigen Anhang.«

Und wer hätte sich zu diesem Zwecke besser geeignet als der schwarze Jake und Viola, da sie vollständig den obigen Bedingungen entsprachen?

Ich hatte auch noch ein Besitzthum zu meiner Verfügung – ein sehr kleines – es lag an dem Rande des Sumpfes und bestand aus einem Blockhause mit der beschränktesten aller Klärungen rund herum. Dieses befand sich jedoch schon im Besitze eines Bewohners, den ich – obschon er mir keinen Zins bezahlte – nicht um Alles in der Welt daraus vertrieben hätte. Es war ein alter Alligatorjäger, Namens Hickman.

Ein anderer Mann desselben Schlages – er hieß Weatherford – wohnte auf einer angrenzenden Pflanzung, doch waren die Beiden öfter beisammen als getrennt.

Beide hatten im Laufe der Zeit von den Klauen der Bären, den Kinnladen und Schwänzen der Alligatoren und den Tomahawks der Indianer manche rauhe Behandlung erfahren. Wenn sie beisammen oder unter Freunden waren, erzählten sie gern ihre Abenteuer und Gefahren, und oft hörte man sie Beide erklären, die schlimmste Gefahr, aus der sich glücklich hervorgegangen, sei ihnen in einem brennenden Walde von Besentannen beschieden gewesen, während über zehntausend Mann rothe Indianer ringsherum auf sie gelauert hätten.

Indessen, sie waren auch dieser Gefahr glücklich entronnen und lebten noch lange, um die Geschichte derselben, mit allerhand phantastischen Uebertreibungen ausgeschmückt, erzählen zu können.